Leo N. Tolstoi

Die sexuelle Frage

Eine ‚Anthologie' des Jahres 1901,
Anhang: Die Kreutzersonate

www.tolstoi-friedensbibliothek.de
Band-Signatur
TFb_B015

Tolstoi-Friedensbibliothek.de
Reihe B | Band 15

Herausgegeben von
Peter Bürger

Editionsmitarbeit:
Bodo Bischof

Leo N. Tolstoi

Die sexuelle Frage

Eine ‚Anthologie' des Jahres 1901, Anhang: Die Kreutzersonate

Übersetzungen von Michail Feofanov, Nachman Syrkin & August Scholz

Tolstoi-Friedensbibliothek.de

TFb_B015

Die TFb-Buchausgabe mit ISBN-Nummer
wird nach Erscheinen angezeigt unter:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de
(Menüpunkt: Buchreihe)

Leo N. Tolstoi

DIE SEXUELLE FRAGE

Eine ‚Anthologie' des Jahres 1901,
Anhang: Die Kreutzersonate
Übersetzungen vom Michail Feofanov,
Nachman Syrkin & August Scholz

Tolstoi-Friedensbibliothek.de | Band-Signatur TFb_B015

Herausgeber, Redaktion & Gestaltung: Peter Bürger
https://www.tolstoi-friedensbibliothek.de/digital-biliothek/
Düsseldorf, 27.10.2023

Inhalt

Einleitende Hinweise des Herausgebers 7

Sammelband: O polovom voprosě | 1901
(zwei Übersetzungen)

Leo N. Tolstoj
ÜBER DIE SEXUELLE FRAGE
Übersetzt von Michail Feofanov, 1901 25

Einführung zu den ‚Flugschriften' (E. H. Schmitt) 25
Vorwort von Vladimir Čertkov 37
Über die Ehe (Nachwort zur ‚Kreutzersonate') 41
Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern 57
Bruchstücke aus Tagebüchern und Privatbriefen 62

Leo N. Tolstoi
DIE SEXUELLE FRAGE
Deutsch von Dr. Nachman Syrkin, 1902 123

Von der Redaktion (Vladimir Čertkov) 124
Nachtrag zur Kreutzer-Sonate 127
Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern 142
Bruchstücke aus den Tagebüchern und Privatbriefen 147

Anhang

Leo N. Tolstoi
DIE KREUTZERSONATE | 1887/89
Übersetzt von August Scholz 199

Bibliographische Übersicht zum Sammelband
О половом вопросе | O polovom voprose
(Die sexuelle Frage, 1901) 291

[Illustrationsseite]

Lew N. TOLSTOJ: О половом вопросе = O polovom voprosě
[mysli L. N. Tolstogo. Sobrannyja Vladimirom Čertkovym:
Sammlung ‚Über die sexuelle Frage'; Herausgeber V. G. Čertkov]
Berlin: Hugo Steinitz [G. Štejnic] 1901.

EINLEITENDE HINWEISE DES HERAUSGEBERS
der Tolstoi-Friedensbibliothek

„Es gibt keine Liebe, nur einen Trieb zur geschlechtlichen Vereinigung und ein verständliches Bedürfnis nach einem Lebensgefährten.“[1] Leo N. Tolstoi: Tagebucheintrag 1852

„Ich kann vor allem dieses Problem [der sexuellen Bedürfnisse, *pb*] nicht so rasch überwinden, denn ich bin ein widerlicher, geiler alter Mann!“[2] Leo N. Tolstoi, 1889

„Vor allem muß ich vorausschicken, daß, wenn ich davon rede, wie Ehegatten leben sollen, ich keineswegs damit sagen will, wie ich lebe oder gelebt habe, sondern im Gegenteil – ich weiß, wie man leben soll, weil ich selbst gelebt habe – wie man nicht leben soll.“ Leo N. Tolstoi (→S. 87-88)

Im sogenannten reifen Mannesalter – nach seiner Hinwendung zum ‚Weg Christi‘ – betrachtete Leo N. Tolstoi die sexuelle „Enthaltsamkeit“ als „eine notwendige Bedingung der menschlichen Würde im ehelosen Zustand“ (→S. 43). Hier stimmte er überein mit dem ansonsten wenig geschätzten Apostel Paulus: Am besten wäre, alle lebten ehelos und enthielten sich jeglicher Sexualität; doch wenn die sinnliche Begierde trotz bester Willensanstrengungen brennt, soll Verheiratung das Feuer löschen. In der Nachschrift zur ‚Kreuzersonate‘ versteigt sich der Dichter dann 1890 – im Kontext einer äußerst skeptischen Neubewertung von Fortpflanzung – zur Behauptung: „Eine christliche Ehe kann es nicht geben, und hat es nie gegeben“ (→S. 50 und S. 135). Was dem Verfasser als Ziel eines ‚sittlichen Strebens‘ vorschwebt, kann ohne Gewalt gegen die eigene Person vielleicht nur von Männern und Frauen mit asexueller Orientierung verwirklicht werden.

---

[1] Hier zitiert nach Geir KJETSAA: Lew Tolstoj. Dichter und Religionsphilosoph. Gernsbach: Casimir Katz 2001, S. 290. [Kurztitel nachfolgend: KJETSAA 2001]

[2] Brief an Vladimir Čertkov vom 10. April 1889, hier zitiert nach Ursula KELLER / Natalja SHARANDAK: Sofja Adrejewna Tolstoja. Ein Leben an der Seite Tolstojs. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2010, S. 192. [Kurztitel nachfolgend nur: KELLER/SHARANDAK 2010]

Es ging Tolstoi um Annäherungen an ein für den Menschen unerreichbares „Ideal“[3] (→S. 68), nicht um ein rigoroses Gesetz, Moralpredigten zur Verbreitung von Angst, eine Trennung der Menschen in ‚Reine‘ und ‚Sünder‘ oder jene Androhung von Höllenstrafen, mit welcher der kirchliche Beichtspiegel die Gläubigen einstmals in immerwährende Abhängigkeit verstrickt hat. Doch ‚tierischer Trieb‘ und Sinnlichkeit werden bei ihm zeitlebens nicht ‚integriert‘. Stattdessen entwirft der russische Christ ein sexualfeindliches Programm, das – wie er selbst zugibt – mit seinem eigenen Leben wenig zu tun hat und dessen weite Verbreitung wohl kaum zur Mehrung von Glück und Gewaltfreiheit in der Menschenwelt beitragen konnte. Soll das ‚wilde Tier‘ nun getötet oder gezähmt werden ?

Zur Aufgabe unserer Tolstoi-Friedensbibliothek gehört es nicht, durch Auslassungen die Produktion unwahrhaftiger Heiligenlegenden oder eine Prophetenanbetung zu befördern. Der vorliegende Band bietet die Möglichkeit, sich mit dem späten „Antisexualismus“ Leo N. Tolstois und auch mit dessen – von Widersprüchen durchzogenen – Frauenbild vertraut zu machen. Er enthält die beiden Übertragungen des Tolstoi-Sammelbandes *„Über die sexuelle Frage“* (O polovom voprosě, 1901) von Michail Feofanov und Nachman Syrkin sowie im Anhang die berühmt-berüchtigte Novelle *„Die Kreutzersonate“* (1887/89, Übersetzung August Scholz).

Zur ‚Geschlechterfrage‘ können in unserer Reihe vor allem auch die Bände *„Was sollen wir tun“*[4] und das letzte Lesebuch *„Weg des Lebens“*[5] herangezogen werden. Das Kalenderwerk *„Für alle Tage“* enthält ebenfalls von Tolstoi ausgewählte oder selbst verfasste Texte zum Thema.[6]

---

[3] KJETSAA 2001, S. 313: „Mit der Verdammung von Sex und Fortpflanzung hat Tolstoj sich zum Sprecher eines Vollkommenheitsideals gemacht, dessen Stärke gerade in seiner Unerreichbarkeit liegt: Der Mensch solle Keuschheit erstreben, aber das Ideal könne erst in einer unendlich fernen Zeit erreicht werden.“

[4] TFb_A007 | Leo N. TOLSTOI: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902). Norderstedt: BoD 2023, S. 333-336 u. a.

[5] TFb_A014 | Leo N. TOLSTOI: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. Mit einer Hinführung von Holger Kuße. Norderstedt: BoD 2023, S. 129-142 (‚Geschlechtsbegierde‘), S. 146.

[6] Lew TOLSTOI: *Für alle Tage*. Ein Lebensbuch. Auf Grundlage der russischen Ausgabe letzter Hand von Christiane Körner revidierte und ergänzte Übersetzung

1.
STACHEL IM FLEISCH:
DER „SCHWERSTE KAMPF“ GILT DEM SEXUALTRIEB

„An allem trage ich die Schuld –
ich, das grobe, egoistische Tier.“
(Leo N. Tolstoi, 1884[7])

Tolstois Vater Graf Nikolaj Iljitsch (1794–1837) hatte einst als Sechszehnjähriger „von seinen Eltern ein leibeigenes Dienstmädchen geschenkt bekommen, und mit ihr zeugte er auch einen Sohn. Derartige Beziehungen wurden in der Zeit für die Gesundheit junger Adliger als notwendig erachtet. Aber der Abkömmling hatte in der Regel ein trauriges Schicksal. Lew Tolstoj fand es immer ein wenig unangenehm, wenn sein dem Alkohol verfallener Halbbruder in Jasnaja Poljana auftauchte und bettelte. Nichtsdestoweniger setzte er diese Tradition fort und hatte selbst mehrere uneheliche Kinder.“[8] Im Sommer 1850 klagte er z. B. als junger Mann, er könne „seine Sinnlichkeit nicht zügeln … Kurz darauf schwängerte er Gasja, das Dienstmädchen seiner Tante [Toinette], die sofort vom Gut gejagt wurde“[9].

Leo N. Tolstoi hatte seine Mutter verloren, als er noch nicht zwei Jahre alt war. Geir Kjetsaa schreibt: „Bei seinem Kampf gegen die Versuchungen des Lebens betete er oft hilfesuchend zu seiner Mutter. Seine Schwierigkeiten, sich mit einer irdischeren Frau zu verbinden, sein Zwiespalt zwischen Sex und Liebe hatten sicher damit zu tun, dass er seine Mutter nicht mehr erlebt hat. Dieses heilige Frauenideal wurde zum Gegenstand einer Sehnsucht, bei der jegliches Geschlechtsleben unrein und sündhaft erschien. Dass es ihm später im Leben so schwer fiel, Zärtlichkeit auszudrücken, ist auch durch

---

von E. Schmitt und A. Škarvan. München: C. H. Beck 2010, siehe dort im Register unter ‚Ehe‘ und ‚Familie‘. (Diese sorgfältig bearbeitete und schöne Edition ist ebenfalls greifbar als Lizenzausgabe, Berlin: Fröhlich & Kaufmann Verlag 2018.)

[7] Hier zitiert nach KELLER/SHARANDAK 2010, S. 169.

[8] KJETSAA 2001, S. 16.

[9] KJETSAA 2001, S. 42-43. – An seine Mutter konnte sich Tolstoi nicht wirklich erinnern; als er neun Jahre alt war, starb auch der Vater. Das erlebte Vorbild bzw. ‚Modell‘ einer Ehe der eigenen Eltern hat es für ihn also kaum gegeben.

das Fehlen der Mutter erklärlich."[10] Die erste sexuelle Erfahrung des Jugendlichen mit einer Frau wird als traumatisch geschildert: „Seine Brüder hatten ihn in eines der vielen Bordelle der Stadt gelockt, und als er schließlich fertig war, blieb er neben dem Bett stehen und weinte bitterlich. Eine entsetzliche Situation! Er fühlte sich von Kräften gedemütigt, die er nicht beherrschen konnte, und die Frauen, die das später entgelten mussten, waren zahlreich. – Nach kurzer Zeit war Sex eine Droge geworden, die ihn für den Rest seines Lebens zeichnen sollte. ‚Während meiner ganzen Jugend war ich wie ein überfüttertes, mutwilliges Füllen', erinnerte er sich kopfschüttelnd am Ende seines Lebens. ‚Alle Darstellungen meines Lebens werden unwahr und einseitig sein, solange die Biographen nicht auf das Wichtigste eingehen, auf das, was den allergrößten Einfluss auf mein Leben hatte. Ich meine meine Beziehung zu Frauen. Aber das wird meinen Biographen wohl unbekannt bleiben, und vielleicht ist es auch nicht schicklich, die volle Wahrheit zu erzählen.' Eine dieser unschicklichen Wahrheiten war, dass er bereits in Kasan [als Studierender, *pb*] wegen einer Geschlechtskrankheit ins Krankenhaus musste, die ihn fast zwanzig Jahre lang plagen sollte."[11]

Den – nicht sehr erfolgreichen – Kampf gegen sich selbst bzw. gegen den eigenen ‚Stachel im Fleisch' hat Leo N. Tolstoi leider allzu leichtfertig in allgemeine Lebensweisungen übersetzt. In der ‚Anthologie' bzw. Zusammenstellung *„Die sexuelle Frage"* (O polovom voprosě, 1901) lesen wir aus seiner Feder folgende Aufforderung: „Der Kampf mit dem Geschlechtstrieb ist der schwerste Kampf, und es giebt keine Lage und kein Lebensalter, außer der ersten Kindheit und dem höchsten Alter, in dem der Mensch von diesem Kampfe befreit wäre, und darum darf man sich durch diesen Kampf nicht niederdrücken lassen, man darf sich nicht darauf verlassen, daß man in eine solche Lage kommen könnte, in der es keinen geben wird, man darf keinen Moment erlahmen, vielmehr muß man dessen eingedenk sein und alle diejenigen Maßregeln ergreifen, die den Feind schwächen: das, was Leib und Seele schwächt, vermeiden und sich bemühen, beschäftigt zu sein." (→S. 66).

---

[10] KJETSAA 2001, S. 23.

[11] KJETSAA 2001, S. 35. Vgl. bei Ulrich SCHMID: Lew Tolstoi. München: C. H. Beck 2010, S. 63 den Hinweis auf das geheime Tagebuch (9. Juli 1908); Tolstoi erinnert sich nicht mehr, wann genau er „die Unzucht in den Bordellen begonnen" hat.

[Illustrationsseite]

Tolstois junge Braut Sofja Andrejewna (geb. Behrs)
im Jahr 1862 | Aufnahme: M. B. Tulinow

2.
„LEO TOLSTOIS BEISPIEL EINER UNGLÜCKLICHEN EHE ODER: WER HAT DIE EIGENTLICHE SCHULD ?“

(Eugen Drewermann)

Mitten im Jahrzehnt seines tiefgreifendsten geistigen Umbruchs war der weltberühmte Dichter, der die Menschen solchermaßen zur ‚Keuschheit‘ aufruft, noch als literarischer Anwalt einer unglücklichen Gattin in Erscheinung getreten. An seine entsprechende – 1873 bis 1878 entstandene – Dichtung sei an dieser Stelle mit Ausführungen Eugen Drewermanns erinnert:

„Man muß … bedenken, daß die Zerstörung der Liebe durch die Gefühllosigkeit eines moralischen Vollkommenheitsstrebens und der Unmöglichkeit einer wahren Vergebung nicht erst mit dem Problem bestimmter Fehltritte beginnt. – Leo Tolstoi hat in dem Roman ‚*Anna Karenina*‘ für alle Zeiten gültig beschrieben, wie eine Ehe an dem Kontrast zwischen der steifen Korrektheit des Mannes (Alexej Alexandrowitsch Karenin) und dem Erlebnishunger seiner Frau (Anna Arkadjewna) zerbricht. Alexej, der als Waisenkind aufgewachsen ist, hat in seinem Leben einzig gelernt, das Gymnasium und die Universität mit Auszeichnung zu bestehen, eine glänzende Karriere zu machen und sich mustergültig nach außen hin zu disziplinieren. Aufstieg, Ehrgeiz und Erfolg waren die alleinigen Ziele seines Lebens. Um Freunde hatte er sich nie bemüht, und auch seine Heirat mit Anna war lediglich ein Akt der Vernunft und der gesellschaftlichen Anpassung gewesen, den er sich schwer genug hatte abringen müssen. Alle menschlichen Beziehungen waren für ihn ‚in gewisse, durch Gewohnheit und Sitte fest bestimmte Grenzen eingeschlossen, die nicht überschritten werden durften.‘ Seiner Einstellung zur Religion fehlte, wie Tolstoi sagt, ‚jegliche Tiefe der Vorstellungskraft‘. ‚Er sah nichts Unmögliches und Absurdes in dem Gedanken, … daß, da er den vollkommenen Glauben besaß, dessen Maß er im übrigen selbst bestimmte, auch für die Sünde kein Raum sei‘. Eben diese äußerliche und oberflächliche Art des Religiösen ist es, die ihn schließlich hindert, Anna zu vergeben, als sie, hungrig

nach Liebe, den Verführungskünsten des eitlen Wronskj erliegt, und statt mit einer gewissen Hochherzigkeit in die einzig alle erlösende Möglichkeit einer Scheidung einzuwilligen, versteckt er sich hinter den Paragraphen der kirchlichen Vorschriften, bis er seine Gattin endgültig in die Verzweiflung und in den Tod treibt. ‚Das ist kein Mann', erklärt Anna von ihm gegenüber Wronskj, ‚sondern eine Marionette … Das ist kein Mensch, sondern ein ministerieller Automat. Er begreift nicht, daß ich (in Wahrheit, d. V.) deine Frau bin, daß er ein Fremder, daß er überflüssig ist.' Im Sinne der Moral ist Anna zweifellos schuldig, aber ungleich schuldiger ist die Schuldlosigkeit ihres Gemahls; um seine bedrohte Ehe noch rechtzeitig zu retten, müßte Herr Karenin sich eine Wahrheit zugeben können, die sein ganzes Leben zerstören würde: daß die Versuchbarkeit der Liebe menschlicher sein kann als die korrekte Seelenstarre, die zu keiner freien Handlung fähig ist. – Alle Gesetze, alle Institutionen stehen zweifellos auch heute noch immer auf seiten der Karenins; aber eine menschliche Ordnung, eine göttliche gar, sollte einer Anna Arkadjewna die Chance zum Leben lassen. Wenn es ein Heilmittel gäbe, das alle Untreue unter den Liebenden ausschlösse, meinte schon um 1900 der große Dichter unglücklicher Liebe Arthur Schnitzler in der kleinen Parabel *‚Die drei Elixiere'* einmal, dann würde es das Leben selber töten; aber wenn dies zutrifft, dann gilt doch wohl auch umgekehrt: Die Liebe lebt von der Notwendigkeit und der Bereitschaft, das Glück des anderen *bedingungslos* zu wollen, und sei es selbst in einer neuen Form der Partnerschaft nach dem schuldlos-schuldhaften Zusammenbruch der eigenen Glücksvorstellungen und -erwartungen."[12]

---

[12] Eugen DREWERMANN: Psychoanalyse und Moraltheologie. Band 2: Wege und Umwege der Liebe. Fünfte, ergänzte Auflage. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1987, S. 133-135. – Mehr als auf anderen Gebieten gebührt wohl bei der „Frage der Sexualität" dem *Dichter* Leo N. Tolstoi Vorzug gegenüber dem *Verfasser moralistischer Traktate*. Eine diesbezügliche Sichtung des literarischen Spätwerks darf sich natürlich nicht beschränken auf die ‚Kreuzersonate', von der im nächsten Abschnitt die Rede ist. – Einen Gesamtüberblick zu „Tolstois Kampf gegen den Sexus" bietet Ulrich SCHMID: Lew Tolstoi. München: C. H. Beck 2010, S. 61-69. [Kurztitel: SCHMID 2010]

[Illustrationsseite]

Zur Sichtweise der Gattin

Ursula KELLER / Natalja SHARANDAK:
Sofja Adrejewna Tolstoja. Ein Leben an der Seite Tolstojs.
Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2010

3.
‚KREUTZERSONATE':
DIE BERÜCHTIGTE NOVELLE ÜBER EINEN GATTEN, DER AN SEINER SINNLICHKEIT LEIDET UND DIE EHEFRAU ERMORDET

„Er vermag nicht zu lieben,
hat es von Jugend auf nicht gelernt."
(Sofja Tolstaja über ihren Gatten Leo Tolstoi[13])

Wie anders nun wirkt später auf die Leser jene 1887-1889 entstandene Novelle über einen Ehemann, der seine Gattin ermordet hat und die eigene Sinnlichkeit ablehnt (Text →S. 199-289): „Formal ist die *Kreutzersonate* ein Bekenntnis des Gutsherrn Posdnyschew, der dem Ich-Erzähler des Buches während einer Zugfahrt von seiner Ehe erzählt. Nach wilden Jugendjahren hatte er eine hübsche Frau geheiratet, aber die Ehe war schlecht: Sie war nämlich nur auf sinnlicher Liebe gebaut, auf der Gewissheit, einen anderen Menschen zu besitzen. Verständlicherweise gerät die Beziehung auf dieser instabilen Grundlage bald ins Schwanken. Posdnyschew wird von einer zügellosen Eifersucht gepackt und verdächtigt seine Frau, ein Verhältnis mit einem Geiger zu haben. Als er sie einmal miteinander Beethovens bekannte Sonate spielen hört, meint er zu bemerken, dass sie sich unter der verzaubernden Einwirkung der Musik ihrer Liebe bewusst werden. Einem Brief seiner Frau entnimmt er, dass der Geiger auch weiterhin in seinem Haus verkehrt. Rasend vor Eifersucht stürzt er nach Hause und sticht sie mit einem Dolch nieder […] Nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt wird Posdnyschew vom Gericht freigesprochen, und jetzt zitiert er die Worte Christi, jeder, der eine Frau ansieht, um sie zu begehren, habe bereits in seinem Herzen Ehebruch mit ihr begangen. Nach Ansicht Posdnyschews gelte diese Bibelstelle für die Beziehung eines Mannes zu allen Frauen – und ganz besonders in der Beziehung zur Ehepartnerin."[14]

Posdnyschew hatte sich vor seiner Eheschließung sexuellen Ausschweifungen hingegeben und es gelingt ihm nicht, nach der Heirat

---

[13] Hier zitiert nach KELLER/SHARANDAK 2010, S. 193.
[14] KJETSAA 2001, S. 304.

ein neues Verhältnis zur eigenen Sexualität zu entwickeln: „Obwohl er körperliche Begehrlichkeiten als ‚tierisch' ablehnt, ist er von den sinnlichen Reizen seiner Braut angezogen und fasziniert. Im Laufe der folgenden Jahre bekommen sie fünf Kinder. Seine Gattin – sie ist eine nun dreißigjährige Schönheit – erfährt, dass sie aus gesundheitlichen Gründen keine Kinder mehr bekommen darf. Dem eifersüchtigen Ehemann ist die Loslösung der Sinnlichkeit von der Zeugung zuwider. War doch das Gebären und Nähren der Kinder in seiner Wahrnehmung die einzige Versicherung gegen die mögliche Untreue seiner Frau. Das Liebesleben der Posdnyschews ist nun die bloße Befriedigung der Leidenschaft; da es zu keiner Schwangerschaft kommt, ‚dagegen lehrten sie die Ärzte ein Mittel' […], erscheint ihm der Geschlechtsverkehr als sittenlos."[15]

In der *‚Kreutzersonate'* haben viele Züge und Konfliktfragen der Ehe des Dichters Niederschlag gefunden, so dass sie mit einigem Recht später als Tolstois ‚literarischer Mord' an der eigenen Gattin – also auch als ‚Beichte' – betrachtet werden konnte. (Die Gräfin war erschüttert, erwirkte aber mit ‚strategischer' Klugheit beim Zaren eine Veröffentlichungserlaubnis im Rahmen der von ihr betreuten Ausgabe der Werke.) Der erstaunliche Erfolg der Novelle wäre allerdings kaum erklärbar, wenn sie nicht mit dem Leben und den möglichen Abgründen in den Beziehungen der Menschen zu tun hätte. Übersetzungen in die deutsche Sprache stammen von Hermann Asemissen, Ena von Baer, Alexander Eliasberg, Alfred Alexander Fiedler, Johannes von Guenther, Josef Hahn, L. Albert Hauff, Adam Kotulski, Raphael Löwenfeld (Nachwort), Hertha Lorenz, Arthur Luther, Olga Radetzkaja, Hermann Roskoschny, August Scholz [→S. 199-289] und Marie Stellzig.

Wenn die Hauptgestalt der Dichtung die Institution der Ehe wie eine legalisierte Variante von Prostitution beschreibt, mag man das als Kritik an einer Grundsäule der bürgerlichen Gesellschaft deuten, doch eine ‚libertäre Interpretation' überzeugt nicht. Die *‚Kreutzersonate'* eröffnet eine neue Entwicklung in den Überlegungen Tolstois über die Geschlechtlichkeit: „In seinen früheren Werken hatte er die Sexualität insofern als sinnvoll anzusehen vermocht, als sie der Fortpflanzung und der Familiengründung dient. Er entwarf ein Ideal

[15] https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Kreutzersonate (abgerufen am 25.10.2023).

einer selbstlosen Liebe, in der die Frau ihre Erfüllung in der Fürsorge für Ehemann und Kinder findet. In Tolstojs Spätwerk ist von der positiven Auffassung der Ehe nichts mehr geblieben. Er weist der Frau die Rolle der Verführerin zu, deren einziges Ziel darin bestehe, den Mann durch die Sinnlichkeit an sich zu binden, und die so seinen Untergang herbeiführe. Selbst Ehe und Familiengründung hält der Schriftsteller nun für egoistisch und unchristlich."[16]

4.
DIE „NACHSCHRIFT" ZUR NOVELLE UND EINE SEXUALFEINDLICHE „ANTHOLOGIE"

Dem US-amerikanischen Journalisten James Creelman gegenüber erläuterte Tolstoi seine Sicht als Autor der ‚Kreutzersonate' folgendermaßen: „Mann und Frau haben zwei Naturen, die tierische und die geistige. Wenn ein Mann sich betrügt, indem er glaubt, körperliche Leidenschaft sei eine wesentliche Eigenschaft seiner höheren Natur, wird er ihr selbstverständlich weiterhin nachgeben und sie auch noch steigern, und zwar auf Kosten seines geistigen Wachstums. Deshalb protestiere ich gegen die geschlechtliche Liebe. Sie ist zu stark mit persönlicher Befriedigung verknüpft, zu eingeschränkt und egoistisch, zu sehr auf tierischen Genuß ausgerichtet."[17] – Dem dänischstämmigen Amerikaner Charles Andersen schrieb Tolstoi im Herbst 1890: „Sie fragen, ob ich der Ansicht bin, miteinander zu schlafen dürfe nicht gutgeheißen werden. Meine Antwort ist, dass es das nicht darf. Alle sollten wissen, dass es für Mann und Frau am besten wäre, keusch zu sein, sowohl in der Ehe als auch außerhalb. Wenn Sie dann jedoch fragen, was die Folgen dieser Auffassung wären (falls sie von allen akzeptiert würde, etwas, was in vielen hundert Jahren nicht geschehen wird), so muss ich antworten, dass ich das nicht weiß, und ich möchte es auch gar nicht wissen, weil es

[16] KELLER/SHARANDAK 2010, S. 187-188.
[17] Hier zitiert nach KJETSAA 2001, S. 308.

nicht meine Sache ist. Was ich weiß, ist, dass keusch zu sein für die Seele immer besser ist, als körperlicher Liebe nachzugeben."[18]

(Auch wenn es in einige Schriften – wie etwa dem Werk *„Was sollen wir tun"*[19] – so scheint, als könne sich Tolstoi zu einem Fürsprecher der Emanzipation des weiblichen Geschlechts entwickeln, so sind doch nachfolgende Zeugnisse zu seiner Unfähigkeit, Frauen wirklich als ebenbürtige Partnerinnen zu achten, erschütternd.[20])

Besonders dem Verleger und Tolstoianer Vladimir Čertkov (Wladimir Tschertkow) scheint es ein Anliegen gewesen zu sein, die befremdlichen Anschauungen des in die Jahre gekommenen Dichters hinsichtlich des „Verhältnisses der Geschlechter" und der sinnlichen Freuden einem breiten Publikum zu vermitteln. Unter seinem Einfluss[21] verfasste Tolstoi ein *„Nachwort zur Kreutzersonate"*[22] (→S. 41-56 und 127-141), das von jedem Anwalt der Kunst nur als Katastrophe betrachtet werden kann. Die Erzählung selbst bleibt ja offen für unterschiedliche Lesarten. Sie beleuchtet überzeugend die Tragik einer Ehe, was zu einer breiten Rezeption führte. Das Nachwort verfrachtet den Dichter jedoch in ein geistiges Gefängnis, indem es die Ideologiebildungen des unglücklichen, eifersüchtigen Gatten in der Novelle zu allgemeingültigen Anschauungen erklärt. Mutig ist diese programmatische Identifikation mit dem Frauenmörder im eigenen Literaturwerk allemal, aber ist sie auch sympathisch?

Zur Jahrhundertwende besorgt Čertkov die Tolstoi-‚Anthologie' *„Über die sexuelle Frage"*, die 1901 als russische Ausgabe in Berlin erscheint.[23] Sie enthält das *„Nachwort zur Kreutzersonate"*, den ebenfalls

---

[18] KJETSAA 2001, S. 311-312.

[19] TFb_A007 | Leo N. TOLSTOI: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

[20] Vgl. auch KJETSAA 2001, S. 349; SCHMID 2010, bes. S. 65-69.

[21] Vgl. KJETSAA 2001, S. 309. – Vladimir Čertkov (1854-1936), ein glühender Anhänger, war seit Dezember 1883 mit Tolstoi bekannt und ist als bedeutsamster Vermittler von dessen späten Schriften in Erscheinung getreten.

[22] Lew N. TOLSTOI: Posleslowije k „Kreizerowoi Sonate" (Nachwort zur Kreutzersonate, April 1890). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranije sočinenij]. Band 27. Moskau 1936, S. 79-92.

[23] Lew N. TOLSTOJ: О половом вопросе = O polovom voprosě [mysli L. N. Tolstogo. Sobrannyja Vladimirom Čertkovym: ‚Anthologie'/Kompilation ‚Über die sexuelle Frage'; Herausgeber V. G. Čertkov]. Berlin: Hugo Steinitz [G. Štejnic] 1901. – Abbildung des Titelblatts auf →Seite 6 der Druckausgabe dieses Bandes.

1890 entstandenen Text *„Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern"*[24] sowie eine vom Bearbeiter gezielt ausgewählte Kompilation von *Briefstellen und Tagebucheinträgen*, die – wohl ganz nach dem Geschmack Čertkovs – diese Publikation vollends zu einem sexualfeindlichen ‚Manifest' werden lässt. Im bibliographischen Anhang des vorliegenden Bandes, der die beiden Übersetzungen von Michail Feofanov (1901) und Nachman Syrkin (1902) enthält, sind fünf verschiedene deutsche Editionen dieser Zusammenstellung ausgewiesen (→S. 290-292).

Zu den Nachwirkungen der in den genannten Texten unterbreiteten Anschauungen über Ehe und Sexualität in tolstojanischen Kreisen vermerkt Dirk Falkner: Es „nahm in einigen Kommunen der Asketismus hässliche Züge an, weil dort die Mitglieder aufgefordert wurden, dem Geschlechtsverkehr abzuschwören, obwohl Tolstoi im Nachwort zur ‚Kreutzersonate' (1890) betont hatte, dass die sexuelle Enthaltsamkeit ‚nicht die Verhaltungsregel oder Vorschrift [ist]' und nur auf freiwilliger Basis erfolgen könne"[25].

Auch wenn Tolstoi ein Streben nach Keuschheit als *Weg* empfiehlt und nicht etwa einen ‚Endzustand des vollkommen engelgleichen Lebens' von den Menschen einfordert, stehen seine ‚Sexualschriften' keineswegs im Einklang mit dem von ihm beschrittenen Pfad der Gewaltfreiheit. Vieles weist darauf hin, dass der Dichter seine seit Jugendtagen sehr stark als Belastung erlebte Sexualität nicht verändern bzw. erlösen durfte. Schlimm ist, dass er die *eigene* Sexualität als die einzige mögliche Form überhaupt betrachtet und dann mit dem Anspruch auf *Allgemeingültigkeit* behauptet, „daß der geschlechtliche Verkehr ein erniedrigender und ekelhafter Akt ist" (→S. 195). Wie könnte sich auf solcher Grundlage auch je eine Sinnlichkeit entfalten, die Menschen nicht erniedrigt, sondern beglückt?

Äußerst problematisch ist, dass Tolstoi mehr oder weniger offen zugibt, dass sein eigenes Leben mit dem in den Schriften propagierten ‚Enthaltsamkeitsideal' wenig gemeinsam hat, und gleichzeitig

---

[24] Lew N. TOLSTOI: Ob otnošenijach meždu polami (Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, 1890). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranije sočinenij]. Band 27. Moskau 1936, S. 286-289.

[25] Dirk FALKNER: Straftheorie von Leo Tolstoi. (= Juristische Zeitgeschichte – Abteilung 6, Band 57). Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2021, S. 193.

glaubt, gerade deshalb – als ein im „Ekel“ (oder „Selbstekel“) Gefangener – anderen auf dem Feld der Geschlechtlichkeit den Weg zu weisen, „wie man leben soll“ (→S. 87-88). Das kann nimmer gut gehen. In den grundlegenden Fragen von Persönlichkeit und Leben können Menschen andere Menschen nur so weit führen, wie sie selber Schritte der Reifung, Heilung oder Befreiung erfahren durften.

Zumal die überkommene kirchliche Familienideologie kann sich wohl kaum auf die frühe Jesus-Bewegung berufen. Auch aus christlicher Sicht bleibt hier die Suche nach Auswegen und Alternativen eine Herausforderung. Tolstois Vorschlag – Bezwingung statt Zähmung und Wandlung des „wilden Tiers“ – überzeugt nicht.

5.
Die literarische Gegendarstellung der Ehefrau – erst nach einem Jahrhundert veröffentlicht

„Ich wollte eine andere Liebe …
Dich trifft keine Schuld.
Du konntest nicht begreifen, was …
was *wichtig* ist in der Liebe …“[26]
(Anna, Gattin des Fürsten Prosorski | Roman)

Hüten sollten wir uns vor dem Zwang, im weithin öffentlich ausgetragenen Ehekrieg von Leo Nikolajewitsch Tolstoi und Sofja Andrejewna Tolstaja unbedingt zugunsten einer Seite Partei zu ergreifen. Biographische Darstellungen sowie Tagebuch- und Briefeditionen[27]

---

[26] Sofja Tolstaja: *Eine Frage der Schuld*. Anläßlich der „Kreutzersonate“ von Lew Tolstoi. Roman. – Kurze Autobiographie der Gräfin Sofja Andrejewna Tolstaja. Aus dem Russischen von Alfred Frank und Ursula Keller. Nachwort von Ursula Keller. Zweite Auflage, Taschenbuch. München: btb Verlag 2010, S. 210. [Kurztitel nachfolgend: Tolstaja 2010]. – Die Erstauflage dieser Übersetzung erschien im Manesse Verlag, Zürich 2008.

[27] Vgl. dazu die ausführliche Bibliographie in unserem Band TFb_B011 | Leo N. Tolstoi: *Religiöse Briefe*. Übersetzt von Karl Nötzel. – Neuedition der Ausgabe von 1922. Norderstedt: BoD 2023, S. 439-443.

erschließen uns kein Bild nur von unversöhnlichen ‚Kriegsfronten', sondern vielmehr erstaunliche Zeugnisse einer loyalen Gefährtenschaft – ‚trotz alledem'. Erwartungen bei der Eheschließung haben sich als Trugschluss erwiesen. Lebensgeschichtliche Verwundungen hindern besonders den Gatten, über den eigenen Schatten zu springen. (Vorwürfe hinsichtlich der Ausprägung seiner Sexualität entsprechen aber durchaus der ‚*Selbstkritik*' Tolstois.) Die Persönlichkeiten und Lebensentwürfe der beiden Eheleute entwickeln, verändern sich. Was andererseits einmal im Zusammenspiel gut passte, tut es jetzt nicht mehr … All dies ist keineswegs außergewöhnlich. Sollten wir uns nicht wundern, dass es – inmitten des Verletzens und Verletzt-werdens – immer wieder Unterbrechungen, Kompromisse[28] und Bekundungen einer gewandelten Liebe[29] gibt ?

Gleichwohl kann es heute nicht mehr angehen, die bezogen auf das breite Publikum wirkmächtigere Sichtweise des Grafen zu referieren und dabei die längst beleuchtete Perspektive der Gräfin zu unterschlagen. Vor allem das Buch *„Sofja Tolstaja – Ein Leben an der Seite Tolstojs"* (2010) von Ursula Keller und Natalja Sharandak hat trefflich für Abhilfe gesorgt.

Ein Hauptschauplatz im Leben der Gräfin gestaltete sich folgendermaßen: „Das Ehebett in Jasnaja Poljana war schmal, und die Kinder kamen wie Perlen auf einer Schnur. Der Dichter führte seine Frau gerne auf das alte Ledersofa, wo über mehrere Generationen der Familienzuwachs zur Welt gekommen war. Der Älteste, Sergej, meldete seine Ankunft neun Monate und sechs Tage nach der Hochzeit. Ein Kratzer in der Freude war zwar, dass sie das Kind nicht

---

[28] Tolstoi will das Ideal der Besitzlosigkeit (und ein ‚*universelles* Ethos') verwirklichen, alle Privilegien der herrschenden Klasse abwerfen. Der ‚weibliche Materialismus' von Sofja Andrejewna, welcher – erprobt u. a. auch in der organisierten Hungersnotbekämpfung des Gatten – die Ökonomie für alle Mitglieder der familiären Hausgemeinschaft zufriedenstellend und gerecht bestellt (*Nahbereich*), obsiegt letztlich. Leo N. Tolstoi kommt in den Genuss der Vorzüge, kann aber immerhin – wie die Mitglieder des frühen Franziskanerordens – darauf verweisen, dass der Besitztitel für die Güter nicht mehr bei ihm liegt und zudem sämtliche späten Werke allen Menschen ‚gemeinfrei' zur Verfügung stehen.

[29] Einzelne liebevolle Szenen in der Romanverfilmung *„Ein russischer Sommer | The Last Station"* (BRD, Russland, GB 2009; Literaturvorlage Jay Parini) des US-amerikanischen Regisseurs Michael Hoffman müssen keineswegs zwingend als unangemessene Fiktionen abgetan werden.

stillen konnte, aber es kamen bald weitere Gelegenheiten. Denn jetzt verging kaum ein Jahr ohne eine Kindstaufe in Jasnaja Poljana. Tolstoj war immer gereizt, wenn die Kinder in Sonjas Bauch anfingen zu strampeln. Dann war es fast, als gehörte sie nicht mehr ihm, auch wenn sie sich ihm noch so oft hingab. – Im Lauf der ersten elf Jahre gebar sie ihrem Mann acht Kinder, und dann noch weitere fünf in den nächsten fünfzehn Jahren. In sechsundzwanzig Jahren waren es dreizehn Kinder, von denen neun das Erwachsenenalter erreichten. Dazu kommen drei Kinder, die früh gestorben sind. Macht zusammen sechzehn Schwangerschaften! Er war nicht nett zu Ihr, klagte Sonja – es war ja nicht ihre Schuld, dass sie immer schwanger war. Er war es, der verlangte, sie solle ständig Kinder bekommen."[30] Die Gattin meinte von ihrem Mann gar, es sei „eigentlich nur das Ehebett, das ihn froh stimmte"[31]. Sie wirft ihm, dem weitherzigen Freund der Armen, später vor: „Es ist schade, daß Du Deine eigenen Kinder so wenig liebgewonnen hast; wenn sie Bauernkinder wären, dann wäre das anders."[32]

Auch vor diesem Hintergrund musste Sofja Andrejewna Tolstaja die „Kreutzersonate" ihres berühmten Mannes als unerträgliche Zumutung empfinden, die nicht unerwidert bleiben durfte. Sie verfasste bereits 1892/1893 eine hochkarätige literarische Antwort: *Wessen Fehl*? *Wessen Schuld*? Sie erzählt darin, so schreibt Simone Meier in einer forschen Zusammenfassung, „die Geschichte der … jungen Anna, die von einem reifen Familienfreund und Fürsten, der sich für einen großen Intellektuellen hält und immer irgendeinen manierierten Mist veröffentlichen muss, gepflückt wird. Sie versucht, mit ihm eine halbwegs kultivierte Beziehung aufzubauen, doch was auch immer sie sagt oder tut, er denkt nur an Sex. Sie hat Mühe, diesen zu genießen, zu oft fühlt es sich an wie eine Vergewaltigung. – Sie ekelt und fürchtet sich vor ihrem Mann, weiß nicht, wie sie dem abhelfen kann und verhält sich ‚fügsam – doch das war schon alles'.

---

[30] KJETSAA 2001, S. 146-147.

[31] KJETSAA 2001, S. 311. – Vgl. aber auch hier den Hinweis auf das geheime Tagebuch, in dem Leo N. Tolstoi am 9. Juli 1908 zu seinem ‚unzüchtigen Lebenslauf' schreibt: „Später die Ehe, in der – obwohl ich meine Frau nicht ein einziges Mal betrogen habe – meine Lust auf die Frau widerlich und verbrecherisch ist." (Hier zitiert nach SCHMID 2010, S. 63.)

[32] Hier zitiert nach KELLER/SHARANDAK 2010, S. 180.

Lieber will sie unterrichten, zeichnen, Klavier spielen, sich über Kultur unterhalten. Ihr Mann will nichts von dem. Er geht jagen – Tiere und Frauen; eine seiner Geliebten verhöhnt Anna. Sie wird depressiv, welkt dahin, gebiert ein Kind ums andere, stirbt fast dabei, ihrem Mann ist sie egal, bis sie seinen alten Bekannten Bechmetew kennenlernt, einen sensiblen, kulturinteressierten Mann, der sie als Gleichberechtigte behandelt. Anna und Bechmetew verbringen viel Zeit miteinander, sie ist glücklich und ein wenig in ihn verliebt, er wird ihr bester, innigster Freund, macht ihr aber keine erotischen Avancen. – Gut möglich, dass Bechmetew ebenso schwul ist wie [im wirklichen Leben, *pb*] Sofjas Klavierlehrer, ausgesprochen wird nichts, alles ist in einer schönen, romantisch deutbaren Schwebe, doch natürlich droht das schlimme, große Finale. Der eifersüchtige Fürst liegt nach einem Jagdunfall grollend zu Hause, Bechmetew ist inzwischen todkrank, Anna und er unternehmen eine letzte melancholische Kutschfahrt, bei der sie ihn zum Abschied auf die Stirn küsst, mehr geschieht nicht. Als sie nach Hause kommt, wirft der Fürst einen Briefbeschwerer aus Marmor nach ihr und trifft sie an der Schläfe. Seitenlang stirbt sie. Unschuldig. Bechmetew folgt ihr einen Monat später. Der Fürst bereut."[33]

Wie die ‚Kreutzersonate' ist auch dieses Werk kein getreues Abbild des Ehelebens in Jasnaja Poljana; ohne Zweifel hat die Verfasserin aber hier dem Ehemann die Möglichkeit gegeben, ihr Erleben des gemeinsamen Weges verstehen zu können. Sofja Andrejewna ließ diese wohl bedeutsamste Wortmeldung wider die ‚Kreutzersonate' auch nach dem Tod ihres Gatten unveröffentlicht. Der kleine Roman erschien in Russland erstmals 1994. Die von Alfred Frank besorgte deutsche Ausgabe *„Eine Frage der Schuld"* – nebst einer von Ursula Keller übersetzten autobiographischen Skizze der Gräfin – liegt seit 2008 vor.[34]

---

[33] Simone MEIER: Tolstoi begeht literarischen Femizid an seiner Frau. Sie rächt sich virtuos. In: Wats*on*-Online, 09.01.2023. https://www.watson.ch/leben/frauen%20der%20geschichte/466012277-tolstoi-begeht-literarischen-femizid-an-seiner-frau-sie-raecht-sich [Hinweise auf eine mögliche Homosexualität von Bechmetew konnte ich selbst bei der Romanlektüre nicht entdecken, *pb*.]

[34] Zweite Auflage der Ausgabe in deutscher Sprache: TOLSTAJA 2010. (Vgl. dort im Nachwort von Ursula Keller sowie in KELLER/SHARANDAK 2010, S. 193-198 die Erhellung bzw. Deutung der autobiographischen Bezüge des Romans.)

Leo N. Tolstoi, weltweit verehrter Anwalt der einen Menschheit, wollte ein Mitfühlender und Liebender werden. Das ist ihm aus Sicht seiner Frau im Nahraum der eigenen Familie nur begrenzt gelungen.[35] (Wer von uns könnte sich überhaupt mit letzter Gewissheit der Welt gegenüber als Liebender oder Liebende vorstellen ?) – Die Gräfin war sich aber bewusst, dass ab einem bestimmten Zeitpunkt besonders das Leiden des Gatten an den Adelsprivilegien und am ungerechten Besitztum einem harmonischen Eheleben entgegenstand: Um „die Wende der 1870er zu den 1880er Jahren war in ihm bereits jener innere Wandel, jenes Streben nach einem schlichteren und stärker am Geistlichen orientierten Leben zu spüren, das ihn bis ans Ende seiner Tage nicht mehr verließ. Unser unumwölktes Glück, das wir so viele Jahre lang erlebt hatten, fand damit sein Ende!"[36] – Der Ehekonflikt der Tolstois ist „ein Streit um die richtige Lebensweise. Es ist aber auch ein Streit um gegenseitige Anerkennung. Um Liebe. Die jeder der beiden auf seine Weise versteht."[37]

pb

---

[35] „Für ihn ist die Welt nur das, was seinen Genius, sein Schaffen umgibt. Er nimmt von seiner Umgebung nur das, was seinem Talent, seiner Arbeit dienen kann. Alles andere weist er ab. Von mir zum Beispiel nimmt er meine Arbeit des Abschreibens; meine Sorge um sein leibliches Wohl, meinen Körper … Mein ganzes geistiges Leben ist für ihn ohne Interesse, und er hat keine Verwendung dafür – denn er hat sich niemals die Mühe gemacht, es zu verstehen … Es tut mir schrecklich weh – und dennoch verehrt die Welt einen solchen Mann." (Tagebucheintrag, hier zitiert nach TOLSTAJA 2010, S. 312.)

[36] TOLSTAJA 2010, S. 249 (autobiographische Skizze der Gräfin).

[37] KELLER/SHARANDAK 2010, S. 205.

Leo N. Tolstoj

Über die sexuelle Frage

(О половом вопросе | O polovom voprosě, 1901)

Zusammengestellt von Wladimir Tschertkow,
übersetzt von Michail Feofanoff[1]

EINFÜHRUNG ZU TOLSTOIS ‚FLUGSCHRIFTEN'[2]

In einer Reihe von Schriften behandelt Tolstoj die großen Fragen des praktischen Lebens, die alle in dem Hauptproblem, in der Verwirklichung eines menschenwürdigen öffentlichen Lebens, in der Sehnsucht nach dem Reiche Gottes gipfeln. In ergreifender Weise schildert der große Künstler schon im *„Aufruf an die Menschheit"* und in *„Moderne Sklaverei"* das tiefe sittliche Elend der oberen, herrschenden Klassen nicht bloß, sondern auch der unterdrückten arbeitenden Klassen. Hier macht er die Einleitung mit der intimsten, nur mittelbar in das öffentliche Leben eingreifenden, der sexuellen Frage. In dem sinnlichen geschlechtlichen Verhältnis sieht Tolstoj eine Entwürdigung des geistigen Menschen, eine Versündigung, ja ein Verbrechen der ärgsten Art, das auch in der Ehe nur in gemilderter Form in Erscheinung tritt. Der moralistische Rigorismus Tolstojs zeigt sich schon im Motto der Schrift über diesen Gegen-

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOJ: Über die sexuelle Frage. Übersetzt von M. Feofanoff [Erstauflage 1901]; hier aus: Leo N. Tolstoj: Religiös-ethische Flugschriften Band II. (= L. N. Tolstoj: Gesammelte Werke. II. Serie, Band 11. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld). Jena: Eugen Diederichs 1911. [135 Seiten; mit eigener Paginierung im Band.] – Der russische Übersetzer *Michail Semjonowitsch Feofanoff / Feofanov* (1873-1919) lebte 1901 in Leipzig

[2] Textquelle | Einleitung des ‚Neognostikers' *Eugen Heinrich Schmitt* (1851-1916) in Leo N. TOLSTOJ: Religiös-ethische Flugschriften Band II. (Gesammelte Werke. II. Serie, Band 11). Jena 1911, S. I-XIII; bezieht sich nur im ersten Teil auf die Schrift „Über die sexuelle Frage".

stand in seiner ganzen Schärfe. „Kein einziges Vergehen der Menschen gegen das Sittengesetz wird von den Menschen voreinander mit solcher Sorgfalt verborgen gehalten, wie die Verbrechen, die durch die geschlechtliche Begierde hervorgerufen werden … und es gibt kein Verbrechen, welches verderblicher ist für den einzelnen Menschen und für den Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts." – Es kommt hier jene Moral des „christlichen Zeitalters" zum Ausdruck, die im geschlechtlichen Vergehen, ja im geschlechtlichen Verkehr überhaupt „die Sünde" par excellence sieht, jene Sünde, der gegenüber Raub und Menschenmord nur in bedingter Weise, wenn sie in ungesetzlicher Form begangen werden, als Sünde und Verbrechen gelten, während dieselben Verbrechen in gesetzlicher Form begangen, als Pflicht, ja als ehrenvolle Handlung betrachtet werden. Die Tendenz der pseudochristlichen Moral ist hier unverkennbar und zugleich die Motive dieser Art des Moralisierens sehr durchsichtig. Man hatte mit den erhabenen sittlichen Grundsätzen des Bergpredigers gebrochen, und die durch die von Konstantin geraubten Tempelschätze und Tempelgüter erkaufte christliche Priesterschaft hatte sich mit dem Heidentum, mit dem „Antichrist", dem Cäsar, dem Herrn der blutbefleckten Gewalt abgefunden. Man feierte wieder Raub und Massenmord als ruhmvolle Tat. Man wollte aber den Anspruch der Heiligkeit der Urkirche nicht aufgeben und sollten diejenigen, die die Werke des reißenden Wolfes heiligten und schließlich selber übten, zugleich doch die Rolle des reinen schuldlosen Lammes spielen. Diesen Schein der Reinheit und Unschuld suchte man in der Weise zu gewinnen, indem man heuchlerisch die geschlechtliche Versündigung als die Schuld schlechthin in den Vordergrund stellte und so mit dem Lammfell geschlechtlicher Unschuld die Gestalt des reißenden Tieres verhüllte. Es geschah das aber im offenbaren Widerspruch gegen den Geist der Evangelien, deren Christusgestalt allerdings die Reinheit in geschlechtlicher Hinsicht, doch neben der Heiligung der Ehe, fordert und die Sünder und Sünderinnen in geschlechtlicher Hinsicht mit auffallender Milde behandelt. Immer ist hier die liebende Grundgesinnung, nicht die äußere Handlung entscheidend: „Sie hat viel geliebt, ihr wird viel vergeben werden" spricht Jesus zur Sünderin. Mit der ganzen Furchtbarkeit des Weltenrichters erhebt er sich aber gegen die Pharisäer, erhebt er sich gegen Heuchelei und Lüge und teuflische

Hoffart, die als Tugend und richtende Gerechtigkeit auftritt, gegen den Lügner, der der Mörder ist von Anfang an. Die große Sünde, die nie vergeben wird, ist nicht die geschlechtliche, sondern die Sünde wider den Geist der Wahrheit. Die Ursache, warum Tolstoj in Gegensatz gegen solche Grundsätze tritt, mit deren Wesen er sich doch sonst in Übereinstimmung befindet, liegt darin, daß er den individuellen Menschen in naiv-antiker Weise als ein bloß sinnliches Wesen und Leben betrachtet, so daß individuelle Neigung einfach als sinnliche gilt. Das Problem der Ehe will Tolstoj in der Weise lösen, daß die Eheleute, die durch ihr geschlechtliches Verhältnis begangene Sünde in den Mühen und Sorgen der Erziehung der Kinder abbüßen. Neben dem sinnlich-geschlechtlichen Gesichtspunkt kommt aber bei der Ehe, insbesondere des modernen Menschen, noch ein anderer Gesichtspunkt in Frage, der die Sittlichkeit in ungleich schwererer Weise gefährdet. Es ist das die Frage des Familienegoismus. Unter dem Deckmantel des Familieninteresses feiert die Selbstsucht, die Habsucht, der Geiz, ja die unmenschlichste Grausamkeit ihre Orgien. Der unersättliche kapitalistische Blutsauger ebenso wie der ehrgeizige Despot suchen ihre Entschuldigung dann, daß sie ja das nicht für sich, sondern für ihre Familie, ihr Haus nötig hätten, und werden auf Grund des Familienverhältnisses zu solchen verbrecherischen Handlungen fähig, zu denen sie als einzelstehende Menschen nicht befähigt wären. Dieser sittlich bedenklichste Punkt des Ehelebens führt uns aber zur eigentlichen idealen Bedeutung der Ehe. Der Familienegoismus ist das ärgste soziale Gift nur dadurch, daß die Ehe als bloße persönliche Interessengemeinschaft selbstisch isolierter Menschen betrachtet wird. In diesem Sinne, nicht in der kleinlichen und unterordneten Rücksicht auf den geschlechtlichen Sinnesgenuß, hat Tolstoj vollkommen recht, wenn er das eheliche Leben als das große Hindernis für eine fruchtbare Wirksamkeit im Interesse des allgemeinen Wohles betrachtet. Zu einem geheiligten Bund kann die Ehe nur werden, wenn sie zur innigsten Kampfgenossenschaft und Kameradschaft im Kampf für die großen Ziele der Menschheit wird. Dies ist aber nur möglich, wenn sowohl der Mann wie auch das Weib sich in ihrem Innern nicht bloß als die harmonische Fülle eines unendlichen und unendlich reichen Schauens der geistigen Individualgestalt, als ideale Erscheinung fassen in göttlichem Selbstbewußtsein, sondern auch als Inbegriff der

Allheit der Geister, als individualisierte Lebensgestalt der allverbindenden Liebe oder Vernunft. So wie vor der heiligen Majestät dieses göttlichen Selbstbewußtseins und Selbsterkennens alle Ketten der Erde fallen müssen, so ist die bisherige Sklaverei des Menschen in dem eng selbstischen Sklavenbewußtsein notwendig gegründet, demgemäß der Mensch sich als erbärmliches, endliches, körperliches oder seelisches Ding weiß. Hier allein löst sich der scheinbare Widerspruch des Gebotes der Untrennbarkeit der Ehe mit dem Gebote: „Verlasse Weib und Kind". Die Ehekampfgenossen geben alle ihre persönlichen Interessen, geben ihr ganzes Leben hin für die erhabenen Ziele der Erleuchtung und Befreiung der Menschheit, haben alles verlassen und vergeben um dieses Einen willen und sind eben durch den harmonischen Bund polar sich ergänzender Gemütskräfte, die dies Ziel und das eigene ideale Wesen am intensivsten hervorleuchten lassen, als komplementäre Strahlen und Farbentöne dieses Himmelslichtes aufs innigste verbunden in dieser Hingabe. Und das reichste, das himmlische Erbe haben sie auch ihren Kindern nur in diesem Lichtgedanken, dem sie individuell lebendige Gestalt verliehen, hinterlassen. Es ist allerdings leichter, der sittlich-religiösen Mission zu dienen ohne die Bande der Ehe und schwerer und schöner zugleich, wenn man ihr zu dienen weiß in der Ehe. Es bleibt daher einseitig, wenn Tolstoj das Menschlich-Individuelle nur als Endlich-Dingliches fassend, dasselbe unmittelbar in der göttlichen Allheit versenken will. Zur lebendigen Anschauung des Göttlichen fehlt ihm das Mittelglied der universellen, sich als Unendlichkeitsgestalt wissenden Individualität. Mag nun auch diese universelle Individualität in ihrer sich isolierenden Gestalt als dämonische Selbstvergötterung, als seelenlose, frevelhafte Hoffart erscheinen, als das Herrenbewußtsein der Verbrechergestalten Shakespeares, in der „Synthese von Unmensch und Übermensch" bei Friedrich Nietzsche und so in Gegensatz treten zu dem Ideal der Demut und Gottergebenheit des sich selbst verleugnenden Individuums im Sinne Tolstojs, so ist doch dies dämonische Selbstbewußtsein die Vorstufe zur Erkenntnis des konkreten lebendigen Sinnes der Gottheit. Tolstoj verkennt die erwähnten großen Gestalten schwer, indem er bei ihnen bloß diese dämonische Seite sieht. Selbst Nietzsche ist nur der „verkappte Heilige", wie er sich nennt, der Löwe, aber der Löwe, den die mystische Taube des Paraklet um-

flattert; jene Gestalt, deren Bestimmung ist, sich in das spielende Kind Jesu zu verwandeln. Die in solchem Ehebund Verbundenen werden auch das Sinnenleben nicht schmähen, sondern wie die Griechen veredeln, auch im Sinnlichen nur den tiefsten Grund, das letzte Lebenselement selbst der höchsten Gestalt der Himmel sehen und diese so allein in lebendiger Weise erkennen; es wird ihnen selbst das einfache Sinnenleben nur als letzte Enträtselung der Probleme der höchsten Geistigkeit erscheinen. Aber es wird für sie dies höchste Geistige, in den, sich allein alle Rätsel der Tiefe lösen, das Herrschende bleiben, dem sie alles weihen, und freudig werden sie alle Lust der Erde und das leibliche Leben opfern dem Himmelslicht, als dessen Strahlen sie sich wissen, deren Bestimmung ist, auf dieser traurigen Erde den Frühling des Geistes zu schaffen.

Es ist dies Erwachen zu solchem universellen, göttlichen Selbsterkennen das einzige Mittel, das die Welt überwindet. Das wird auch klar, wenn wir die Mittel betrachten, die Tolstoj in den vorliegenden Schriften zur Befreiung aus der allgemeinen Sklaverei vorschlägt. Diese Mittel, die das ganze Gefüge der bestehenden Gesellschaftsordnung zerstören sollen, wären: Die Lossagung von der Arbeit für die Grundbesitzer und Kapitalisten, die Steuerverweigerung, die Enthaltung von jeder Teilnahme an Beamtenfunktionen bei Behörden und schließlich als das allerwichtigste die Verweigerung des Militärdienstes.

Die Lossagung von der Arbeit für Kapitalisten und Grundbesitzer bedeutet für die Masse der besitzlosen Arbeitenden den einfachen Hungertod. Die Steuerverweigerung führt in allen ihren Formen zu Repressalien und gesetzlichen Enteignungen, die den Behörden die geforderten Summen in der Regel nicht bloß hereinbringen, sondern außerdem noch den Widerstrebenden schwer schädigen. Zwangsversteigerung bei dem Einzelnen und Militärexekution bei ganzen Gemeinden machen diese Waffe illusorisch. Die allgemeine Weigerung des Militärdienstes würde all dem allerdings ein Ende bereiten, sie setzt aber von seiten des Einzelnen einen Heroismus voraus, über den der ungläubige moderne Intellektuelle oder Arbeiter, also eben die, welche als Vorkämpfer für die Befreiung in Betracht kämen, nicht verfügen. Diese Menschen sind durch ihre naturalistische Denkweise erdgebunden und demoralisiert. Sie sehen den Schrecken einer vieljährigen Todesmarter in Kerkern oder Straf-

bataillonen entgegen ohne irgendeine Entschädigung, ohne irgendeinen Halt in einer höheren Sphäre des Lebens. Diesen Halt soll das sittliche Bewußtsein geben, und es bietet ihn auch in ausnahmsweisen Fällen, wo die intensive sittliche Anlage die innere Beseligung, das Unendliche und Ewige als die höhere Wirklichkeit des Geistes für das dunkle Gefühl so lebendig hindurch schimmern läßt, daß diese Gewißheit durch eine naturalistische Weltanschauung, die dergleichen als schöne subjektive Illusion betrachtet, nicht erschüttert wird. Die Sereda, Ochlawik und Drozin[3] werden aber immer Ausnahmen bleiben. Selbst eine unter ausnahmsweise günstigen Verhältnissen mögliche massenhafte Fahnenflucht, wie der französische Antimilitarismus (der, wenn er allgemeiner würde, zu wirksamen internationalen Gegenmaßregeln der Regierungen führen würde) kann die Auflösung der Militärherrschaft nicht resultieren, weil im Grunde heute eine relativ geringe Anzahl von modern Bewaffneten genügt, um selbst große Massen Unbewaffneter zu bändigen.

Nur die Verbreitung einer religiösen Weltanschauung, die ohne Rücksicht auf die eventuellen Folgen die Teilnahme an dem Verbrechen des gesetzlichen Menschenmordes moralisch unmöglich macht, würde also zur unrettbaren Auflösung des herrschenden Verbrechersystems führen. Und das ist auch der große Schlüsselpunkt, auf den Tolstoj immer wieder hinweist. Welch ein mächtiger Hebel das religiöse Bewußtsein ist, zeigt Tolstoj im Hinweis auf religiöse Sekten, wie die Duchoborzen und Nazarener, die Eid und Waffenfolge verweigern und getrost jahrzehntelanger Todesmarter in Kerkern, in denen sie dahinsiechen, entgegensehen. Es sind aber diese Sekten eigentlich nur ehrwürdige Ruinen der Vergangenheit mit ihrem kindlichen theologischen Bilderglauben und kommen so für die Zukunft der Menschheit nicht in Betracht.

So wie sich die Erde nur bewegen läßt, wenn wir einen archimedischen Punkt über derselben gefunden haben, so sind auch die großen Umwälzungen der geschichtlichen Vergangenheit nur durch Umwälzungen des religiösen Bewußtseins, durch einen Halt im

---

[3] [Namen von drei russischen Militärdienstverweigerern; vgl. in unserer Reihe Band TFb_B003 | Leo N. TOLSTOI: *Das Töten verweigern.* Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023.]

Himmel des Geistes möglich gewesen. Demjenigen, der Gut und Blut, Wohlsein und Leben einsetzte, eröffneten sich Himmelreiche, deren Güter ihn weit über alle Verluste irdischer Güter und leiblichen Lebens entschädigten. Der Glaube aber an ein Himmelreich in äußerer Gestalt, in der Form einer jenseitigen Außenwelt ist für den modernen Menschen unmöglich geworden, und dieser sein Unglaube ist zugleich die kostbare Grundbedingung künftiger sozialer Freiheit. Aber heute wie einst tritt die Frage einer Entschädigung eines höheren Gutes in den Vordergrund, ohne dessen Voraussetzung eine Hingabe alles irdischen Wohlseins, ja des leiblichen Lebens, mit der bloßen Aussicht auf ein langsames qualvolles Dahinsterben, keinen Sinn hat. Dieses Gut aber kann nunmehr kein äußeres sein. Im Grunde war es nie dies und war auch nur die Form dieser Äußerlichkeit, nicht aber dies ideale Genießen selbst und auch nicht das Wissen von diesem himmlischen Gut als einer höheren Wirklichkeit, die im Licht der Ewigkeit strahlte, eine Illusion. Der moderne Mensch hat sich klargemacht, daß es sich um ein bloßes Inneres handeln könne, aber eben dies Innerliche ist für ihn keine Lebensgestalt, sondern geradezu ein Unwirkliches, Illusorisches, welches eigentlich gar nicht existiert, sondern nur als täuschender Schein irgendeiner dinglich-endlichen Wirklichkeit, die „dahinter" stecke, in Betracht kommt. Das „Subjektive", welches nur die ureigene, eigentümliche, wirkliche Lebensform des individualisierten Lebens bedeutet, wird in sinnloser Weise deswegen als Illusorisches, Nichtseiendes betrachtet, weil gerade ihren Formen nichts im Kreise der tiefsten, niedrigsten Lebensformen der Außenwelt in der Weise eines Abbildes entspricht. Das universale „Innere" gewinnt den unmöglichen Sinn von etwas, was sich innerhalb der engen Grenzen eines endlichen Gebildes zuträgt, während es in Wahrheit das ist, außer welchem sich nichts befindet. Die universellen Erlebnisse der Innerlichkeit werden als Schattenhaftes und Nichtiges betrachtet, welches man in der sinnlosesten Weise mit irgendeiner sinnlich-endlichen Existenz identifiziert. Am klarsten wird sich seiner unendlichen Wirklichkeit der moderne Mensch bewußt in der Anschauung des geometrischen Raumes, der da ewig als dies Unendliche bestehen muß. Er bedenkt aber nicht, daß er von diesem Unendlichen unmöglich wissen, es dem Endlichen als dies schlechthin Überragende unmöglich entgegenstellen könnte, wenn er selbst

wirklich nichts als eine endliche Kombination endlicher Gestaltungen wäre. Er kann dies nur, indem er selbst dieser unendliche Strahlenkreis ist (freilich von unendlich feinen und so vom Physischen unendlich verschiedenen Rhythmen). Er sieht nicht, daß vielmehr innerhalb dieses seines unendlichen Strahlenkreises, denselben durchquerend aber nicht störend als unvergleichlich Engeres, einem Schaum vergleichbar, sich die tieferen Funktionskreise des Lebens bewegen. Den hohen Äther seines geistigen Lichtes erkennt der moderne Mensch aber nicht als seine geistige Lebensform und die gemeinsame Wirklichkeit aller solcher Geistesfunktionen, sondern betrachtet ihn als dunklen leeren Weltenabgrund außer sich, als große Schachtel, in welcher die Sterne sich befinden, und als Abgrund des Todes, in dem er dereinst versinkt. Er weiß nicht, daß es nur der Abgrund seines eigenen unlebendigen Geistes ist, seiner eigenen schattenhaften Allfunktion. Und diese Schrecken seines geistigen Todes machen ihn zum gefügigen Sklaven auf Erden.

Tolstoj hat daher heilig recht, wenn er mahnt, sich der Gotteskindschaft zu entsinnen und des Willens des himmlischen Vaters als des höchsten Lebensgesetzes der Liebe, um so allein unfähig zu werden, den Gesetzen der Welt gehorsam, unmenschlich und verbrecherisch zu handeln. Für den modernen Menschen haben aber diese schönen Bilder des alten frommen Glaubens ihren Sinn verloren und kraftlos sind auch die Moralregeln der Menschlichkeit und Liebe für ihn, weil er auch diese für schöne Illusionen erklärt, wenn er als deren einzige Realität ein Häufchen fein organisierten Kotes betrachtet, welches sich im Kampf ums Dasein zu erhalten strebt. Es werden logisch konsequent die Interessen dieser körperlichen Selbsterhaltung als herrschende Grundsätze im Leben zur Geltung kommen müssen. Die Grundbedingung der Freiheit des Menschen ist also die Besinnung auf die Wirklichkeit, auf die erhabene Realität seiner eigenen geistigen Lebenstatsachen. Die Selbsterkenntnis wird so aus einem bloß theoretischen Problem vielmehr zum Problem der Welterlösung und der sozialen Befreiung. Es muß dem Menschen etwas geboten werden, auf daß er, nicht achtend auf alle Qualen und Todesschrecken der Erde, die Ketten einer ihn schändenden Sklaverei sprenge. Und dies Herrlichste braucht er nicht draußen zu suchen in erträumten Himmelreichen, er kann, er muß es in sich selber finden, in der unbeschreiblichen Herrlichkeit, die sich dem Selbster-

kennenden auftut. So lange nicht dies Himmelreich in seiner Wirklichkeit als innerliches in ganz derselben Herrlichkeit sich auftut, wie das der Märtyrer der Urkirche, der Paulicianer, der Hunderttausende[n] von Katharern oder Ketzern, die im Osten und im Westen den Scheiterhaufen bestiegen, nicht im selben Lichtglanz wie das Paradies Mohammeds und die Gottheit der Babiten, ist an eine Befreiung der Erde und an eine menschlich edle Kultur nicht zu denken. Im selben Glanz, doch nunmehr erst in höchster zweifelloser Gewißheit. In der Gestalt der im Lichte der Selbsterkenntnis in lebendiger Weise aufstrahlenden Vernunft, die die heilige Gemeinschaft des Geistes selbst, und nicht etwa ein bloßes kahles Gesetz und Schemen des Denkens ist, werden sich die Tore des Himmels, die Tore der Ewigkeit, wird sich die Fülle der Geistigkeit auftun, das, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und was in keines Menschen Gemüt gekommen". Denn nicht als bloß endlich menschliches Wesen wird sich der Selbsterkennende erscheinen, sondern sein Gedankenlicht, das er ist, wird ihm als unendlicher Inbegriff aller Varianten des Sinnlich-Bildlichen und so allein als das ausnahmlose Gesetz desselben einleuchten. Alle Farbentöne des sinnlichen Lebens vereinigen sich in der harmonischen Fülle dieses reinen Lichtes des Gedankens und irisieren hervor aus seiner demantenen Herrlichkeit, die nur, weil sie der Inbegriff dieser Fülle aller Möglichkeiten des Sinnenlebens ist, als dies Farblose erscheint, und verschmelzen in einer unerschöpflichen Fülle harmonisch im einheitlichen Licht der Vernunft verwobenen Gesetze. Dieser gegensatzlose Inbegriff aller Möglichkeiten des Sinnenlebens hat sich ohnehin als die bildsame Form erwiesen, in der sich die Lebens- und Funktionseinheit aller, auch der höchsten Formen des Lebens, ausprägt, so daß aus den Paradiesen des Sinnlich-Bildlichen das Gesetz des ewigen Werdens aller Geistigkeit und Natur hindurchleuchtet und zur Offenbarung des Weltgeheimnisses in bildlicher Form wird, dessen Name Schönheit ist. Über dieser Herrlichkeit des individuellen Geistes aber eröffnet sich der Ausblick in das All der Geister, deren heilige Gemeinschaft die Vernunft selbst und die Liebe selbst ist, in deren untrennbar harmonisch verwobenen ureigenen Geistes- und Gemütstiefen sich der Himmel aller Himmel auftut, im Urlicht, aus dem sie alle hervorgegangen und nach dem sie alle zurückstreben. Dieser Mensch wird sich als Himmelsstrahl wissen, erhaben über

Schicksal und Tod, dessen einziger Beruf es ist, die in der Finsternis befangenen brüderlichen Strahlen zu erlösen und sie zur seligen Heimat alles Geisteslichtes zurückleiten aus unnennbarem Jammer. Er wird in sich in heiliger Würde als diese Gottesgestalt schauen und in allen Menschen, selbst in den Umdunkelten, seinen Frieden und in ihnen diese schlummernde Gottesgestalt suchen und lieben. Die Probe also, daß der Geist wirklich lebendig ist, wird darin bestehen, daß er, ohne Rücksicht auf alle Schrecken des Todes, Zeugnis ablegen wird von diesem Lichte mit Lehre und Leben, daß der Mensch zum Märtyrer wird, in dem ursprünglichen Sinne des Wortes, welches denjenigen bedeutet, der ein solches Zeugnis ablegt.

Es wird so die Erkenntnis unmöglich eine bloß theoretische Lehre bleiben, ein machtloser Schatten der Schule. Das Himmelreich wirft seine Perlen nicht vor die Schweine; nicht vor diejenigen, die ihr Hauptziel des Lebens in sinnlichem Genuß suchen, aber auch nicht nur diejenigen, die das Erdreich im Streben nach Macht, Besitz und eitlem Ruhm aufwühlen. Es bietet die Fülle seiner Seligkeit nur denjenigen, die Zeugnis ablegen für die Wahrheit, den Märtyrern des Geisteslichts. Für diese Menschen wird es unmöglich werden, sich zu berufsmäßigen Mördern oder Gewalttätern zu verdingen oder anwerben zu lassen. Es wird ihnen ebenso unmöglich sein, in frecher Weise das Evangelium verhöhnend, Schwüre zu leisten dem Götzenbild eines rächenden himmlischen Despoten. Wie die Märtyrer der Urkirche freudig starben, wenn man sie aufforderte, Götzenopfer zu bringen, so wird der zu dem inneren Himmelreiche erwachte Erkennende unmöglich solche Handlungen begehen, die ärger sind als Götzenopfer: die schnödeste Verleugnung des göttlichen Lebens der Vernunft und der Liebe in uns. Hier allein liegt die Möglichkeit, ja Notwendigkeit für die Erfüllung der Forderungen, die Tolstoj immer wieder betont, – der Weigerung des Eides und des Militärdienstes.

Es wird den meisten dieses Erwachen einer größeren, immer anwachsenden Anzahl von Menschen zu diesem Licht der Selbsterkenntnis als etwas Unwahrscheinliches oder doch überaus Schwieriges erscheinen. Es ist in der Tat der ungeheuerste Sprung der Geschichte, der Sprung in eine neue höhere Menschenart. Aber es sind die einfachen Grundlagen dieser Wahrheiten allen Menschen von reinem Blick ebenso zugänglich, wie für den Gelehrten, der in spitz-

findigen und scharfsinnig erdachten Systemen, die von sinnlosen Voraussetzungen ausgehen, sich verschanzte, am allerschwersten zugänglich. So entsteht für den modernen Gebildeten die irrtümliche Ansicht, daß es großer Gelehrsamkeit bedürfe, um die einfachen Grundlagen der Erkenntnis zu fassen, während die Schwierigkeit bei ihnen eben in der Überwindung ihrer sophistischen Künstelei liegt. So reich und fruchtbar also die Pfade der Erkenntnis für den wissenschaftlichen Forscher sind, so einfach und allen Menschen zugänglich sind ihre Grundlagen. Es kommt nur auf einen wesentlichen Punkt, auf eine Wendung an, die allerdings dem modernen Menschen in dem Maße schwer wird, als er sophistisch gelehrt ist: um die Wendung des geistigen Blickes nach innen. Nach dieser Innerlichkeit aber wird die Menschenmasse unaufhaltsam gedrängt werden, in dem Maße, als sich die Versuche, die Welt von außen, durch Gesetzesmaßregeln, Parlamente oder Revolutionen umzustürzen, sich als illusorisch erweisen werden und sich die äußeren Verhältnisse immer trostloser gestalten.

Dann werden auch die Worte unseres Propheten von der Gotteskindschaft und vom inneren Himmelreich eben für die Einfachen und Einfältigen, (sofern nur das Illusorische der äußeren Himmelreiche und der durch äußere Maßregeln zu gewinnenden Freiheit ihnen klargeworden) lichten Sinn gewinnen, und wenn die Zeit gekommen, wird dieser Funke zum Feuer werden, das eine Welt verzehrt.

Eugen Heinrich Schmitt

[Illustrationsseite]

„Kein einziges Vergehen der Menschen gegen das Sittengesetz wird von den Menschen voreinander mit solcher Sorgfalt verborgen gehalten, wie die Verbrechen, die durch die geschlechtliche Begierde hervorgerufen werden; und es gibt keine Übertretung des Sittengesetzes, welche so allgemein von den Menschen verübt wird, indem sie unter ihnen in den verschiedenartigsten entsetzlichsten Formen um sich greift; es gibt kein Vergehen gegen das Sittengesetz, über welches die Ansichten der Menschen so wenig übereinstimmen; während die einen eine bestimmte Handlung für eine schreckliche Sünde halten – halten andere dieselbe Handlung für eine ganz gewöhnliche Annehmlichkeit oder für einen Genuß; es gibt kein Verbrechen, auf dessen Rechnung so viel Pharisäertum kommt, es gibt kein Vergehen, im Verhältnis zu dem das sittliche Niveau des Menschen so klar zum Ausdruck kommt, und es gibt kein Verbrechen, welches verderblicher ist für die einzelnen Menschen und für den Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts.“ (Leo N. Tolstoj)

VORWORT
(des russischen Herausgebers)

Indem wir ein Buch in die Welt schicken, welches so aufrichtig über eine Frage handelt, über die es gewöhnlich üblich ist zu schweigen oder doch nur indirekt durch Anspielungen zu reden – verbergen wir uns nicht, wie verschieden der Eindruck sein muß, den das Buch ohne allen Zweifel auf die verschiedenen Leser machen wird. Wir wissen sehr gut, daß viele ein Buch solchen Inhalts gar nicht werden lesen wollen, weil sie der Ansicht sind, daß schon allein eine Untersuchung und eine Diskussion einer solchen Frage in ihren verschiedenen Phasen an sich eine unanständige und zweideutige Sache ist, die nur Schaden stiften kann, wenn sie auch mit den besten Absichten unternommen wird. Solchen Leuten möchten wir selbst den Rat

geben, unser Buch nicht in die Hand zu nehmen, solange sie sich nicht von ihrem Vorurteil befreit haben. Andrerseits wissen wir, daß andere wiederum mit einer gewissen besonderen Neugierde, nach einem Buch mit einem solchen Titel greifen werden, weil sie hoffen werden, darin etwas „Pikantes“ zu finden, da es sich hier um eine Frage handelt, die ja für so kitzlich gilt. Für solche Leser kann es uns nur freuen, daß sie in dem, sie interessierenden, Buch nur eine tiefernste, gesunde, und sittliche Beleuchtung des Gegenstandes finden werden, zu dem sie gewohnheitsmäßig eine ganz andre Stellung haben und daß sie daher aus der Lektüre nichts außer einem Nutzen für sich selbst schöpfen können. Über diejenigen aber, die in gleicher Weise frei sind, von einem falschen Schamgefühl, wie von einer unreinen Neugierde, und die an die Lektüre unseres Buches nur mit dem Wunsche herangehen, sich über eine der wichtigsten Fragen des Lebens, eine Frage von der höchsten Bedeutung, klar zu werden, bleibt uns nichts zu sagen übrig. Sie wissen, was sie wollen und sie werden hier, wie wir hoffen, das finden, was sie suchen.

Eine Auswahl von Stücken aus den Schriften eines Denkers, wie die folgende, die sich zwar auf eine ganz bestimmte Frage bezieht, doch aber aus den allermannigfaltigsten Quellen geschöpft ist, und die ein Ausdruck verschiedenartigster Stimmungen, aus den verschiedensten Perioden der Entwicklung des Verfassers ist, – kann selbstverständlich weder durch eine Vollständigkeit, Proportionalität noch auch durch die Konsequenz der Darstellung ausgezeichnet sein, wie wir sie von einem sorgfältig durchgearbeiteten litterarischen Werke erwarten. Einem oberflächlichen Leser, oder einem solchen, der feindlich gestimmt, dem die innere Grundlage der Lebensauffassung des Verfassers unbekannt ist, oder der nie ernsthaft über die zur Diskussion stehenden Fragen nachzudenken pflegt, bieten derartige Kompilationen immer scheinbare Widersprüche und Unzulänglichkeiten dar; – besonders, wenn der Autor ein wahrhafter Denker ist, das ist ein Mann mit einer sich weiter entwickelnden und nicht stationären Lebensansicht. Aber es giebt noch eine andre Klasse von Lesern – und gerade diese haben wir bei der Herausgabe dieser Sammlung im Auge – das sind die, welche ernst und aufrichtig an die Untersuchung einer Frage herangehen, ohne die vorweggenommene Absicht, um jeden Preis, ihre früheren Ansichten über den Gegenstand zu behaupten, sondern die den einzigen Wunsch

haben, sich vorurteilsfrei über die Sache klar zu werden und, wenn die Wahrheit es verlangt, ihr früheres Verhältnis zu derselben zu verändern. Solche Leser werden in das innerste Wesen der dargelegten Gedanken hineindringen, ohne sich durch Ungenauigkeiten der Sprache oder durch ganz äußerliche Widersprüche im Ausdruck irre machen zu lassen; sie werden im Gegenteil durch ihr eigenes Gefühl und eigenes Nachdenken das Ungesagte und die Lücken ergänzen, die Unklarheiten verbessern, die unvermeidlich im Charakter derartiger Kompilationen liegen, die aus fragmentarischen und verstreuten Gedanken zusammengesetzt sind, und meist gar nicht für den Druck bestimmt waren. Nur ein solcher Leser, der sich bemüht, die Gedanken des Verfassers nicht immer im schlechtesten, sondern in dem für den Autor besten, günstigsten Lichte zu begreifen – kann aus der Lektüre eine wahre Befriedigung und einen wirklichen Nutzen schöpfen.

So z. B. begegnet man in der vorliegenden Sammlung Abschnitten, in denen die Ehe positiv anempfohlen wird, neben solchen, in denen eine ganz negative Ansicht über dieselbe zum Ausdruck kommt. Und dennoch liegt in diesen beiden Anschauungen über die Ehe gar kein Widerspruch, wenn man nur die Vorstellung des Verfassers über die verschiedenen Stufen der Lebensauffassung mit in Betracht zieht. Schon im *„Nachwort zur Kreutzersonate“*[4] ist für einen nachdenklichen Leser mit genügender Deutlichkeit auf das Verhältnis dieser beiden Ansichten hingewiesen. Einige Jahre nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes antwortete Lew Nikolajewitsch in unserer Gegenwart, auf die Frage, wie er diese beiden Behauptungen über die Ehe mit einander vereinige, etwa folgendes: „Sowohl das eine, wie das andre, ist richtig: Alles hängt ab von der Stufe, auf welcher sich der Mensch befindet. Wenn er von der unersättlichen Begierde nach einem ehelichen Leben ergriffen ist, so ist es natürlich besser für ihn, er heiratet, als daß er ausschweifend lebt oder sich unnatürlichen Lastern hingiebt. Dann kann er gemeinsam mit seinem Gefährten sich der Erfüllung seiner ehelichen Pflichten und seiner gesellschaftlichen Aufgaben widmen. Kann er es aber über sich gewin-

[4] Das „Nachwort“ ist, wie bekannt, in den russischen Ausgaben der Werke Tolstojs schon abgedruckt, aber doch mit großen, von der Censur vorgenommenen Streichungen. Diese stellen wir hier wieder her.

nen, ganz im Dienste Gottes und der Menschen aufzugehen, indem er sich selbst darüber vergißt, so wäre für einen solchen Menschen die Ehe unbedingt ein Abweg und eine Hemmung, ebenso wie es für Landarbeiter eine Hemmung wäre, wenn sie sich zu je zweien durch Stricke zusammenbinden wollten, während sie bisher frei über ihre Gliedmaßen verfügen konnten." Ebenso einfach und leicht werden sich auch, wie uns scheint, alle andern Zweifel lösen lassen, welche beim Lesen dieses Buches etwa auftauchen könnten – wenn nur der Leser wirklich nach der Lösung der Zweifel verlangt.

Obgleich wir diese Sammlung unter dem Titel „Über die sexuelle Frage" erscheinen lassen, so haben wir in dieselbe dennoch einzelne Abschnitte, wie z. B. über die Arbeit der Männer und Frauen, über die Bestimmung der Frau *etc.* aufgenommen, – Gegenstände, welche streng genommen die Grenzen unserer (im Titel gegebenen) Bezeichnung überschreiten. Wir sind aber so vorgegangen, weil diese Gedanken, die ja immerhin eine gewisse indirekte Beziehung zum Gesamtinhalt der Sammlung haben, uns an dieser Stelle mehr am Platze schienen, als in einer andern Ausgabe.

Wir halten es für nötig, unsere Verwahrung noch einmal zu wiederholen, die wir schon bei früheren Sammlungen eingelegt haben; – daß nämlich die Verantwortlichkeit für die Ordnung und Reihenfolge der hier mitgeteilten Fragmente nur auf uns allein liegen soll, weil der Verfasser, als er diese Gedanken bei verschiedenen Gelegenheiten äußerte, ihre Zusammenfassung in einer Sammlung niemals im Auge hatte, obgleich er uns freilich das Recht zugestanden hat, über dieselben nach unserem Gutdünken zu verfügen. Wir aber gehen unsererseits an die Herausgabe jeder neuen, derartigen Sammlung seiner Gedanken mit um so größerer Freude, weil wir aus vielen zu uns gelangenden, sympathischen Kundgebungen wissen, in welchem Maße diese Ausgaben einem wirklichen seelischen Bedürfnis vieler, sehr vieler Leser, entsprechen.

Christchurch, am 11. August 1901
W[ladimir]. Tschertkow

Über die Ehe
(Posleslowije k „Kreizerowoi Sonate“, 1890)

Ich habe viele Briefe von unbekannten Personen erhalten und erhalte immer noch welche, in denen ich gebeten werde, mit einfachen und klaren Worten zu erklären, was ich über den Gegenstand meiner Erzählung *„Die Kreutzersonate“* denke. Ich will versuchen, es hier zu thun, d. h. mit kurzen Worten, soweit dies möglich ist, das Wesentliche davon auszudrücken, was ich in dieser Erzählung sagen wollte, und von den Folgerungen, welche man meiner Ansicht nach aus ihr ziehen kann.

Zu allererst wollte ich sagen, daß sich in unserer Gesellschaft die feste, allen Ständen gemeinsame und von einer falschen Wissenschaft unterstützte Meinung ausgebildet hat, daß der geschlechtliche Verkehr eine für die Gesundheit notwendige Angelegenheit ist, und daß, da das Heiraten eine nicht immer mögliche Sache ist, auch der geschlechtliche Verkehr außerhalb der Ehe, der die Männer zu nichts außer der Bezahlung einer gewissen Geldsumme verpflichtet, ein ganz natürliches Ding ist und daher noch gefördert werden muß. Diese Überzeugung ist in einem solchen Maße allgemein und fest, daß die Eltern auf Anraten der Ärzte ihre Kinder zum Laster verführen. Die Regierungen, deren einzige Aufgabe in der Sorge für das sittliche Wohlergehen ihrer Bürger besteht, vermitteln die Unsittlichkeit, d. h. organisieren eine ganze Klasse von Frauen, welche geistig und körperlich zu Grunde gehen müssen, um der Befriedigung der eingebildeten Bedürfnisse der Männer willen, die jungen Leute aber ergeben sich mit völlig ruhigem Gewissen dem Laster.

Und da habe ich denn sagen wollen, daß das nicht gut ist, weil es nicht sein kann, daß man um der Gesundheit einiger Menschen willen den Körper und die Seele andrer vernichten müsse, ebenso wie es nicht sein kann, daß es nötig wäre, für die Gesundheit der einen Menschen das Blut der andern zu trinken.

Der Schluß aber, den man, wie mir scheint, in natürlicher Weise hieraus ziehen muß, ist der, daß man sich dieser Verirrung und diesem Trug nicht hinzugeben braucht. Aber um ihm nicht anheimzufallen, muß man erstlich den unsittlichen Lehren keinen Glauben schenken, durch welche vorgebliche Wissenschaften auch immer sie

gestützt werden mögen, und zweitens muß man einsehen, daß eine Anknüpfung solcher geschlechtlicher Beziehungen, durch welche die Menschen sich entweder von den möglichen Folgen derselben – den Kindern befreien, oder die ganze Last dieser Folgen auf die Frau abwälzen, oder aber die Möglichkeit der Geburt von Kindern verhüten – daß ein solcher geschlechtlicher Verkehr eine Übertretung der allergewöhnlichsten, sittlichen Forderung, eine Schlechtigkeit ist, und daß daher die unverheirateten Leute, wenn sie kein schlimmes Leben führen wollen, nicht so handeln dürfen.

Um sich aber enthalten zu können, müssen sie, abgesehen davon, daß sie eine natürliche Lebensweise führen sollen: nicht trinken, sich nicht überessen, kein Fleisch essen und die Arbeit nicht scheuen (nicht etwa die Gymnastik, sondern eine ermüdende, nicht spielerische Arbeit) – auch nicht in Gedanken die Möglichkeit einer Gemeinschaft mit fremden Frauen zulassen, so wie ein jeder Mensch eine solche Beziehung zwischen sich und der Mutter, seinen Schwestern, Verwandten und den Frauen seiner Freunde nicht zuläßt.

Beweise aber dafür, daß die Enthaltsamkeit möglich und weniger gefahrvoll und schädlich für die Gesundheit ist als die Nichtenthaltsamkeit, wird ein jeder Mann um sich herum zu Tausenden finden.

Das ist das erste.

Das zweite ist, daß in unserer Gesellschaft in Folge der Anschauung, daß die Liebesgemeinschaft nicht nur eine notwendige Bedingung der Gesundheit und ein Genuß, sondern auch ein poetisches und hohes Gut des Lebens ist, die Untreue der Gatten in allen Schichten der Gesellschaft (im Bauernstand besonders wegen des Militärdienstes) eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden ist. Und ich bin der Ansicht, daß das nicht gut ist. Die Folgerung aber, die daraus hervorgeht, ist die, daß man so etwas nicht thun soll.

Damit man aber dergleichen nicht thue, ist es notwendig, daß sich die Anschauungen über die fleischliche Liebe ändern, daß die Männer und Frauen in den Familien und durch die öffentliche Meinung so erzogen werden, daß sie weder vor noch nach der Heirat das Sichverlieben und die damit verbundene fleischliche Liebe für einen hohen und poetischen Zustand ansehen, so wie man jetzt darauf sieht, sondern es als einen den Menschen erniedrigenden, tieri-

schen Zustand betrachten, und daß der Bruch des Treueversprechens, das bei der Ehe abgegeben wird, von der öffentlichen Meinung mindestens ebenso verurteilt werde, wie von ihr der Bruch von Geldverträgen und der Betrug im Handel verurteilt wird, und nicht noch besungen werde, wie das jetzt in Romanen, Gedichten, Liedern, Opern *etc.* geschieht.

Das ist das zweite.

Das dritte ist dieses, daß in unserer Gesellschaft wiederum in Folge der falschen Bedeutung, welche der fleischlichen Liebe beigelegt wird, die Geburt der Kinder ihren Sinn verloren hat und anstatt Ziel und Rechtfertigung der Beziehungen unter den Gatten zu sein, ein Hindernis für die angenehme Fortsetzung des Liebeslebens geworden ist, und daß daher sowohl außerhalb als auch innerhalb der Ehe, auf Anraten der der ärztlichen Wissenschaft Beflissenen sich der Gebrauch von Mitteln zu verbreiten begonnen hat, welche das Weib der Möglichkeit, Kinder zu zeugen, berauben, und daß etwas in Gebrauch gekommen ist, zur Gewohnheit geworden ist, was früher nicht existierte und auch heute in den patriarchalischen Bauernfamilien noch nicht existiert: die Fortsetzung der ehelichen Beiwohnung während der Schwangerschaft und der Stillung der Kinder. Und ich bin der Ansicht, daß das nicht gut ist.

Es ist nicht gut, Mittel gegen die Zeugung von Kindern zu gebrauchen, erstens, weil es die Menschen von den Sorgen und den Bemühungen um die Kinder befreit, welche als Sühnung der fleischlichen Liebe dienen sollten, sodann, weil es etwas ist, was der Handlung sehr nahe steht, die dem menschlichen Gewissen am widerwärtigsten ist: – dem Morde. Und die Nichtenthaltsamkeit während der Schwangerschaft und der Stillung der Kinder ist darum nicht gut, weil sie die körperlichen und vor allem die geistigen Kräfte der Frau vernichtet. Die Folgerung aber, die hieraus sich ergiebt, ist die, daß man solches nicht thun soll. Damit man aber nicht so handele, gilt es einzusehen, daß die Enthaltsamkeit, welche eine notwendige Bedingung der menschlichen Würde im ehelosen Zustand ist, noch verpflichtender für die Ehe ist.

Das ist das dritte.

Das vierte ist, daß in unserer Gesellschaft, in welcher die Kinder entweder als Hindernis für den Genuß oder als ein unangenehmer Zufall oder als eine Art Vergnügen empfunden werden, wenn deren

nur eine ganz bestimmte Anzahl geboren wird, daß diese Kinder nicht im Hinblick auf die Aufgaben des menschlichen Lebens erzogen werden, welche ihrer warten, als vernünftiger und lebender Wesen, sondern nur mit Rücksicht auf die Freuden, die sie ihren Eltern zu bieten versprechen. Und daß aus diesem Grunde die Kinder der Menschen erzogen werden, wie die Jungen der Tiere, so daß die Hauptsorge der Eltern nicht darin besteht, sie auf eine menschenwürdige Thätigkeit vorzubereiten, sondern darin (worin die Eltern durch eine falsche Wissenschaft, genannt die Medizin, noch bestärkt werden), sie möglichst gut zu ernähren, ihr Wachstum zu fördern, sie reinlich, nett, satt und hübsch zu machen (wenn man dieses in den unteren Klassen nicht macht, so doch nur gezwungener Weise; die Anschauungen sind darum doch dieselben). Und in den verzärtelten Kindern erwacht, wie ja auch in allen überfütterten Tieren, unnatürlich früh eine unüberwindliche Sinnlichkeit, die die Ursache von den furchtbaren Qualen dieser Kinder im Jünglingsalter wird. Putz, Lektüre, Schaustellungen, Musik, Tanzvergnügungen, die ganze Lebensweise beginnend mit den Bildern auf den Konfektschachteln bis zu den Romanen, Novellen und poetischen Werken, feuern diese Sinnlichkeit noch mehr an, und die entsetzlichsten geschlechtlichen Verirrungen und Krankheiten werden so zu den natürlichen Bedingungen, unter denen die Kinder beiderlei Geschlechts aufwachsen und bleiben ihnen häufig auch im reiferen Alter erhalten.

Und ich glaube, daß das nicht gut ist. Die Folgerungen, die sich hieraus ziehen lassen, sind die, daß man aufhören muß, die Kinder der Menschen, wie die Jungen der Tiere zu erziehen, und daß man sich für die Erziehung der Kinder der Menschen andere Ziele setzen muß, als die Erzeugung eines schönen, wohlgepflegten Körpers.

Das ist das vierte.

Das fünfte ist, daß in unserer Gesellschaft, wo das Sichverlieben unter den jungen Männern und Mädchen, welchem trotz allem doch die fleischliche Liebe zu Grunde liegt, zum höchsten poetischen Ziel des Strebens der Menschen erhoben ist, wovon die ganze Kunst und die Poesie unserer Gesellschaft Zeugnis ablegt, daß die jungen Leute ihre beste Zeit auf die folgenden Dinge verwenden: die Männer auf das Ausfindigmachen, Entdecken und Gewinnen der wertvollsten Objekte der Liebe, in der Form eines Liebesverhältnisses oder einer

Heirat; die Frauen und Mädchen auf die Anlockung und Heranziehung der Männer zu einer Verbindung oder zur Ehe.

Und aus diesem Grunde werden die besten Kräfte der Menschen nicht nur in einer unproduktiven, sondern sogar schädlichen Arbeit aufgezehrt. Daraus entsteht ein großer Teil des unvernünftigen Luxus unseres Lebens, daraus der Müßiggang der Männer und die Schamlosigkeit der Frauen, welche sich nicht scheuen, sich in Modekleidungen zur Schau zu stellen, die sie notorisch lasterhaften Frauen nachbilden, welche die Sinnlichkeit der einzelnen Körperteile hervorzurufen bestrebt sind.

Und ich habe die Meinung, daß dies nicht gut ist. Und zwar ist es darum nicht gut, weil die Erreichung des Ziels einer Vereinigung in oder außer der Ehe mit dem geliebten Gegenstand, wie poetisch auch immer derselbe ausgeschmückt sein mag, ein des Menschen unwürdiges Ziel ist, so wie es ein des Menschen unwürdiges Ziel ist, das doch vielen Menschen als höchstes Gut erscheint, sich einer süßen und reichlichen Nahrung zu versichern.

Die Folgerungen aber, die man hieraus ziehen kann, sind diese: daß man aufhören muß, zu glauben, die fleischliche Liebe sei etwas Hohes, sondern daß man begreifen lerne, daß das Ziel, das des Menschen würdig ist – sei es nun die Thätigkeit im Dienst der Menschheit, des Vaterlandes, der Wissenschaft, der Kunst (nicht zu reden von der Arbeit im Dienste Gottes) – wie beschaffen auch immer das Ziel sei, wenn wir es nur für menschenwürdig erachten, nicht zu erreichen ist durch die Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand in der Ehe oder außerhalb derselben, sondern daß im Gegenteil die Liebe und die Vereinigung mit dem Gegenstand unserer Liebe (wie man sich auch anstrengen mag, das Gegenteil in Versen wie in Prosa zu beweisen) es uns niemals leichter macht, ein des Menschen würdiges Ziel zu erreichen, sondern uns immer darin hemmt.

Das ist das fünfte.

Das ist das Wesentliche, was ich in meiner Erzählung habe sagen wollen, und was ich, wie ich glaube, darin thatsächlich gesagt habe. Und mir schien es, daß man darüber streiten könne wie das Übel zu heben sei, auf welches diese Thesen hingewiesen haben, aber daß es durchaus nicht möglich sei, sie selbst nicht anzuerkennen. Mir schien es, daß es nicht möglich sei, diese Sätze nicht zuzugeben, erstlich weil dieselben vollkommen übereinstimmen mit dem Fort-

schritt der Menschheit, welcher immer von der Sittenlosigkeit zu immer größerer Sittenstrenge fortging, sowie mit dem sittlichen Bewußtsein der Gesellschaft, mit unserem Gewissen, welches immer die sittliche Laxheit verurteilt und die Keuschheit gewürdigt hat und zweitens, weil diese Thesen nur die unabwendlichen Folgerungen aus den Lehren des Evangeliums sind, die wir entweder bekennen oder wenigstens, wenn auch nur unbewußt als Grundlage unserer Begriffe von der Sittlichkeit ansehen.

Aber es kam anders.

Freilich bestreitet niemand die Sätze, daß man vor der Ehe nicht lasterhaft leben dürfe, auch nicht nach der Ehe, daß man die Geburt von Kindern nicht künstlich verhüten dürfe, daß man nicht nur zum Vergnügen Kinder zeugen solle, und daß man die Liebesgemeinschaft nicht über alles andre stellen könne – mit einem Wort, niemand bestreitet es, daß die Keuschheit besser ist als die Zügellosigkeit. Aber man sagt: „Wenn die Ehelosigkeit besser ist als die Ehe, so ist es klar, daß die Menschen das thun sollen, was besser ist. Wenn aber die Menschen so handeln werden, wird das Menschengeschlecht aussterben, und daher kann das Ideal der Menschheit nicht – die Vernichtung derselben – sein. Aber abgesehen davon, daß der Untergang des Menschengeschlechts keine neue Vorstellung für die Menschen dieser Welt ist, sondern für die religiösen Leute ein Glaubensdogma, für den wissenschaftlichen Menschen eine unentrinnbare Folgerung aus den Beobachtungen über die Erkaltung der Sonne ist, so ist doch in diesem Einwurf ein großes weit verbreitetes und altes Mißverständnis enthalten. Man sagt: „Wenn die Menschen das Ideal der vollkommenen Keuschheit erreichen, so müssen sie untergehn und folglich ist dieses Ideal unwahr.“ Aber die, die so reden, verwechseln absichtlich oder unabsichtlich zwei Dinge ganz verschiedener Art. Eine Vorschrift oder Regel und ein Ideal.

Die Keuschheit ist keine Vorschrift oder Regel, sondern ein Ideal oder richtiger, eine seiner Bedingungen. Ein Ideal ist aber nur dann ein Ideal, wenn seine Verwirklichung nur in der Idee, nur im Gedanken möglich ist, wenn es nur als in der Unendlichleit erreichbar vorgestellt wird, und wenn daher die Möglichkeit einer Annäherung an dasselbe unendlich ist. Wenn das Ideal nicht nur erreichbar wäre, sondern wenn wir uns seine Verwirklichung vorstellen könn-

ten, würde es aufhören, ein Ideal zu sein. So ist das Ideal Christi: die Herstellung des Reiches Gottes auf Erden ein Ideal, das schon von den Propheten geweißsagt worden ist, daß eine Zeit kommen wird, wo alle Menschen, von Gott belehrt, ihre Schwerter in Pflüge, ihre Lanzen in Sicheln umschmieden werden, der Löwe neben dem Lamm sich lagern wird und alle Wesen durch die Liebe geeint sind. Der ganze Sinn des menschlichen Lebens liegt in der Bewegung zu diesem Ideal hin und daher schließt das Streben nach dem christlichen Ideal in seiner Gesamtheit und nach Keuschheit, als nach einer der Bedingungen dieses Ideals, nicht nur die Möglichkeit des Lebens nicht aus, sondern im Gegenteil der Mangel dieses christlichen Ideals würde die Bewegung nach vorwärts und damit die Möglichkeit des Lebens aufheben.

Das Urteil, daß das Menschengeschlecht untergehen muß, wenn die Menschen aus allen Kräften nach der Keuschheit streben, ist dem gleich, das man einmal gefällt hat, (und noch jetzt zuweilen fällt), daß nämlich die Menschheit zu Ende gehen würde, wenn die Menschen, statt im Daseinskampfe aufzugehen, mit allen Kräften nach der Erfüllung des Gebotes der Liebe zu Freunden und Feinden und zu allem Lebendem streben würden. Solche Urteile entstehen aus Mangel an Verständnis für die zwei verschiedenen Methoden in den sittlichen Vorschriften.

Wie es zwei Arten giebt, dem Reisenden den Weg zu weisen, so giebt es zwei Arten der sittlichen Unterweisung eines wahrheitsuchenden Menschen. Die eine Art besteht darin, daß man dem Menschen die Gegenstände beschreibt, denen er begegnen muß, und er richtet sich nach diesen Gegenständen.

Die andre Art besteht darin, daß dem Menschen nur die Richtung angegeben wird, nach einem Kompaß, den der Mensch mit sich trägt und auf dem er immer eine unabänderliche Richtung erkennt und somit auch jede Abweichung von derselben.

Die erste Art der Unterweisung im Sittlichen ist die Methode der äußeren Bestimmung von Regeln: dem Menschen werden bestimmte Merkmale der Handlungen angegeben, die er thun und die er nicht thun soll.

„Heilige den Sabbath, laß dich beschneiden, stiehl nicht, trinke nichts, was dich trunken macht, töte nichts Lebendiges, gieb den Armen den Zehnten, wasche dich und bete fünfmal am Tage, bekreu-

zige dich, geh zum Abendmahl u.s.w.“ Derart sind die Bestimmungen der äußerlichen Religionslehren, der brahminischen buddhistischen, mohammedanischen, der jüdischen und der fälschlich christlich genannten, kirchlichen Lehre.

Die andre Art ist die Methode, den Menschen auf eine nie zu erreichende Vollkommenheit hinzuweisen, nach welcher hin der Mensch ein Streben in sich erkennt. Dem Menschen wird ein Ideal aufgestellt, mit Rücksicht auf welches er immer den Grad der Abweichung von demselben bestimmen kann.

„Liebe Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüt und deinen Nächsten als dich selbst. Seid vollkommen wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Das ist die Lehre Christi.

Die Probe auf die Erfüllung der äußerlichen Lehren ist das Zusammenfallen der Handlungen mit den Definitionen dieser Lehren, und diese Übereinstimmung ist möglich.

Die Probe auf die Erfüllung der Lehre Christi ist das Bewußtsein des Grades der Abweichung von der idealen Vollkommenheit; (der Grad der Annäherung ist nicht bestimmbar), erkennbar ist nur die Abweichung von der Vollkommenheit.

Der Mensch, der ein äußeres Gesetz anerkennt, gleicht einem Menschen, der im Licht einer Laterne steht, die an einer Stange aufgehängt ist. Er steht im Lichte dieser Laterne, um ihn ist es hell, und er sieht keinen Grund ein, weshalb er weiter gehen sollte. Ein Mensch, der an die Lehre Christi glaubt, gleicht einem Menschen, der eine Laterne an einem ziemlich langen Stabe vor sich her trägt. Das Licht ist immer vor ihm, veranlaßt ihn immer darauf los zu gehen und eröffnet vor ihm immer wieder einen neuen erleuchteten Raum, der ihn anzieht.

Der Pharisäer dankt Gott, daß er alle Gebote erfüllt, der reiche Jüngling hat auch alles von Kindheit auf erfüllt, er versteht nicht, daß ihm noch etwas fehlen könne. Und sie können nicht anders denken. Vor ihnen ist nichts, das sie zu einem fortgesetzten Streben aufforderte. Sie haben den Zehnten bezahlt, den Sabbath geheiligt, die Eltem geehrt, Ehebruch, Diebstahl, Mord – liegen ihnen fern. Was fehlt ihnen noch? Für einen Menschen, der ans Christentum glaubt, erweckt dagegen die Erreichung jeder Stufe der Vollkommenheit das Bedürfnis, eine noch höhere Stufe zu erklimmen, von der aus

sich ihm eine noch höhere eröffnet und so ohne Ende.

Wer sich zum Gesetz Christi bekennt, befindet sich immer in der Lage des Zöllners. Er fühlt immer seine Unvollkommenheit, weil er die Strecke hinter sich nicht sieht, die er schon durchschritten hat, sondern immer nur den Weg vor sich, den er gehen muß und den er noch nicht zurückgelegt hat.

Darin besteht der Unterschied der Lehre Christi von allen anderen religiösen Lehren, ein Unterschied, der nicht in der Verschiedenheit der Forderungen, sondern in der Verschiedenheit der Art der Unterweisung liegt, Christus gab gar keine Definitionen vom Leben, er setzte keinerlei Gebräuche fest, er hat auch die Ehe nie eingesetzt. Aber die Menschen, welche die Eigenart der christlichen Lehre nicht begriffen, die an äußerliche Lehren gewöhnt waren und sich als Gerechte fühlen wollten, wie der Pharisäer sich als Gerechter fühlt, diese Menschen machten, im Gegensatz zum Geiste der christlichen Lehre, aus ihrem Buchstaben eine äußerliche Anweisung von Regeln, genannt die christliche Lehre, und diese Lehre schoben sie der wahren Lehre Christi vom Ideal unter.

Die kirchlichen Lehren, die sich christlich nennen, haben in Bezug auf alle Erscheinungen des Lebens an Stelle der Unterweisung im Ideal Christi äußere Bestimmungen und Regeln gesetzt, die dem Geist seiner Lehre widerstreben. Das ist geschehen in Bezug auf die Staatsgewalt, die Gerichte, die Kirche, den Gottesdienst, das ist auch bezüglich auf die Ehe geschehen. Abgesehen davon, daß Christus nicht nur niemals das Institut der Ehe eingesetzt hat – eher schon hat er, wenn man durchaus eine äußere Bestimmung bei ihm suchen will, die Ehe verneint („verlasse dein Weib und folge mir nach") – so haben die kirchlichen Lehren, die sich christliche nennen, die Ehe als eine christliche Institution eingerichtet, d. h. sie haben äußere Bedingungen festgesetzt, unter denen die fleischliche Liebe für einen Christen angeblich ihre Sündhaftigkeit verliert und völlig gesetzlich wird.

Da in der echten Lehre Christi keine Gründe für die Institution der Ehe vorliegen, so ist es gekommen, daß die Menschen dieser Welt das eine Ufer verlassen haben und am andern nicht landen können, d. h. sie glauben in Wahrheit nicht an die kirchlichen Begründungen der Ehe, weil sie fühlen, daß diese Einrichtung keinen Grund in der christlichen Lehre hat und so bleiben sie, da sie andrer-

seits das durch die kirchliche Lehre verhüllte Ideal Christi: das Streben zur vollendeten Keuschheit – nicht vor sich sehen, so bleiben sie in Hinsicht der Ehe ohne jedes Regulativ. Daraus erklärt sich die zunächst seltsam erscheinende Thatsache, daß bei den Juden, Mohammedanern, Lamaisten und andern Konfessionen, welche sich zu religiösen Lehren bekennen, die viel tiefer stehen als das Christentum, aber doch genaue äußere Regeln für das Eheleben besitzen, daß bei diesen das Familienprinzip und die eheliche Treue unvergleichlich viel fester sind, als bei den sogenannten Christen.

Bei jenen existieren bestimmte Sitten, wie das Konkubinat, die Vielweiberei oder Vielmännerei, die in bestimmte Grenzen eingeschränkt sind. Bei uns aber herrscht die völlige Zügellosigkeit: das Konkubinat, die Polygamie sowie die Polyandrie, die keinerlei Bestimmungen unterliegen und sich nur hinter dem Schein einer angeblichen und eingebildeten Monogamie verstecken. Nur weil an einem Teil der sich geschlechtlich Vereinigenden von den Priestern für Geld gewisse Zeremonien vorgenommen werden, die man die kirchliche Trauung nennt, glauben die Menschen unserer Welt aus Naivität oder Scheinheiligkeit, daß sie monogam leben.

Eine christliche Ehe kann es nicht geben, und hat es nie gegeben, sowie es nie einen christlichen Gottesdienst geben kann noch geben konnte (Matth. VI, 5–12, Joh. IV, 21) ebensowenig wie christliche Lehrer und Kirchenväter (Matth. XXIII 8–10) oder ein christliches Eigentum, ein christliches Heer, christliche Gerichte und einen christlichen Staat.

So haben es auch immer die Christen der ersten und der folgenden Jahrhunderte aufgefaßt.

Das Ideal eines Christen ist die Liebe zu Gott und seinem Nächsten, ist die Entäußerung seiner selbst im Dienste Gottes oder des Nächsten. Die fleischliche Liebe aber, oder die Ehe ist nur ein Sichselberdienen und ist daher jedenfalls ein Hindernis, Gott und den Menschen zu dienen und vom christlichen Standpunkt aus, ein sittlicher Fall, eine Sünde.

Das Heiraten kann uns nicht helfen, Gott und den Menschen zu dienen, selbst dann nicht, wenn die sich Heiratenden die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zum Ziel hätten. Für diese Leute wäre es weit einfacher, anstatt eine Ehe zu schließen und Kinder zu zeugen, das Leben jener Millionen von Kindern zu erhalten und zu

retten, welche um uns herum aus Mangel nicht etwa an geistiger, sondern an materieller Nahrung zu Grunde gehen.

Nur dann könnte ein Christ ohne das Bewußtsein, der Sünde zu verfallen, eine Ehe schließen, wenn er sähe oder wüßte, daß das Leben aller Kinder gesichert ist. Man braucht die Lehre Christi nicht anzunehmen, jene Lehre, von der unser ganzes Leben erfüllt ist und auf deren Grunde unsere ganze Sittlichkeit ruht, aber wenn man diese Lehre annimmt, kann man nicht bestreiten, daß sie uns auf das Ideal der vollendeten Keuschheit hinweist.

Ist doch im Evangelium klar und ohne die Möglichkeit einer Umdeutung ausgesprochen, einmal, daß ein verheirateter Mann sich nicht von seinem Weib scheiden dürfe, um eine andere zum Weibe zu nehmen, sondern daß man mit der leben solle, mit der man sich einmal vereint hat (Matth. V 31; 32, XIX 8), zweitens, daß es sündhaft ist, wenn irgend ein Mann, folglich auch ein verheirateter, so gut wie ein unverheirateter, auf ein Weib wie auf einen Gegenstand des Genusses sieht (Matth. V 28–29), und drittens, daß es für einen unverheirateten Mann besser ist, wenn er nicht heiratet, d. h. ganz keusch bleibt (Matth. XIX 10–12).

Vielen, sehr vielen werden diese Gedanken sonderbar und widerspruchsvoll erscheinen. Und sie sind in der That widerspruchsvoll, aber sie widersprechen sich nicht unter einander, sie widersprechen unserem ganzen Leben und daher taucht unwillkürlich der Zweifel auf. Wer hat Recht? Diese Gedanken oder das Leben von Tausenden von Menschen und mein eigenes Leben? Dieses selbe Gefühl habe auch ich gehabt und zwar im höchsten Grade, als ich zu der Überzeugung kam, die ich jetzt ausspreche. Ich hatte es absolut nicht erwartet, daß mein Gedankengang mich dahin führen würde, wohin er mich geführt hat. Ich fürchtete mich vor meinen Folgerungen, wollte ihnen nicht glauben, aber ihnen nicht zu glauben, war unmöglich. Und wie sehr auch diese Folgerungen dem ganzen Aufbau unseres Lebens widersprechen, wie sehr sie auch alle dem entgegen sind, was ich früher gedacht und sogar ausgesprochen habe, ich mußte sie anerkennen. „Aber alles das sind allgemeine Betrachtungen, welche vielleicht auch richtig sind, sie beziehen sich aber nur auf die Lehre Christi und sind nur für die verpflichtend, die diese Lehre anerkennen; aber das Leben bleibt eben das Leben, und es geht nicht an, die Menschen in einer der bren-

nendsten, allgemeinsten und das größte Unglück veranlassenden Fragen ohne alle Belehrung, allein mit diesem Ideal zu lassen. Ein junger leidenschaftlicher Mensch läßt sich wohl eine Zeitlang von dem Ideal hinreißen, aber er hält es nicht aus, er stürzt hinab, und da er nun gar keine Richtschnur mehr hat und anerkennt, muß er dem Laster vollständig verfallen."

So pflegt man gewöhnlich zu denken.

Das Ideal Christi ist unerreichbar, daher kann es uns nicht zur Richtschnur dienen; man kann von diesem Ideal reden, träumen, aber auf das Leben ist es nicht anwendbar, und darum muß man von ihm lassen. Wir bedürfen nicht eines Ideals, sondern einer Regel, einer Richtschnur, die unseren Kräften gemäß, dem Durchschnittsniveau der sittlichen Kräfte unserer Gesellschaft entspricht: etwa die ehrbare, kirchliche Ehe oder vielleicht auch keine ganz ehrbare, wobei der eine Teil der Heiratenden, wie bei uns der Mann schon mit vielen Frauen Verkehr hatte, oder eine Ehe mit der Möglichkeit der Scheidung, oder die Zivilehe oder (wenn man auf diesem Wege weiter schreitet) z. B. die japanische Ehe auf eine bestimmte Zeit – warum soll man nicht auch noch einen Schritt weiter gehn bis zu den Freudenhäusern? – Man sagt doch, das sei besser als die Unsittlichkeit auf der Straße.

Das ist eben das Unglück, wenn man sich einmal erlaubt, aus Schwäche das Ideal herabzudrücken, so vermag man dann die Grenze nicht mehr zu finden, bei der man stehen bleiben muß.

Aber dieses ganze Raisonnement ist eben von Anfang an nicht richtig. Erstens ist es nicht richtig, daß das Ideal einer unendlichen Vervollkommnung nicht als Richtschnur für das Leben dienen könne, daß es nötig wäre, im Hinblick darauf die Hände in den Schoß zu legen und sich zu sagen, ich habe es nicht nötig, da ich es doch nie erreiche, oder aber das Ideal herabzuziehen bis zu der Stufe, auf welcher meine Schwachheit stehen kann.

So denken, hieße dasselbe thun wie ein Meerfahrer, der sich sagt: da ich ja doch nicht der Linie nach gehen kann, die mir der Kompaß zeigt, so will ich lieber den Kompaß wegwerfen oder ich will aufhören, auf ihn zu achten, d. h. ich will das Ideal abweißen [sic], oder den Zeiger des Kompasses so befestigen, daß seine Richtung gerade dem Lauf meines Schiffes im gegebenen Fall entspricht, d. h. ich will das Ideal auf das Niveau meiner Schwachheit herabziehen.

Das Ideal, das uns Christus gegeben hat, ist nicht ein Traum oder ein Gegenstand rhetorischer Predigten, sondern es ist die notwendigste, allen zugängliche Anweisung zum sittlichen Leben der Menschen, wie der Kompaß ein notwendiges und zugängliches Instrument für die Meerfahrer ist. In welcher Lage sich auch der Mensch befinden möge, es genügt immer die Belehrung durch das Ideal Christi, um die rechte Hinweisung auf die Handlungen zu erhalten, die man thun und die man nicht thun soll. Aber man muß fest an diese Lehre glauben, allein an diese Lehre – und aufhören, an alle andern zu glauben, so wie der Meerfahrer dem Kompaß Glauben schenken und aufhören muß, darauf zu sehen und sich danach zu richten, was er zu beiden Seiten erblickt. Man muß verstehen, sich nach der christlichen Lehre zu richten, wie man verstehen muß, sich nach dem Kompaß zu richten, und zu diesem Zwecke ist es die Hauptsache, daß man seine Lage versteht, man muß es lernen, sich nicht davor zu fürchten, mit Schärfe und Genauigkeit die Abweichung von der durch das Ideal gegebenen Richtung festzustellen. Auf welcher Stufe auch der Mensch stehen mag, immer hat er die Möglichkeit, sich diesem Ideal zu nähern, und es giebt für ihn keine Lage, wo er sagen könnte, er habe es erreicht und könne nicht nach einer noch größeren Annäherung streben. So ist das Streben des Menschen zum christlichen Ideal überhaupt und ebenso zum Ideal der Keuschheit im Besonderen. Wenn wir uns hinsichtlich der sexuellen Frage alle möglichen Lagen der Menschen von der Unschuld des Kindes bis zur Ehe vorstellen, innerhalb welcher die Enthaltsamkeit nicht beobachtet wird, so wird die Lehre Christi auf jeder Stufe zwischen diesen beiden Lagen, und das aufgestellte Ideal immer als klare und bestimmte Anleitung dazu dienen, was der Mensch auf jeder dieser Stufen thun und was er nicht thun soll.

Was soll ein reiner Jüngling, eine Jungfrau thun? Sie sollen sich vor den Verführungen rein erhalten und, damit sie im Stande seien, alle ihre Kräfte dem Dienste Gottes und der Menschen zu widmen, nach immer größerer Keuschheit in Gedanken und Wünschen streben.

Was soll ein Jüngling oder eine Jungfrau thun, die den Versuchungen verfallen und erfüllt sind von Träumen einer gegenstandlosen Liebe oder einer solchen zu einer bestimmten Person, und die

dadurch zum Teil die Möglichkeit verloren haben, Gott und den Menschen zu dienen?

Ganz dasselbe. Sie sollen sich hüten vor einem neuen Fall, da sie wissen, daß sie ein neuer Rückfall nicht vor der Versuchung retten kann, sondern diese nur noch verstärkt, sie sollen immer in gleicher Weise nach immer größerer Keuschheit streben, um Gott und den Menschen immer besser dienen zu können.

Was sollen die Menschen thun, wenn sie im Kampfe mit sich selbst untergehen und gefallen sind?

Sie sollen auf ihren sittlichen Fall nicht wie auf einen erlaubten Genuß sehen, wie man jetzt darauf sieht, jetzt, wo er noch durch die Zeremonie der Trauung gerechtfertigt wird, auch nicht wie auf ein zufälliges Vergnügen, das man mit andern Leuten wiederholen dürfte, auch nicht wie auf ein Unglück, wenn der Mensch mit einer unter ihm stehenden Frau und ohne alle Zeremonien sündigt, sondern man muß die erste geschlechtliche Verirrung als die einzige ansehen, als die Schließung einer unzerreißbaren Ehegemeinschaft.

Der Eintritt in das Eheleben bestimmt durch die aus ihm sich ergebende Konsequenz – die Geburt von Kindern – für die Eheleute eine neue und zwar beschränktere Art, Gott und den Menschen zu dienen. Bis zur Ehe konnte der Mensch unmittelbar und in verschiedenster Weise, Gott und seinem Nächsten dienen. Die Verheiratung aber schränkt sein Wirkungsfeld ein und fordert von ihm die Aufziehung und Unterweisung der ihm aus der Ehe erwachsenden Nachkommen, der künftigen Diener Gottes und der Menschen.

Was soll ein Mann oder ein Weib thun, die in der Ehe leben und Gott und Menschen in dem beschränkten Sinne dienen, daß sie die geistige und physische Erziehung der Kinder leiten, wie es die Lage erfordert?

Wiederum dasselbe: sie sollen gemeinsam nach der Erlösung von den Versuchungen streben, nach innerer Reinigung und Beseitigung der Sünde durch Ersetzung der Beziehungen, die sie daran hindern, Gott und den Menschen in jeder möglichen Weise zu dienen, durch Ersetzung der sinnlichen Liebe durch das reine Verhältnis zwischen Bruder und Schwester.

Und darum ist es nicht wahr, daß wir uns nicht nach dem Ideal Christi richten können, weil es zu hoch, zu vollkommen, uns unerreichbar ist. Wir können uns nur darum nicht nach diesem Ideal

richten, weil wir uns selbst etwas vorlügen und uns selbst betrügen.

Denn wenn wir sagen, daß wir Regeln brauchen, die leichter zu erfüllen sind, als das Ideal Christi, da wir im andern Fall, ohne das Ideal Christi zu erreichen, dem Laster verfallen würden, so sagen wir damit nicht etwa, daß das Ideal Christi für uns zu hoch ist, sondern nur, daß wir nicht an dieses Ideal glauben und unsere Handlungen nicht danach einrichten wollen. Wenn wir sagen, daß wir dem Laster verfallen, wenn wir einmal gefallen sind, so behaupten wir damit nur, was wir schon im voraus entschieden haben: daß eine Vereinigung mit einer gesellschaftlich tiefer stehenden Frau keine Sünde, sondern ein Vergnügen ist, welches wir nicht durch die sogenannte Ehe wieder gut zu machen brauchen. Wenn wir dagegen einsehen würden, daß der moralische Fall eine Sünde ist und nur durch die Unlösbarkeit der Ehe erkauft werden kann, sowie durch die ganze Thätigkeit, die mit der Erziehung der Kinder verbunden ist, die wir in der Ehe zeugen, so könnte der Verlust der Unschuld nie die Ursache davon werden, daß wir dem Laster anheimfallen. Das wäre ja fast ebenso, wie wenn ein Landmann sagen wollte, wenn ihm die Aussaat nicht aufgegangen ist, es sei gar keine wirkliche Aussaat, sondern, indem er zu einem zweiten oder dritten Stück Ackerland übergeht, nur dort gesät haben will, wo die Saat aufgeht. Es ist klar, daß ein solcher Mensch viel Ackerland und viel Samen verschwenden und nie säen lernen wird. Macht nur die Keuschheit zum Ideal, erklärt nur einmal, daß jede geschlechtliche Vereinigung, wer sich ihrer auch schuldig macht und mit wem auch immer er sie vollzieht, als erste einzige und unauflösliche Ehe fürs ganze Leben aufgefaßt werden muß, so wird sogleich klar, daß die Anweisung, die uns Christus gegeben, nicht nur vollständig ausreicht, sondern auch die einzig mögliche ist.

„Der Mensch ist schwach, man muß ihm eine seinen Kräften entsprechende Aufgabe geben.“ So sagen die Leute. Das ist dasselbe, als wollte man sagen „meine Hände sind zu schwach, ich kann keine gerade Linie ziehen, d. h. keine, die zwischen zwei Punkten die kürzeste ist, daher will ich, um mir die Sache leichter zu machen, mir, wenn ich eine gerade Linie ziehen will, eine dumme oder gebrochene zum Muster nehmen. Je schwächer meine Hand ist, eines um so vollkommeneren Musters bedarf ich.

Es geht nicht an, wenn man einmal die christliche Lehre vom

Ideal kennen gelernt hat, so zu thun, als ob man das Ideal nicht kennte, und es durch äußere Bestimmungen zu ersetzen. Die christliche Lehre vom Ideal ist der Menschheit gerade deshalb offenbart worden, weil sich dieselbe in ihrem jetzigen Alter danach richten kann. Die Menschheit hat die Periode äußerer religiöser Gesetze bereits überwunden und niemand glaubt mehr an sie.

Die christliche Lehre vom Ideal ist die einzige Lehre, welche die Menschheit lenken kann. Es geht nicht an und es darf nicht geschehen, daß das Ideal Christi durch äußere Regeln ersetzt wird, sondern man muß dies Ideal festhalten in seiner ganzen Reinheit und vor allem fest daran glauben.

Einem Menschen, der in der Nähe des Ufers segelt, kann man noch sagen: richte dich nach dieser Erhöhung, nach jener Landzunge, jenem Turm *etc*. Aber es kommt doch einmal die Zeit, wo die Seefahrer sich vom Ufer entfernt haben und nur die unerreichbaren Sterne und der Kompaß ihnen zur Leitung dienen können, weit sie ihnen die Richtung weisen. Und alle beide sind uns gegeben.

Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern
(Ob otnošenijach meždu polami, 1890)

In Folge meiner „Kreutzer-Sonate“ sowie des „Nachwortes“ erhielt ich aus verschiedenen Gegenden eine Anzahl Briefe, aus denen hervorgeht, daß die Notwendigkeit unsere Anschauungen über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu ändern nicht nur von mir allein, sondern von einer großen Zahl denkender Menschen erkannt worden ist, deren Stimmen ungehört und unbemerkt verhallen und zwar nur deshalb, weil sie übertönt werden durch das Geschrei der Masse, die mit Hartnäckigkeit und Mutwillen der gewohnten und ihren Leidenschaften Vorschub leistenden Ordnung der Dinge das Wort redet; unter diesen Briefen erhielt ich am 7. Oktober 1890 auch den folgenden, dem eine Broschüre mit dem Titel *„Diana“*, welche darin erwähnt wird, beigelegt war.[5]

Dieser Brief ist folgender:

New-York, 7. Oktober 1890.

„Wir haben das Vergnügen, Ihnen eine kleine Broschüre zu übersenden unter dem Titel: ‚Diana, ein psycho-physiologischer Versuch über die geschlechtlichen Beziehungen zwischen verheirateten Männern und Frauen‘, welche Sie, wie wir hoffen, erhalten werden.

Seit dem Erscheinen Ihrer ‚Kreutzer-Sonate‘ in Amerika meinten Viele: durch die ‚Diana‘ wird die Theorie Tolstojs verwirklicht, erklärt und möglich gemacht. Und so entschließen wir uns denn, Ihnen diese Broschüre zu übersenden, damit Sie selbst urteilen können.

Indem wir die Erfüllung Ihres Herzenswunsches erflehen, zeichnen wir Ihre ergebenen

Burns Co.

Wir werden uns freuen, wenn Sie uns mit einer Mitteilung über den Empfang der Broschüre beehren wollten.“

---

[5] Der Original-Titel der Broschüre ist folgender: Diana, A psychological essay on sexual relations for married men and women. New-York.

Vorher erhielt ich noch aus Frankreich einen Brief von Angèle Francoise nebst ihrer Broschüre.

In ihrem Briefe teilte mir Frau Angele das Vorhandensein zweier Vereine mit, deren Zweck die Förderung der Reinheit des Geschlechtslebens sei: der eine besteht in England, der andere in Frankreich „*Société d'amour pur*". In dem Aufsatz der Frau Angèle waren die gleichen Gedanken ausgedrückt wie in der „Diana", nur waren dieselben weniger klar und bestimmt und hatten eine mystische Färbung.

Die in der „Diana" ausgesprochenen Gedanken, obgleich denselben nicht die christliche, sondern eher eine heidnische, die platonische Weltanschauung zu Grunde liegt, sind so neu und interessant und lassen so deutlich die Unvernunft der Zügellosigkeit, die sich sowohl im Jungesellen- als auch im Eheleben unserer Gesellschaft eingebürgert hat, erkennen, daß ich diese Gedanken meinen Lesern mitteilen möchte.

Die Grundidee der Broschüre, welche als Motto die Worte trägt: *„Und sie werden fortan ein Leib sein"* ist folgende:

Der Unterschied in der Organisation des Mannes und der Frau ist nicht nur physiologischer Art, sondern er besteht auch in anderen, moralischen Eigenschaften, welche beim Manne Männlichkeit, bei der Frau – Weiblichkeit genannt werden. Die Zuneigung zwischen den Geschlechtern beruht nicht allein auf dem Trieb zur physischen Gemeinschaft, sondern auch auf der beiderseitigen Anziehung, welche diese entgegengesetzten Eigenschaften der Geschlechter aufeinander ausüben: die Weiblichkeit auf den Mann und die Männlichkeit auf das Weib. Das eine Geschlecht strebt nach seiner Ergänzung durch das andere, und deshalb wird durch die Anziehung der Geschlechter ebensosehr der Trieb zur geistigen wie zur physischen Gemeinschaft hervorgerufen. Das Streben zur physischen und zur geistigen Gemeinschaft sind zwei Erscheinungsarten eines und desselben Triebquells, welche sich in einer solchen Abhängigkeit voneinander befinden, daß durch die Befriedigung des einen Triebes der andere abgeschwächt wird. Ebensosehr wie der Trieb zur geistigen Gemeinschaft befriedigt wird, erschlafft, der Trieb zur physischen Gemeinschaft oder wird er gänzlich zerstört, und umgekehrt: durch die Befriedigung des physischen Triebes wird der geistige geschwächt oder zerstört. Und darum ist der Ge-

schlechtstrieb nicht nur eine physische Begierde, die Kinder zur Welt bringt, sondern er ist die Anziehung der verschiedenen Geschlechter durch einander, welche die Form der höchsten geistigen Gemeinschaft, des reinen Gedankens annehmen kann, oder der allerthierischsten Gemeinschaft, aus der die Kindererzeugung hervorgeht und allen verschiedenartigen Stufen zwischen dem einen und der anderen. Die Frage, auf welcher dieser Stufen die Annäherung der verschiedenen Geschlechter aufhört, wird dadurch entschieden, welche Art der Gemeinschaft die sich Vereinigenden zur gegebenen Zeit oder für immer – als gut, erforderlich und daher wünschenswert erachten. Als eine hübsche Illustration dafür, bis zu welchem Grade sich die Beziehungen zwischen den Geschlechtern der Vorstellung davon unterordnen, was als gut, erforderlich und wünschenswert angesehen wird, dient der auffallende Brauch der kleinrussischen Brautleute, der darin besteht, daß die verlobten jungen Burschen Jahre hindurch die Nächte mit ihren Bräuten verbringen, ohne daß ihre Jungfernschaft verletzt würde.

Die volle Befriedigung für die einzelnen sich vereinigenden Personen wird durch diejenige Stufe dargestellt, welche diese Personen als gut, erforderlich und daher wünschenswert betrachten und hängt von ihrer individuellen Ansicht ab. Aber davon unabhängig, an und für sich, objektiv, muß für alle die eine Stufe der Gemeinschaft eine größere Befriedigung gewähren, als die anderen. Welche Gemeinschaft gewährt nun diese größte Befriedigung, an und für sich, für alle, unabhängig von der persönlichen Ansicht der sich Vereinigenden: diejenige, welche sich dem Geistigen oder dem Physischen nähert? Die klare und unzweideutige, wenn auch alledem, was man in unserer Gesellschaft zu denken gewohnt ist, widersprechende Antwort auf diese Frage besteht darin, daß, je mehr sich die Art der Gemeinschaft der äußersten, physischen Grenze nähert, desto stärker die Begierde entfacht und eine desto geringere Befriedigung erreicht wird; je mehr sie sich der entgegengesetzten, äußersten, geistigen Grenze nähert, umso weniger werden neue Begierden hervorgerufen, umso vollständiger ist die Befriedigung. Je näher sie dem Ersteren liegt, um so zerstörender wirkt sie auf die Lebenskräfte; je näher dem Letzteren, dem geistigen, um so ruhiger, freudiger und kräftiger ist das Allgemeinbefinden.

Die Vereinigung von Mann und Weib zu „einem Leib“, in der

Form der untrennbaren Monogamie, hält der Verfasser für die notwendige Bedingung der höheren Entwickelung des Menschen. Daher ist, nach der Meinung des Verfassers, die Ehe, welche eine natürliche und wünschenswerte Bedingung für alle Menschen reifen Alters darstellt, nicht notwendigerweise eine physische Vereinigung, sondern sie kann auch eine geistige sein. Je nach den Bedingungen und dem Temperament, insbesondere aber nach demjenigen, was die sich Verbindenden als notwendig, gut und wünschenswert betrachten, wird sich für die einen die Ehe mehr der geistigen, für die anderen mehr – der physischen Gemeinschaft nähern; je größer jedoch die Annäherung an das Geistige, um so vollkommener wird die Befriedigung sein.

Da der Verfasser anerkennt, daß dieselben Geschlechtstriebe zur geistigen Gemeinschaft der reinen Liebe und auch zur physischen – der Produktivität, der Kindererzeugung, führen können, und ferner, daß die eine Thätigkeit, infolge der Abhängigkeit von dem Bewußtsein, in die andere übergeht, so ist es natürlich, daß er nicht nur die Möglichkeit der Enthaltsamkeit anerkennt, sondern, daß er dieselbe als die naturgemäße und notwendige Bedingung einer vernünftigen, geschlechtlichen Hygiene sowohl in der Ehe, als auch außerhalb derselben betrachtet.

Der ganze Aufsatz enthält eine reiche Auswahl von Beispielen und Belegen für das, was darin behauptet wird, und auch physiologische Thatsachen über die Prozesse der geschlechtlichen Beziehungen, ihre Rückwirkung auf den Organismus und die Möglichkeit einer bewußten Hinlenkung auf den einen oder den anderen Weg, den zur reinen Liebe oder den zur Kindererzeugung.

Zur Bekräftigung seines Gedankens führt der Verfasser die Worte von Herbert Spencer an: „Wenn irgend ein Gesetz – sagt Spencer – dem Wohl der Menschheit förderlich ist, so wird sich die menschliche Natur unbedingt demselben unterwerfen, sodaß die Unterwerfung unter dasselbe für den Menschen eine freudige sein wird.“ Und deshalb sagt der Verfasser, müssen wir uns nicht allzusehr auf feststehende Gewohnheiten und Bedingungen verlassen, wie sie uns jetzt umgeben, sondern wir müssen eher darauf sehen, was der Mensch sein muß und sein kann, in der ihm bevorstehenden, herrlichen Zukunft.

Die Quintessenz alles Gesagten, stellt er folgendermaßen dar.

Die Grundidee der *„Diana“* ist die, dass die Beziehungen zwischen den Geschlechtern zwei Funktionen haben: die der Erzeugung und die der reinen Liebe, und dass die geschlechtliche Kraft, sofern das bewusste Bestreben, Kinder zu haben, nicht vorhanden ist, immer auf den Weg dieser Liebe gerichtet sein muss. Die Art und Weise, in der sich diese Kraft äußern wird, hängt von der Vernunft und der Gewohnheit ab, und infolgedessen wird das Bestreben, die Vernunft allmählich mit dem hier ausgeführten Prinzipien in Einklang zu bringen, sowie die allmähliche Umbildung der Gewohnheiten zu den, mit den Menschen übereinstimmenden, die Menschen von vielen Leiden befreien und ihnen die Befriedigung ihrer geschlechtlichen Begierden gewähren.

Am Schluß des Buches ist ein bemerkenswerter *„Brief an die Eltern und Lehrer“* von Elisa Burns beigefügt. Obgleich dieser Brief Gegenstände behandelt, die als unanständig angesehen werden (da darin, wie es nicht anders sein darf, die Dinge beim Namen genannt werden), kann er auf die unglückliche, infolge von Ausschweifungen und Unregelmäßigkeiten leidende Jugend eine derartig wohlthätige Wirkung ausüben, daß die Verbreitung dieses Briefes unter den erwachsenen Männern, die so zwecklos ihre beste Kraft und ihr Wohl zerstören, und namentlich unter den armen, nur infolge von Unwissenheit zu Grunde gehenden Knaben in Familien, Schulen, Gymnasien und besonders in Militäranstalten und geschlossenen Instituten, eine wahre Wohlthat wäre.

14. Oktober 1890

Bezüglich der geschlechtlichen Gemeinschaft habe ich meine Ansicht, so gut ich konnte, im Nachwort zur „Kreutzersonate“ ausgesprochen. Die ganze Frage läßt sich mit einem Wort lösen: der Mensch muß immer, in allen Lagen – ob verheiratet oder ledig – nach Möglichkeit keusch sein, wie dies Christus und nach ihm Paulus ausgesprochen haben. Wenn er im stande ist, so enthaltsam zu sein, daß er das Weib überhaupt nicht kennt, so ist dies das beste, was er thun kann. Wenn er sich aber nicht enthalten kann, so muß er sich möglichst selten dieser Schwäche hingeben, und keinesfalls auf die geschlechtliche Vereinigung, als auf eine „*jouissance*“, blicken. Ich glaube, daß jeder aufrichtige und ernst angelegte Mensch diese Sache nicht anders ansehen kann, und daß alle derartige Menschen damit einverstanden sind.

———

Noch ein Brief des Herausgebers von, „*The Adult*“ über die freie Liebe. Wenn ich Zeit hätte, möchte ich über diesen Gegenstand schreiben. Wahrscheinlich werde ich auch darüber schreiben. Die Hauptsache wäre, zu zeigen, daß alles darin besteht, sich die Möglichkeit eines besonders großen Genusses zu verschaffen, ohne sich über die Folgen Gedanken zu machen. Außerdem predigt man das, was schon existiert und sehr schlecht ist. Und warum sollte die Abwesenheit des äußeren *restraint* die ganze Sache verbessern? Ich bin, selbstverständlich, gegen jede gewaltsame Regelung und für volle Freiheit, nur ist das Ideal die Keuschheit und nicht der Genuß.

———

Alle Not, die aus den „geschlechtlichen Beziehungen, aus allen Arten von Liebe hervorgeht, kommt nur daher, daß wir die fleischliche Begierde mit dem geistigen Leben verwechseln – es ist schrecklich das auszusprechen – mit der reinen Liebe; wir brauchen unseren Verstand nicht dazu, um diese Leidenschaft zu verurteilen und zu

bestimmen, sondern dazu, um sie mit den Pfauenfedern des Geistigen auszuschmücken.

An dieser Stelle „*les extrèmes se touchent*"; alle Zuneigung zwischen den Geschlechtern dem Geschlechtstrieb zuzuschreiben, scheint sehr materiell zu sein, aber es ist im Gegenteil das allergeistigste Verhalten – aus dem Gebiete des Geistigen alles auszuscheiden, was nicht hineingehört, damit es hoch genug gehalten werden könne.

Die Leidenschaft ist die Quelle des größten Elends; wir verkleinern, dämpfen sie nicht etwa, nein, wir entfachen sie auf jede Weise und dann beklagen wir uns, daß wir leiden.

Wenn die Frau sich herausputzt, so entbrennt sie in Begierde zu sich selbst. Indem sie andere herausputzt, lebt sie in einer eingebildeten Begierde. Deshalb eben herrschen die Toiletten so mächtig über die Frauen.

Lüstling ist kein Schimpfwort, sondern deutet einen Zustand an (wie auch das Wort Buhlerin), einen Zustand der Unruhe, der Neugier und des Dranges nach etwas Neuem (wie beim Trunkenbold), hervorgerufen durch eine Vereinigung, um des Vergnügens willen, nicht mit einer Frau, sondern mit vielen. Man kann enthaltsam sein, aber der Trunkenbold – bleibt ein Trunkenbold, der Lüstling – ein Lüstling, sie fallen, sobald sie einmal schwach werden.

Uns schwächt in unserem Kampf mit der Versuchung der Umstand, daß wir von vornherein an den Sieg denken, daß wir uns eine über unsere Kräfte gehende Aufgabe stellen, eine Aufgabe, die zu bewältigen oder nicht zu bewältigen, nicht in unserer Macht steht. Wir sagen uns, wie der Mönch, von vornherein: ich gelobe, keusch zu sein, indem wir darunter nur die äußerliche Keuschheit verstehen. Und dies ist erstens unmöglich, weil wir uns diejenigen Bedingungen nicht vorstellen können, in welche wir möglicherweise gestellt

werden und in denen wir der Versuchung nicht werden widerstehen können. Und zweitens ist es schlecht; und zwar deshalb, weil es uns nicht zur Erlangung unseres Zieles verhilft – zur Annäherung an die größtmögliche Keuschheit, sondern im Gegenteil.

Hat man entschieden, daß die Aufgabe darin besteht, eine äußerliche Keuschheit zu pflegen, so entzieht man sich entweder dieser Welt, flieht die Frauen, wie die Mönche von Athos, oder man kastriert sich und verschmäht das, was das Wichtigste von allem ist, den inneren Kampf mit den weltlichen Gelüsten, inmitten der Verführungen. Das ist ebenso, wie wenn ein Krieger sich sagen würde, daß er in den Krieg ziehen will, aber nur unter der Bedingung, daß er sicher den Sieg davonträgt. Ein solcher Krieger wird den wahren Feinden ausweichen und mit eingebildeten Feinden kämpfen müssen. Ein solcher Krieger wird niemals kämpfen lernen und wird stets ein schlechter Kämpfer sein.

Außerdem ist der Umstand, daß man sich diese äußerliche Keuschheit zur Aufgabe macht, sowie die Hoffnung, manchmal auch die Überzeugung, jene zu verwirklichen, auch schon deshalb ungünstig, weil, indem man danach strebt, jede Versuchung, der der Mensch unterworfen wird, und umsomehr noch ein Fehltritt, mit einem Mal alles vernichtet und zum Zweifel an der Möglichkeit, sogar der Gesetzlichkeit des Kampfes, drängt. „So kann man also nicht keusch sein, und ich habe mir eine falsche Aufgabe gestellt.“ Und damit *basta*, und der Mensch ergiebt sich ganz der Begierde und verkommt darin. Er gleicht einem Krieger mit einem Amulet, das ihn, in seiner Einbildung, davor bewahrt, daß er getötet oder verwundet werden kann. Ein solcher Krieger verliert den letzten Rest von Tapferkeit und läuft bei der geringsten Wunde – einer Schramme – davon.

Die Aufgabe kann nur die eine sein: die Erlangung der, meinem Charakter, meinem Temperament, den Bedingungen meiner Vergangenheit und der Gegenwart, angemessenen, größtmöglichen Keuschheit – nicht vor den Menschen, die das nicht kennen, womit ich zu kämpfen habe, sondern vor mir selbst und vor Gott. Dann stört nichts, hält nichts die Bewegung auf, dann führt die Versuchung, der moralische Fall sogar, alles führt zu dem einen, einzigen Ziel – zur Abwendung vom Fleischlichen und zur Annäherung an Gott.

Die christliche Lehre bestimmt nicht die Formen des Lebens, sondern sie zeigt in allen Beziehungen des Menschen das Ideal, die Richtung an: ebenso in der geschlechtlichen Frage. Die dem christlichen Geiste fremden Menschen aber wollen die Bestimmung der Formen. Für sie wurde die kirchliche Trauung erfunden, die an sich nichts christliches hat. Aber auch in Bezug auf die geschlechtlichen Dinge, ebenso wie mit Rücksicht auf andere: die Gewalt, den Zorn, darf und soll man das Ideal nicht herabziehen und verzerren. Das haben die Männer der Kirche in Bezug auf die Ehe gethan.

Infolge des unverstandenen Geistes des Christentums werden die Menschen gewöhnlich in Christen und Nichtchristen eingeteilt. Die roheste Einteilung besteht darin, daß man nur den, der die Taufe empfangen hat, als Christen betrachtet; aber die Einteilung, wenn sie auch weniger roh ist, welche auf Grund der Lehre Christi den Menschen, der ein reines Familienleben führt, der kein Mörder ist *etc.* einen Christen nennt, im Gegensatz zu demjenigen, der anders lebt – ist ebenso unrichtig. Im Christentum giebt es keine Grenzlinie, wodurch der Christ vom Nichtchristen geschieden würde. Es giebt ein Licht, ein Ideal, Christus; und es giebt eine Finsternis, das Fleischliche, und – eine Bewegung im Namen Christi, nach Christus hin, auf diesem Wege.

Und so ist, in Bezug auf die Geschlechter, das Ideal – die völlige und vollkommene Keuschheit. Der Gott dienende Mensch kann ebensowenig den Wunsch haben, zu heiraten, wie den, sich zu betrinken; aber auf dem Wege zur Keuschheit giebt es verschiedene Stadien. Und eines kann man denjenigen sagen, welche Antwort haben wollen auf die Frage: soll man also heiraten oder nicht? Und zwar ist es dieses: wenn ihr das Ideal der Keuschheit nicht seht, das Bedürfnis, euch ihm hinzugeben, nicht fühlt, so nähert euch der Keuschheit, ohne es selbst zu wissen, auf dem unkeuschen Wege der Ehe. Ebensowenig wie ich, wenn ich von hohem Wuchs bin und vor mir einen Kirchturm sehe, denselben einem an meiner Seite gehenden, kleingewachsenen Manne zeigen kann, sondern genötigt bin, ihm irgend ein anderes Wegzeichen auf demselben Pfade anzugeben: ein ebensolches Wegzeichen ist eine ehrliche Ehe für diejenigen,

welche das Keuschheitsideal nicht zu erblicken vermögen. Aber hierauf kann ich, könnt ihr hinweisen; Christus jedoch wies auf nichts anderes hin und konnte auch auf nichts anderes hinweisen, als auf die Keuschheit.

Kämpfen – das ist das Leben selbst, der Kampf allein ist das Leben. Ein Ausruhen giebt es nicht. Das Ideal schwebt immer voraus, und niemals bin ich ruhig, nicht nur nicht so lange ich es noch nicht erreicht habe, sondern so lange ich mich nicht zu demselben hinbewege.

Nehmen wir sogar das Ideal der Ehelosigkeit. Nicht die Befriedigung des physischen Triebes, die, nachdem sie zeitweilig die Begierde eingeschläfert hat, kann beruhigen, ebensowenig wie die Sättigung aller der mich umgebenden Hungernden mich im ökonomischen Sinne befriedigen wird. Befriedigen wird uns nur die deutliche Vorstellung vom Ideal in seiner ganzen Hoheit, eine ebenso deutliche Vorstellung eurer Schwäche bei der ganzen Größe der Entfernung vom Ideal, und das Streben, euch demselben zu nähern. Nur dies wird Befriedigung gewähren, nicht aber, wenn ich mich in eine solche Lage bringe, in der ich, weil ich die Augen zudrücke, den Unterschied zwischen meinem Zustand und der Forderung des Ideals nicht erkennen kann.

Der Kampf mit dem Geschlechtstrieb ist der schwerste Kampf, und es giebt keine Lage und kein Lebensalter, außer der ersten Kindheit und dem höchsten Alter, in dem der Mensch von diesem Kampfe befreit wäre, und darum darf man sich durch diesen Kampf nicht niederdrücken lassen, man darf sich nicht darauf verlassen, daß man in eine solche Lage kommen könnte, in der es keinen geben wird, man darf keinen Moment erlahmen, vielmehr muß man dessen eingedenk sein und alle diejenigen Maßregeln ergreifen, die den Feind schwächen: das, was Leib und Seele schwächt, vermeiden und sich bemühen, beschäftigt zu sein. Das ist das eine. Das andere ist dieses: sieht man, daß man nicht im stande ist, im Kampfe der

Stärkere zu sein – so heirate man, d. h. man wähle ein Weib, das einverstanden wäre, in die Ehe zu treten, und sage sich, daß, wenn man nicht fähig ist, sich vor einem Fehltritt zu bewahren, man nur mit diesem Weibe sündigen und mit ihm die etwaigen Kinder erziehen werde, und daß man mit ihm gemeinsam, es stützend, zur Keuschheit gelangen wolle – je früher, desto besser; andere Mittel kenne ich nicht. Die Hauptsache aber, um im stande zu sein, dies zu thun und mit Erfolg das eine oder das andere Mittel zu brauchen, ist, seinen Bund mit Gott zu kräftigen, sich öfter zu erinnern, daß man von ihm kommt und zu ihm gehen wird, und daß der Sinn und der Zweck dieses Lebens nur darin besteht, daß sein Wille geschehe.

Je mehr ihr seiner eingedenk sein werdet, um so mehr wird er euch helfen.

Noch eines: verzaget nicht, wenn ihr fallen solltet: glaubet nicht, daß ihr verloren seid und daß ihr es nicht mehr nötig hättet, euch nachher noch zu scheuen, sondern daß ihr euch dann gehen lassen dürft. Im Gegenteil, wenn ihr gefallen seid, dann ringet fort, mit um so größerer Kraft.

Die Anfälle des Geschlechtstriebes bewirken eine Verwirrung, oder vielmehr eine Abwesenheit der Gedanken. Die ganze Welt wird verdunkelt; man verliert seine Verknüpfung mit der Welt. Es bleibt nur Zufall, Finsternis, Ohnmacht.

Schwer haben Sie, Ärmster, gelitten unter dieser furchtbaren Leidenschaft, namentlich, wenn Sie die Zügel fallen ließen, d. h. wenn sie ihren Lauf nahm. Ich weiß, wie sie alles versperrt, zeitweise alles zerstört, wodurch Herz und Verstand gelebt hatten. Aber eine Rettung dagegen giebt es – das ist, zu wissen, daß es ein Traum, eine Ausgeburt ist, welche vorübergeht, und daß man zum wahren Leben zurückkehren werde, an die Stelle, von der Sie uns fortgerissen hat. Das kann man wissen, sogar im Augenblick ihrer Herrschaft. Gott helfe Ihnen!

Vergiß nie, daß du niemals weder völlig keusch warst, noch es jemals sein wirst, sondern daß du dich in einem bestimmten Stadium der Annäherung an die Keuschheit befindest, und deshalb verzweifle nie an der Annäherung daran: im Augenblick der Versuchung, sogar im Augenblick des Falles, höre niemals auf, dir dessen bewußt zu sein, wohin du strebst und dir zu sagen: ich falle, aber ich hasse die Sünde und weiß, daß, wenn auch nicht jetzt, so doch später, nicht ihr der Sieg gehören wird, sondern mir.

Nicht die Keuschheit muß sich der Mensch zur Aufgabe machen, sondern die Annäherung an die Keuschheit. Keusch kann der lebendige Mensch, streng genommen, nicht sein. Der lebendige Mensch kann nur zur Keuschheit hinstreben, eben weil er nicht keusch, sondern sinnlich ist. Wäre der Mensch nicht sinnlich, so gäbe es für ihn gar keine Keuschheit und er hätte keine Vorstellung davon. Der Irrtum besteht darin, daß man sich die Keuschheit (den äußerlichen Zustand der Keuschheit) zur Aufgabe macht, und nicht das Streben nach Keuschheit, daß man nicht innerlich, in allen Lebenslagen den Vorzug der Keuschheit vor der Zügellosigkeit anerkennt, den Vorzug der größeren Reinheit vor der geringeren.

Dieser Irrtum ist ein sehr wichtiger. Für den Menschen, der sich den äußerlichen Zustand der Keuschheit zur Aufgabe gemacht hat, für diesen vernichtet die Abwendung von diesem äußerlichen Zustand, der moralische Fall, alles und bringt die Möglichkeit der Thätigkeit, des Lebens zum Stillstand; für den Menschen, der sich das Streben nach Keuschheit zur Aufgabe gemacht hat, giebt es keinen moralischen Fall, kein Aufhören der Thätigkeit; und die Versuchungen und die geschlechtlichen Fehltritte brauchen das Streben nach Keuschheit nicht zum Stillstand zu bringen, sondern verstärken es sogar oft.

Wenn die Menschen kein anderes Heil kennen, als den persönlichen Genuß – dann stellt die Liebe den Aufschwung zur Höhe dar, aber wenn man die Gefühle der Liebe zu Gott und zu seinen Nebenmenschen kennen gelernt hat, wenn man auch nur im allergeringsten Grade Christ geworden ist, wenn dieses Gefühl ein aufrichtiges ist, so kann man nicht anders, als auf die sinnliche Liebe von oben herabsehen, als auf ein Gefühl, von dem man wünschen sollte, sich zu befreien. Und warum hätten Sie sich mit dieser christlichen, brüderlichen Liebe nicht begnügen können? Und darum ist, verzeihen Sie, das, was Sie sagen, daß Ihre Liebe zu ihr, Sie in Ihrer Reinheit befestigt – für das Weib nur beleidigend. Jeder Mensch, besonders ein Christ, will ein Werkzeug sein, das geistig, nicht physisch wirkt. Bewahren Sie sich die Reinheit aus allen Kräften, die Liebe aber teilen Sie aus rein und frei von jedem Interesse. Tauschen Sie Gott nicht gegen die Menschen ein. Gott wird Ihnen unvergleichlich mehr davon geben, was Sie am wenigsten erwarten, und die Liebe jenes Menschen wird er Ihnen noch obendrein geben. Sie schreiben, man müsse sie retten. Ich verstehe durchaus nicht, wovor? Und warum und weshalb bedauern Sie sie? Unter uns wiederholt sich oft der Fehler, daß die Menschen irgendwie auf eine besondere, neue Art heiraten wollen. Christus hat es gesagt, Paulus hat es bekräftigt, und unsere Vernunft sagt dasselbe: wer es über sich gewinnen kann, keusch zu bleiben, der bleibe keusch; wer es nicht vermag, der soll heiraten.

Auf eine neue Art heiraten kann man nicht, sondern heiraten kann man nicht anders, als so, wie es alle thun, d. h. indem man einen Gatten wählt, beschließt, ihm treu zu sein, ihn bis zum Grabe nicht zu verlassen, und sich bemüht, mit ihm gemeinsam die verloren gegangene Keuschheit wieder zu erringen. Wenn wir der kirchlichen Zeremonie und allerlei Bräuchen keine Bedeutung beilegen, so können wir die Ehe selbst nicht anders verstehen, als alle anderen es thun. Man soll und kann in die Ehe keinen höheren, religiösen Gedanken hineinmengen. Wie aber bisher die Ehe geschlossen wurde, natürlich aus gegenseitiger Neigung, so wird sie auch immer geschlossen werden. Aber wenn diese gegenseitige Neigung nicht vorhanden ist, so ist die Ehe, als Ehe, eine schlimme Sache.

———

Ich verstehe, wie mir scheint, Sie beide, und möchte Ihnen gerne dadurch helfen, daß ich aus Ihren Beziehungen das, was darin Quälendes und Beunruhigendes ist, entferne, und das lasse, was es darin Gutes und Freudiges giebt. Sie hat vollkommen recht, wenn sie davon spricht, daß die ausschließliche Liebe nicht nur keine Liebe zu Gott ist, sondern die Liebe zu Gott beeinträchtigt. Aber diese ausschließliche Liebe, nämlich die, welche Sie für sie empfinden, ist eine unzweifelhafte Thatsache und eine solche, mit der man rechnen muß, ebenso, wie mit dem Vorhandensein des Körpers und den Charaktereigenschaften, die man nicht zerstören kann. Man muß, hat man einmal das Vorhandensein der Thatsache erkannt, so handeln, daß man sich davon alles Gute aneignet und alles Schlechte abweist. Das Bewußtsein geliebt zu werden, ist schön; nicht egoistisch geliebt zu werden, sondern mit dem Wunsche, einander zu helfen, einander zu unterstützen, im Dienste der Sache Gottes. Das ist eine Freude. Aber damit es eine Freude sei, muß man sie gehörig reinigen von übertriebener Verliebtheit (darin aber sündigen Sie), von den ausschließlichen und aus ihr hervorgehenden übermäßigen Ansprüchen der Eifersucht und allen schlechten Dingen, die sich hinter schönen Namen verbergen. Mein praktischer Rat ist: wühlen Sie nicht in ihren Gefühlen herum, teilen Sie einander nicht alles mit (das ist nicht Verschlossenheit, sondern Selbstbeherrschung), aber schreiben Sie einander über sich selbst, über die gemeinsame Sache. Daß Sie aber ausschließlich sie lieben und sie Sie – das weiß sie und Sie wissen es, und daher kennen Sie beide alle Motive ihrer Handlungen und Reden. Es giebt eine Grenze für den Ausdruck der Gefühle, die man nicht überschreiten soll, Sie aber, haben sie überschritten. Diese Grenze ist da, jenseits welcher jede Gefühlsäußerung nicht zur Freude, sondern zur Last wird.

Genießen Sie die Freuden der Ihnen von Gott gesandten Liebe, aber vergessen Sie nicht, daß es die Liebe ist, d. h. der Wunsch, daß es nicht Ihnen selbst, sondern einem anderen wohlergehen möge. Und sofern es wahrhafte Liebe ist, d. h. der Wunsch, daß sie glücklich sei, so wird auch alles das, was für Sie beide Quälendes in diesem Gefühle liegt, vorübergehn.

Die Liebe kann nicht schädlich sein, sobald es die wahre Liebe ist und nicht der Wolf der Selbstsucht im Schafspelz der Liebe. Man braucht sich nur selbst zu fragen: bin ich bereit, um seines, um ihres

Wohles willen, ihn, beziehungsweise sie, niemals wiederzusehen, alle Verbindungen zwischen uns abzubrechen? Wenn nicht, so ist es der Wolf, den man schlagen und töten muß. Ich kenne Ihre religiöse und liebevolle Seele und bin daher überzeugt, daß Sie den Wolf besiegen werden, sobald er erscheint.

Ja, man kann nicht alle gleichmäßig lieben. Und es ist ein großes Glück, wenigstens einen Menschen besonders lieb zu haben, aber auch nur ihn oder sie zu lieben und nicht sich selbst, nicht seinen eigenen Genuß, den man bei der Vereinigung mit ihm oder mit ihr empfindet.

Ich habe oft über die Liebe nachgedacht und habe ihr keinen Ort und keine Bedeutung anweisen können. Statt dessen ist ihr Ort und ihre Bedeutung sehr bestimmt: Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie uns den Kampf zwischen Begierde und Keuschheit erleichtern soll. Die Liebe soll bei Jünglingen, welche die völlige Keuschheit nicht innehalten können, der Ehe vorausgehen, und soll die Jünglinge während der allerkritischsten Lebensjahre, zwischen dem 16. und 20. Jahr und auch weiterhin vor dem qualvollen Kampf beschützen. Wenn sie sich dagegen nach der Ehe ins Leben der Menschen hineindrängt, ist sie nicht nur nicht am_Platz, sondern auch widerwärtig.

Es ist die Frage, ob die Liebe etwas Gutes sei. Für mich ist die Lösung ganz klar.

Wenn der Mensch schon ein menschenwürdiges, d. h. ein geistiges Leben führt, so ist die Liebe, der geschlechtliche Verkehr, die Ehe, für ihn eine Verirrung; er wird einen Teil seiner Kräfte seinem Weib widmen müssen oder zum mindesten dem Gegenstand seiner Liebe. Befindet er sich dagegen auf dem Niveau eines Tieres, ißt er, arbeitet, dient, schreibt, spielt er, so ist die Liebe für ihn eine Erhebung, wie sie eine Erhebung für Tiere und Insekten ist.

Ich glaube nicht, daß Sie einen näheren Verkehr mit den Frauen nötig haben, eine besondere geistige Gemeinschaft mit ihnen. Eine Gemeinschaft mit Frauen ist nur dann schön und erfreulich, wenn man die Frauen in seinem Bewußtsein in Hinsicht des Geschlechtes durch nichts von allen anderen Menschen unterscheidet.

Sie bedürfen, wie mir scheint, vor allem der Arbeit, einer Arbeit, die alle Ihre Kräfte in Anspruch nimmt.

Mir hat ein Buch einer Dame mit Namen Stockhem, „*Das schöpferische Leben*", wie sie es betitelt hat, und das man mir neulich zuschickte, sehr gefallen: Sie sagt: wenn beim Menschen neben all den alltäglichen Bedürfnissen auch noch der Geschlechtstrieb auftaucht, so soll er wissen, daß das ein schöpferischer Trieb ist, der nur auf der niedrigsten Stufe als geschlechtliche Begierde erscheint. Dieser Trieb ist ein schöpferisches Vermögen, und es hängt von unserem Willen und von unserem Streben, unserem ernsten Streben ab, ihn in eine andre Art der Thätigkeit, sei es nur der physischen oder besser noch der geistigen, überzuführen.

Ich glaube wirklich daß dies eine Kraft ist, welche beteiligt ist an der Sache Gottes, an der Herbeiführung des Reiches Gottes auf Erden; bei dem Geschlechtsakt ist es nur die Übertragung der Möglichkeit, an der Sache Gottes mitzuarbeiten, auf andre, auf unsere Kinder; bei der Enthaltsamkeit und dem direkten Mitarbeiten am Werke Gottes, ist es die höchste Erscheinungsweise des Lebens. Der Übergang ist schwer, aber er ist doch möglich und erfüllt sich vor unseren Augen durch tausende und abertausende von Menschen.

Werdet seiner Herr – so ist es gut; werdet Ihr nicht seiner Herr – so heiratet. – Das ist zwar nicht so gut, aber es ist auch nicht so schlecht.

Schlimm ist es, wie Paulus sagt, in Liebe zu entbrennen, dieses Gift mit sich herumzutragen, indem man es mit seinem ganzen Blute aufsaugt.

Glaubt Euch nur selbst nicht, wenn Ihr Euch vorredet, in dem Verkehr mit den Frauen liege etwas besonders schönes, milderndes. Alles das ist ein Trug der Begierde. In der Gemeinschaft mit einer Frau, wie mit einem jeden Menschen, liegt viel beglückendes, aber besonders beseligend ist der Verkehr mit einer Frau nicht. Was aber daran zu sein scheint, ist ein Betrug der Sinnlichkeit, der zwar sehr versteckt ist, doch aber bleibt es ein Trug der Sinnlichkeit.

Sie fragen nach einem Mittel zum Kampf mit der Leidenschaft. Unter den kleinen Mitteln, wie Arbeiten, Fasten *etc.* ist das allerwirksamste Mittel die Armut, der Mangel an Geld und der äußere Schein des Elends, d. h. so eine Lage, bei welcher man keinerlei Reize für eine Frau haben kann. Das wichtigste und einzige Mittel aber, das ich kenne, ist der unaufhörliche Kampf, das Bewußtsein, daß dieser Kampf kein zufälliger, vorübergehender Zustand, sondern eine dauernde, unveränderliche Bedingung des wahren Lebens ist.

Sie fragen mich nach der Sekte der Skopzen: ob das Urteil über die Skopzen gerechtfertigt ist, daß sie schlechte Menschen sind, und ob dieselben das Evangelium (Matth. 19) richtig verstehen, wenn sie auf Grund des 12. Verses dieses Kapitels sich und andre kastrieren.

Auf die erste Frage antworte ich so: Es giebt gar keine schlechten Menschen; alle Menschen sind eines Vaters Kinder, alle Menschen sind Brüder und unter einander gleich – keiner ist besser als der andre. Danach zu urteilen, was ich von den Skopzen gehört habe, führen sie ein sittliches und arbeitsames Leben. Auf die zweite Frage, ob sie das Evangelium richtig verstehen, wenn sie sich selbst und andre auf Grund desselben kastrieren, antworte ich mit fester Überzeugung: daß sie das Evangelium falsch verstehen und daß sie, indem sie sich und besonders andre Leute kastrieren, damit eine Handlung begehen, die dem Gesetz Christi geradezu entgegen ist. Christus predigt Keuschheit. Aber die Keuschheit, wie auch jede Tugend, hat nur dann einen Wert, wenn sie durch eine gewisse Willensanstrengung, die sich auf einen festen Glauben stützt, errungen wird, aber nicht, wenn sie erzwungen wird durch die Unmöglichkeit der Sünde. Es kommt mir so vor, wie wenn ein Mensch, um sich nicht überessen zu können, sich künstlich eine Magenkrankheit anlegte, oder, um sich nicht zu schlagen, sich die Hände zusammenbände, und um nicht zu schimpfen, sich die Zunge ausschnitte. Gott hat den Menschen so geschaffen, wie er ist. Er hat ihm eine göttliche Seele in den tierischen Körper eingeblasen, damit diese Seele sich

die Begierden des Körpers unterwerfe, aber nicht, damit wir unseren Körper verderben, indem wir Gottes Werk verbessern wollen.

Wenn die Menschen nach der geschlechtlichen Gemeinschaft trachten, so geschieht das, damit die Vollkommenheit, welche eine Generation nicht erreichen konnte, von der darauffolgenden errungen werden könne. Wunderbar ist nach dieser Richtung die Weisheit des Schöpfers; dem Menschen ist es vorgeschrieben, nach Vollkommenheit zu streben. „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel." Ein unzweideutiges Merkmal dieser Vollkommenheit ist die Keuschheit – die echte – nicht nur in Thaten, sondern auch die der Seele, d. h. die volle Befreiung von der geschlechtlichen Begierde. Wenn die Menschen nun die Vollkommenheit erreichten und ganz keusch würden, so würde die Menschheit zu existieren aufhören, und es gäbe nichts, wofür zu leben, noch einen Sinn hätte, weil die Menschen Engel werden würden, welche weder freien noch heiraten, wie es im Evangelium heißt. Aber so lange die Menschen diese Vollkommenheit noch nicht erreicht haben, zeugen sie Nachkommen, und diese Nachkommen steigen zu höherer Vollkommenheit auf, erringen das, was Gott ihnen zur Aufgabe gestellt hat, und nähern sich immer mehr der Vollkommenheit. Wenn aber die Menschen so handeln wollten wie die Skopzen, so würde das Menschengeschlecht zu existieren aufhören, nie die Vollkommenheit erreichen und damit den Willen Gottes nicht erfüllen. Das ist der eine Grund, weshalb ich glaube, daß die Skopzen unrecht thun; der zweite ist dieser: die Lehre des Evangeliums giebt den Menschen ein hohes Gut; Christus sagt: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht", und er verbietet jede Vergewaltigung der Menschen. Daher aber ist es eine Übertretung des Gesetzes Christi, jemanden zu verwunden und ihm ein Leid zuzufügen; nicht nur andern (was ja eine offenbare Sünde ist), sondern auch sich selbst.

Der dritte Grund ist der, daß die Skopzen den 12. Vers des Evangelium Matthäi, Kap. 19 offenbar falsch auslegen. Es handelt sich gleich im Anfang des 19. Kapitels um die Ehe, und Christus verbietet nicht nur die Ehe nicht, sondern er verbietet die Ehescheidung, d. h. den Wechsel der Frauen. Christus fordert auch für die Ehe die größtmögliche Keuschheit – daß nämlich die Menschen einer Frau treu bleiben. Als aber die Jünger zu ihm sagen (Vers 10), daß die Enthaltsamkeit unter diesen Umständen (d. h. mit einer Frau aus-

zukommen) sehr schwer sei, sagt er zu ihnen, daß, obgleich nicht alle so enthaltsam sein können, wie die, welche als Verschnittene im Mutterleibe geboren, oder wie die Eunuchen, welche von Menschen verschnitten sind, so gäbe es doch auch solche, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen, d. h. die Begierde in sich durch den Geist besiegt haben, und danach müsse man streben, so zu sein wie diese. Daß man unter den Worten, „die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen" einen geistigen Sieg über das Fleisch und nicht eine körperliche Kastrierung zu verstehen habe, geht daraus hervor, daß da, wo von einer körperlichen Kastrierung die Rede ist, gesagt wird: „von den Menschen verschnitten", wo aber vom Sieg des Geistes geredet wird, heißt es: „sie haben sich selbst verschnitten".

So urteile ich und so verstehe ich den Vers, doch muß ich hinzufügen, daß, wenn die Auslegung nach dem Buchstaben Ihnen auch nicht überzeugend scheint, Sie doch daran denken müssen, daß es nur auf den Geist ankommt. Eine gewaltsame Kastrierung, selbst wenn sie freiwillig geschieht, ist dem Geiste der christlichen Lehre zuwider.

Ich möchte ihm gerne schreiben, daß, wie ich es verstehe, die Kinderzeugung in der Ehe keine Sünde ist, doch möchte ich es zuvor besser überlegen, um etwas Feststehendes darüber schreiben zu können, weil auch in der Meinung: daß die fleischliche Vermischung, und sei es mit dem eigenen Weibe, aus reiner Begierde sündhaft ist – etwas Wahres liegt. Ich glaube, daß die Selbstentmannung ebenso eine Sünde ist, wie die fleischliche Vermischung um der Begierde willen. So wie ich glaube, daß die Sünde gleich groß ist, ob man sich nun überißt oder mit Hunger martert oder vergiftet. Eine solche Nahrung, bei welcher der Mensch andern Menschen dienen kann, ist vollständig erlaubt, und ebenso ist eine fleischliche Vereinigung erlaubt, bei welcher das Menschengeschlecht fortbestehen kann.

Die Skopzen haben Recht, wenn sie sagen: das Zusammenleben mit einer Frau, wenn es ohne geistige Liebe, nur aus Begierde und daher nicht zur rechten Zeit geschieht, sei eine Sünde, aber sie haben

Unrecht, daß die Vereinigung mit einem Weibe um der Zeugung der Kinder willen und von geistiger Liebe durchdrungen, sündhaft sei; das ist nicht sündhaft, sondern es ist Gottes Wille.

Die Entmannung ist meiner Ansicht nach mit folgendem zu vergleichen. Nehmen wir an, ein Mensch hat ein zügelloses Leben geführt, und er hat die Gewohnheit gehabt, aus seinem Korn Branntwein zu brennen, Bier zu brauen und sich zu betrinken; auf einmal fängt dieser Mensch an, zu begreifen, daß das schlecht und sündhaft ist, aber statt seine schlechte Gewohnheit aufzugeben und es zu lernen, sein Korn zu vernünftigen Zwecken zu verwenden – auf die Ernährung von Menschen und Tieren – kommt er zur Überzeugung, es gäbe nur ein Mittel, sich von der Sünde zu befreien, das ist, sein Korn zu verbrennen, und nehmen wir an, er handelte so. Die Folge wäre nur, daß dieselbe Sünde in ihm erhalten bliebe, seine Nachbarn würden fortfahren, Brantwein und Bier zu bereiten, nur könnte er nunmehr weder sich, seine Familie noch andre gute Menschen damit ernähren.

Nicht umsonst lobte Christus die Kinder und meinte er, „ihrer sei das Himmelreich", ihnen sei offenbart, was den Weisen verborgen sei. Wir wissen das selber; gäbe es keine Kinder, würden keine Kinder geboren, so wäre auch keine Hoffnung auf das Reich Gottes auf Erden vorhanden. Wir sind schon verdorben und uns ist es schwer, wieder rein zu werden, nun aber erstehen mit jedem neuen Geschlecht, in jeder Familie – neue, unschuldige, reine Seelen, welche immer so bleiben können. Ein Fluß ist trübe und schmutzig, aber viele reine Bäche ergießen sich in ihn, und so bleibt uns die Hoffnung, daß das Wasser schließlich noch rein wird. Es ist dies eine schwere Frage und ich bin froh, daß ich darüber nachdenken kann. Ich weiß nur das eine, daß die geschlechtliche Gemeinschaft aus reiner Begierde ebenso sündhaft und schändlich ist, wie die Kastrierung. Aber das zweite – die Kastrierung ist wohl noch schlimmer. In der geschlechtlichen Begierde liegt kein Hochmut, sondern eher noch Schamgefühl, bei der Kastrierung aber fehlt den Menschen das Schamgefühl, sie sind noch stolz darauf, daß sie mit einem Schlage das Gebot Gottes übertreten haben, um nicht der Versuchung anheimzufallen und um nicht kämpfen zu müssen. Man muß die Seele verschneiden, dann ist die äußere Kastrierung überflüssig, auch schützt die äußerliche Verschneidung nicht vor der Versuchung.

Die Menschen fallen diesem Irrtum anheim, weil es unmöglich ist, die geschlechtliche Begierde allein in seiner Seele zu vernichten; dazu muß man alle sinnlichen Begierden unterdrücken und Gott so lieben lernen, daß man die ganze Herrlichkeit der Welt darob verachtet; das aber ist ein langer Weg. Im andern Fall scheint es dagegen aus dem kürzesten Wege möglich, sich von der alleroffenkundigsten und schmachvollsten Sünde zu befreien. Das Unglück ist nur, daß dieser kurze Weg oft nirgendwo anders hin, als in den Sumpf führt.

Der geschlechtliche Instinkt ist das Bestreben, wenn es nicht gelingt, das ganze Gesetz zu erfüllen, so doch seine Erfüllung durch die Nachkommen zu ermöglichen. Diese Wahrheit bestätigt sich auch am einzelnen Menschen; je mehr ein Mensch sich der Erfüllung des Gesetzes nähert, um so mehr wendet er sich von der sexuellen Leidenschaft ab und umgekehrt.

Wie der Mensch gleich allen Tieren dem Kampf ums Dasein unterworfen ist, so steht er in seiner Eigenschaft als Tier unter dem Gesetz der Fortpflanzung durch sein Geschlecht. Aber der Mensch findet als Mensch ein anderes Gesetz in sich selbst, ein Gesetz, das dem Kampf widerstrebt – das Gesetz der Liebe – und ebenso das Gesetz der Keuschheit, das der geschlechtlichen Gemeinschaft zum Zweck der Vermehrung entgegenstrebt.

.... Nach dem Kirchenglauben muß die Welt einmal ein Ende nehmen; nach der Lehre der Wissenschaft muß ebenso das Leben des Menschen auf Erden und die Erde selbst aufhören, zu sein; warum also empört es dann die Menschen so sehr, daß ein sittliches, edles Leben ebenfalls das Ende des Menschengeschlechtes herbeiführen

würde? Vielleicht fällt das zusammen. In einem Aufsatz der *Shakers*[6] wird gesagt: „Warum sollten sich die Menschen nicht durch Enthaltsamkeit vor einem gewaltsamen Tode bewahren?“ Sehr richtig.

Es existiert eine Berechnung von Herschel, wonach sich herausstellt, daß wenn die Menschheit sich alle 50 Jahre an Zahl verdoppelte, wie es jetzt geschieht, so würde es jetzt, 7000 Jahre vom Auftauchen des ersten Menschenpaares ab gerechnet, soviel Menschen geben, daß, wenn man sie auf der ganzen Erdoberfläche neben- und übereinander stellen wollte, diese Pyramide nicht nur bis zur Sonne reichen, sondern diese Entfernung noch siebenundzwanzigmal überholen würde. Was für eine Konsequenz läßt sich daraus ziehen? Daraus folgt nur zweierlei: Entweder wir müssen die Kriege und die verheerenden Krankheiten nicht nur dulden, sondern auch herbeiwünschen oder nach Reinheit in unseren geschlechtlichen Beziehungen streben. Nur das Streben nach Reinheit kann das Gleichgewicht herstellen. Interessant wäre eine Statistik der Epidemieen, der Kriege und der Ehelosigkeit. Wahrscheinlich ist das Verhältnis ein umgekehrtes, d. h. je weniger verheerende Kräfte es giebt, um so mehr unverheiratete Leute giebt es, das eine setzt das andre ins Gleichgewicht.

Die andere unwillkürlich sich aufdrängende Folgerung, die ich aber noch nicht ganz klar formulieren kann, ist diese. Die verstandesmäßige Besorgnis, das Bestreben, das Leben der Menschen zu verkürzen, ist ein Unrecht. Das Richtige ist allein die Liebe, die Liebe aber besteht nie allein, sie ist immer im Bunde mit der Reinheit. Man stelle sich einen Menschen vor, der ein Kind nach dem andern in die Welt setzt, und dabei bestrebt ist, ihr Leben zu verkürzen. Beides zusammengenommen ist unvernünftig. In diesem Falle wäre es richtig, wenn man ein Kind zeugt, mindestens eins wiederum zu töten.

Vernünftig ist nur das eine: Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel. Diese Vollkommenheit besteht aber zunächst in der Reinheit und dann in der Liebe.

---

[6] wörtlich *„Zitterer“*, amerikanische Sekte, die Keuschheit predigt.

Alle jungen Leute Ihres Alters, die sich in den gleichen Lebensbedingungen befinden, wie Sie, sind durchweg in einer sehr gefährlichen Lage. Diese Gefahr besteht darin, daß Sie, in dem Alter, in welchem sich diejenigen Gewohnheiten ausbilden, die, wie die Falten im Papier, niemals vergehen, ohne jede sittliche, religiöse Fessel dahinleben, ohne daß Sie irgend etwas anderes kennen, als die Unannehmlichkeit des Lernenmüssens, von dem Sie sich auf jede Weise zu befreien suchen, und jene verschiedenen Arten der Befriedigung der fleischlichen Lust, welche Sie von allen Seiten anlocken, und denen sich hinzugeben, Sie die Möglichkeit haben. Eine solche Lage scheint Ihnen vollkommen natürlich zu sein, es kann auch nicht anders sein, und Sie sind deswegen durchaus nicht zu tadeln, daß es Ihnen so erscheint, da Sie darin aufgewachsen sind und Ihre Kameraden sich in der gleichen Lage befinden – aber diese Lage ist einzig in ihrer Art und furchtbar gefährlich. Sie ist furchtbar gefährlich aus dem Grunde, weil, wenn man seinen ganzen Lebenszweck in dieser Befriedigung sucht, wie das bei Ihnen und bei jungen Leuten überhaupt der Fall ist, wenn diese Gelüste neu und besonders stark sind, dann wird nach einem sehr bekannten und unbezweifelbaren Gesetz, das die Folge sein, daß, um dasjenige Vergnügen zu empfinden, das man in der Befriedigung der fleischlichen Lust sucht: wie z. B. in der süßen Speise, Ausfahrten, Spiel, Putz, Musik, man die Gegenstände der Lust immer mehr und mehr zu vermehren suchen wird, denn die Begierde bereitet, sobald sie einmal befriedigt worden ist, das zweite und dritte Mal nicht mehr denselben Genuß und dann drängen neue und heftigere Begierden nach Befriedigung. (Es giebt sogar ein Gesetz, wonach es bekannt ist, daß die Befriedigung in arithmetischer Progression wächst, während die zur Erreichung dieser Befriedigung erforderlichen Mittel ins Quadrat erhoben werden müssen).

Und da nun von allen Begierden die geschlechtliche, die sich in Verliebtheit, in Liebkosungen, der Onanie und der geschlechtlichen Vereinigung äußert, die stärkste ist, so kommt es immer sehr bald zu dieser, sich immer gleichenden Begierde. Wenn man diese Genüsse nicht mehr durch etwas neues, stärkeres zu ersetzen vermag, so beginnt die künstliche Verstärkung eben dieses Genusses durch Selbstbetäubung – durch Wein, Tabak, sinnliche Musik *etc.* Dieser Weg ist so gewöhnlich, daß, mit geringen Ausnahmen, die jungen

Leute, reiche und arme, ihn sämtlich betreten, und wenn sie bei Zeiten noch Halt machen, so gelangen sie zu einem besseren Leben, nachdem sie schon mehr oder weniger gebrochen sind, oder sie gehen vollständig zu Grunde, wie vor meinen Augen Hunderte von jungen Leuten zu Grunde gegangen sind.

Es giebt nur eine Rettung in Ihrer Lage: Halt zu machen, zur Besinnung zu kommen, sich umzusehen und nach einem Ideale zu suchen, d. h. nach dem, was man sein will, und so zu leben, daß man das, was man sein will, auch erreiche.

Es kommt alles auf die Enthaltsamkeit an: auf die Schulung, die Erziehung zur Enthaltsamkeit. Sobald man in der Enthaltsamkeit ein Gut sehen lernt, werden auch die Ehen seltener werden.

Es kann nie gelingen, sich zu verheiraten, um ein froheres Leben zu haben. Es ist ein großer Fehler, sich die Ehe – die Vereinigung mit einem Wesen, das man lieb hat, zum Ziel zu setzen, zum Ziel, das alle andern Ziele ersetzen soll. Und es wird auch ganz klar, wenn man sich recht hineindenkt. Das Ziel sei die Ehe. Nun wohl, man verheiratet sich! Was nun weiter? Wenn man vor der Ehe keinen anderen Lebenszweck hatte, so ist es schrecklich schwer, fast unmöglich, einen zweiten zu finden. Es ist sogar ganz sicher, daß, wenn man vor der Ehe kein allgemeines Ziel besessen hat, man sich unter keinen Umständen verständigen, sondern auseinanderstreben wird. Die Heirat verleiht einem nur dann Glück, wenn das Ziel ein und dasselbe ist; wie wenn zwei Menschen sich auf dem Wege treffen und sagen: „Komm, laß uns zusammengehn.“ „Komm“ und man giebt einander die Hand, nicht aber, wenn zwei Menschen sich gegenseitig anziehen und dabei vom Wege abbiegen.

Das alles kommt daher, weil die Meinung, die von vielen geteilt wird: das Leben sei ein Jammerthal, ebenso falsch ist wie die Ansicht, zu der die große Mehrzahl neigt, zu der Jugend, Gesundheit und Reichtum einen veranlassen: das Leben sei ein Ort des Genusses. Das Leben ist der Ort, wo man dienen muß, wobei man oft viel

Schweres über sich ergehen lassen muß, aber noch häufiger sehr viel Freuden erlebt. Nur können die echten Freuden nur dann auftreten, wenn die Menschen selbst das Leben als einen Dienst auffassen: wenn sie ein bestimmtes Lebensziel, außer ihrem Ich, ihrem persönlichen Glück haben. Gewöhnlich vergessen die sich verheiratenden Menschen das ganz. Während der Ehe stehen einem so viel frohe Ereignisse (die Geburt von Kindern) bevor, daß diese Ereignisse das ganze Leben selbst auszumachen scheinen, aber das ist ein schwerer Irrtum. Wenn die Eltern am Leben bleiben und viele Kinder zur Welt bringen, so werden sie die Frage nach dem Lebenszweck nur hinausschieben und ebenso können sie die Strafe, der solche Menschen verfallen, die so dahinleben, ohne zu wissen wozu, nur hinausschieben, aber sie können ihr nicht entfliehen, weil sie doch einmal ihre Kinder leiten und erziehen müssen, womit sie aber die Kinder anleiten sollen, wissen sie nicht. Und dann verlieren die Eltern ihre menschlichen Eigenschaften und das Glück, das mit diesen verbunden ist, sie werden zu Heerdentieren. Daher sage ich also: Die Menschen, die sich vornehmen zu heiraten, sollten gerade deshalb, weil ihnen ihr Leben reich scheint, mehr als je darüber nachdenken und sich klar zu machen suchen, wozu ein jeder von ihnen eigentlich lebt. Aber um sich das klar zu machen, muß man überlegen, über die Bedingungen nachsinnen, unter denen man lebt, unsere Vergangenheit in Betracht ziehen, alles im Leben abschätzen, was man für wichtig und unwichtig hält, woran man glaubt, d. h. was man für eine ewige unbezweifelbare Wahrheit hält und wonach man sich im Leben richten will. Und nicht nur soll man dies erkennen und sich klar zu machen suchen, sondern danach streben mit der That es auszuführen in seinem Leben und durch sein Leben es zu verwirklichen suchen, weil man, solange man das nicht thut, woran man glaubt, es nicht einmal weiß, ob man daran glaubt oder nicht. Ich kenne Ihren Glauben, aber Sie sollen diesen Glauben oder das an ihm, was sich in Thaten umsetzen läßt, jetzt mehr denn je, sich klar machen, indem Sie ihn zur That machen. Der Glaube besteht darin, daß das Wohl der Menschen, die Liebe zu den Menschen ist, sie zu lieben und von ihnen wieder geliebt zu werden. Um dieses aber zu erreichen, kenne ich drei Arten der Thätigkeit, in denen ich mich immer übe, worin man sich nie genug üben kann, und die Sie jetzt besonders nötig haben. Das erste ist: damit man imstande sei

die Menschen zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, muß man es lernen, so wenig als möglich von ihnen zu verlangen, denn, wenn ich viel verlange, so muß ich vielem entsagen; muß ich oft entsagen, so bin ich leicht geneigt, nicht zu lieben, sondern Vorwürfe zu machen – hier liegt noch viel Stoff zur Arbeit.

Das zweite – man soll die Menschen nicht mit Worten, sondern mit Werken lieben, man muß es lernen, zu thun, was den Menschen von Nutzen ist. Hier liegt noch mehr Stoff zur Arbeit vor, besonders für Sie, in Ihrem Alter, wenn es für den Menschen natürlich ist, zu lernen.

Das dritte – um die Menschen zu lieben und geliebt zu werden, muß man sich üben in der Friedfertigkeit und in der Sanftmütigkeit, in der Kunst, unangenehme Menschen und Unannehmlichkeiten ertragen zu lernen. Man muß die Kunst lernen, so mit den Menschen umzugehen, daß man niemand kränke, und wenn es unmöglich ist, niemand zu kränken, ein Mindestmaß der Kränkung ausfindig zu machen. Und hierin liegt noch mehr Stoff zur Arbeit, einer fortdauernden Arbeit vom Erwachen ab bis zum Schlafengehn. Und zwar ist es eine sehr beglückende Arbeit, weil man sich Tag für Tag der Erfolge freut, dann weil man sich einen anfänglich kaum bemerkbaren, aber doch sehr schönen Lohn bei den Menschen erringt. So also rate ich Ihnen dazu, möglichst ernst nachzudenken und zu leben, weil Sie nur durch dieses Mittel erfahren können, ob sie wirklich einen gemeinsamen Weg gehen und ob es gut ist, daß Sie einander die Hände reichen oder nicht, und sich zugleich, wenn Sie sich selbst gegenüber aufrichtig sind, eine Zukunft zu schaffen. Das Ziel Ihres Lebens soll nicht das Glück in der Ehe sein, sondern daß Sie durch Ihr Leben mehr Liebe und Wahrheit in die Welt hineintragen. Die Ehe aber ist nur dazu da, um einander zur Erfüllung dieses Zieles zu verhelfen. *Les extrêmes se touchent*. Das alleregostischste und häßlichste Leben ist das Leben zweier Menschen, die sich vereinigt haben, um das Leben zu genießen und der höchste Beruf der Menschen ist der, zu leben um Gott zu dienen, um das Gute in die Welt hineinzutragen, und sich zu diesem Zwecke zu vereinigen. Geraten Sie nur nicht in Verwirrung: das eine ist nicht das andre. Warum sollte der Mensch nicht das höhere Ziel erwählen? Nur wenn er es erwählt hat, soll er seine ganze Seele hineinlegen, giebt er nur ein wenig – so kommt es zu gar nichts.

Man soll gar nicht aus Liebe heiraten, sondern unbedingt mit Berechnung, nur muß man diese beiden Ausdrücke gerade im entgegengesetzten Sinne verstehn, wie sie gewöhnlich verstanden werden, d. h. nicht aus sinnlicher Hinneigung soll man heiraten, sondern indem man überlegt, nicht etwa wo und wovon man leben wird (denn leben können alle), sondern indem man überlegt, wie weit es wahrscheinlich ist, daß die künftige Frau uns dazu verhelfen wird, ein menschenwürdiges Dasein zu führen und ob sie uns daran nicht hindern wird.

Die Hauptsache ist: denkt zwanzig – hundertmal über die Ehe nach. Sein Leben mit dem Leben eines andern Menschen durch ein geschlechtliches Band zu verbinden, ist für einen sittlichen und feinfühlenden Menschen eine der allerbedeutsamsten und folgenschwersten Schritte, die er nur thun kann. Heiraten sollte man immer so, wie man stirbt, d. h. nur dann, wenn es nicht anders sein kann.

Es giebt nichts, was mit dem Tode an Bedeutung vergleichbar, nichts vor dem Tode, was so bedeutsam und unabänderlich ist, wie die Ehe. Und ebenso, wie der Tod nur dann schön ist, wenn er unvermeidlich ist, jeder beabsichtigte Tod aber ein Übel ist, ebenso ist es mit der Ehe. Nur dann ist die Ehe kein Übel, wenn sie unvermeidlich ist.

Die Angelegenheit der Ehe ist an sich nicht so einfach, wie es scheint. Die sinnliche Liebe ist eine Abweichung nach der einen, die kalte Berechnung eine noch schlimmere Abweichung nach der andern Seite. Wenn man sich, wie Sie meinen, an das erste beste Mädchen halten soll, d. h. wenn man nicht im Hinblick auf sein Glück eine

Auswahl treffen soll, so muß man sich jenem Zufall überantworten, jenem Schicksal, welches die äußeren Erscheinungen lenkt, indem man nicht wählt, sondern wartet, bis man selbst auserwählt wird. Das Gefühl ist irreführend, aber der Verstand führt noch mehr in die Irre; hier aber handelt es sich um eine höchst wichtige Angelegenheit in unserem Leben. Meiner Ansicht nach sollte man sich hier, wie bei allen Dingen des Lebens, und vielleicht noch mehr als sonst, keine bestimmte Aufgabe, wie das Heiraten, stellen, sondern sich eine ewige, einzige Aufgabe setzen – gut zu leben, zu dulden und zu warten – dann wird die Zeit schon kommen, und die Umstände werden es schon so fügen, daß man nicht anders kann als heiraten. So ist man sicherer, nicht in die Irre zu gehn und nicht zu sündigen.

———

Die Ansicht der Fürstin Marja Alexejewna über das Heiraten ist die bekannte. „Zwei junge Leute heiraten ohne genügende materielle Grundlage – es werden Kinder geboren, die Not kommt, man wird einander überdrüssig nach ein, zwei bis zehn Jahren, man zankt sich, man leidet Mangel. – – . Das ist die reine Hölle.“ Und in alle dem hat Marja Alexejewna vollständig recht und sieht die Dinge richtig voraus, wenn nur die beiden, die sich heiraten, nicht ein bestimmtes Ziel haben, das Marja Alexejewna unbekannt ist. Ich meine ein Ziel, das nicht im Kopf seinen Sitz hat, das nicht vom Verstand gesetzt ist, sondern das das Licht des Lebens ausmacht. Der Gedanke, dies Ziel zu erreichen, regt uns mehr auf als alles andre. Giebt es so ein Ziel – so ist es gut, und die Fürstin Marja Alexejewna bleibt die Dumme. Giebt es kein solches – so steht 100 gegen 1, daß aus der Ehe nichts als Unglück und Elend entsteht.

———

Menschen, welche auf solche Weise heiraten, erscheinen mir wie Leute, welche hinfallen, ohne zu stolpern. … Wenn man gefallen ist, was bleibt da zu thun? Wenn man aber nicht stolpert, wozu will man dann absichtlich hinfallen?

———

Sie fühlen sich durch zwei Dinge gebunden: durch Ihre Überzeugung – Ihren Glauben und Ihre Liebe. Meiner Ansicht nach genügt das eine. Das wahrhafte, echte Band – das ist die menschliche, die christliche Liebe. Wenn diese vorhanden ist, und auf ihr erwächst noch dazu die Liebe der Sinne, so ist es schön und es hält fest. Wenn die Liebe nur sinnlich ist, so ist das auch nicht gerade schlimm, doch ist auch nichts Gutes daran, immerhin geht es auch so. Anständige Naturen können auch mit dieser Art Liebe, zwar unter schweren Kämpfen, aber doch weiterleben. Wenn aber weder die eine noch die andre vorhanden ist, sondern nur eine Vorspiegelung der einen oder andern, so ist das ganz sicher vom Übel. Man muß so streng als möglich gegen sich selbst sein, und wissen, auf Grund wessen man handelt.

———

Die Romane endigen damit, daß Held und Heldin sich heiraten. Sie sollten damit anfangen und damit schließen, daß beide auseinandergehn, d. h. sich befreien. Statt dessen beschreibt man das Leben der Menschen, um die Beschreibung mit der Heirat abzubrechen. Das ist dasselbe, als wollte man bei einer Reisebeschreibung damit aufhören, daß der Reisende unter die Räuber gefallen ist.

———

Ja! Im Evangelium giebt es allerdings keine Hinweisung auf die Ehe, es findet sich darin nur eine Verneinung derselben, eine Verurteilung der Ausschweifung, der Wollust und der Ehescheidung für die, die schon in der Ehe leben. Aber von einer Institution der Ehe, wie die Kirche sie lehrt, ist auch keine Andeutung darin. Nichts außer dem albernen Wunder der Hochzeit zu Kana, welches die Ehe ebenso befestigt, wie der Besuch bei Zachäus das Eintreiben von Steuern rechtfertigt.

———

Ja, ich glaube es, daß die Ehe keine christliche Institution ist. Christus hat nie geheiratet, auch seine Jünger nicht, und er hat auch die

Ehe nie eingesetzt, sondern er hat nur gesagt, indem er sich an Menschen wandte, von denen einige verheiratet, andre ledig waren: die Verheirateten sollen ihre Weiber nicht wechseln, wie das nach dem Gesetz Mose möglich war (Matth. V 32), die Ledigen aber sollen, wenn sie könnten, lieber nicht heiraten (Matth. XIX 10–12). Zu beiden aber sagte er, sie sollen einsehen, daß die größte Sünde darin bestände, auf ein Weib wie auf einen Gegenstand des Genusses zu sehen (Matth. V, 28). (Es versteht sich von selbst, daß dieses auch für das Weib in ihrem Verhältnis zum Manne gilt).

Aus diesem Grundsatze lassen sich in natürlicher Weise folgende praktische Folgerungen für die Sittlichkeit ziehen:

1) Wir dürfen nicht glauben, wie man jetzt allgemein glaubt, daß jeder Mensch (sei es nun ein Mann oder eine Frau) unbedingt heiraten müsse; umgekehrt, wir sollen einsehen, daß es für den Mann wie für die Frau das Beste ist, sich ihre Reinheit zu erhalten, damit sie nichts hindere, all ihre Kräfte in den Dienst Gottes zu stellen.

2) Wir sollen nicht, wie bisher, auf den Fehltritt eines Menschen (ob nun eines Mannes oder einer Frau), das ist auf eine geschlechtliche Vereinigung, wie auf eine Verirrung sehen, die man durch eine neue geschlechtliche Vereinigung mit einer andern Person (in der Form der Ehe) wieder gut machen könne, oder zum mindesten, wie auf eine verzeihliche Befriedigung eines Bedürfnisses oder gar wie auf ein Vergnügen. Wir sollen die geschlechtliche Gemeinschaft, wer sie auch und mit wem er sie auch eingehen möge, als Schließung einer unauflöslichen Ehe ansehen, einer Ehe, die die Heiratenden zu gewissen Handlungen verpflichtet, die eine Sühne für die begangene Sünde sein sollen.

3) Wir sollen nicht die bisherige Ansicht über die Ehe haben: sie sei eine Lösung für die Befriedigung der fleischlichen Begierde, sondern als auf eine Sünde, die eine Sühnung fordert, sollen wir die Ehe betrachten.

Die Sühne für die Sünde aber besteht in folgendem, erstens in der Selbstbefreiung von der Begierde (worin man sich gegenseitig behilflich sein soll) – und in dem Bestreben, nach Möglichkeit unter sich Beziehungen herzustellen, nicht denen zweier Liebenden gleich, sondern gleich denen zwischen Bruder und Schwester, und zweitens in der Erziehung der Kinder, welche aus dieser Ehe hervorgehen, der Erziehung der künftigen Diener Gottes. Der Unter-

schied zwischen einer derartigen Auffassung der Ehe und der üblichen ist sehr groß. Man wird freilich ebenso heiraten, die Eltern werden ebenso sehr darauf bedacht sein, ihren Töchtern Männer und ihren Söhnen Frauen zu verschaffen, wie heute, aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob die Befriedigung des Geschlechtstriebes für ein erlaubtes, gesetzliches, ja für das größte irdische Glück oder für eine Sünde gehalten wird. Derjenige, der nach den christlichen Lehren lebt, wird nur dann heiraten, wenn er zur Überzeugung gelangt, daß er nicht anders handeln kann. Ist er aber verheiratet, so wird er sich nicht willenlos der Wollust überlassen, sondern sie zu bewältigen suchen. (Ich habe hier sowohl den Mann wie die Frau im Auge.) Die Eltern andrerseits, die um das geistige Wohl ihrer Kinder besorgt sind, werden es nicht für unumgänglich nötig halten, alle zu verheiraten, sondern werden nur diejenigen verheiraten – d. h. ihnen zum ersten Fehltritt raten oder ihn erleichtern – welche nicht stark genug sind, ihre Reinheit zu bewahren, und auch nur dann, wenn sie zur Einsicht gelangt sind, daß dieselben sonst nicht existieren können. Die Ehegatten werden sich nicht wie jetzt eine große Anzahl Kinder wünschen, sondern im Gegenteil bei ihrem Bestreben, einen reinen Lebenswandel zu führen, sich über ihre geringe Anzahl freuen, die es ihnen möglich macht, alle ihre Kräfte der Erziehung der eigenen und der fremden Kinder zu widmen, denen sie nützlich sein können, wenn sie Gott dienen wollen durch die Erziehung derjenigen, die ihnen später dienen sollen.

Es ist dies derselbe Unterschied wie zwischen Leuten, die Speise und Trank genießen, weil sie ohne Nahrung nicht existieren können und demgemäß wenig Zeit mit der Zubereitung und dem Verzehren vergeuden, und denjenigen, welche in der Ausbildung und Verfeinerung des Geschmacks und im Essen das höchste Lebensinteresse sehen, wie es die Römer bis zur äußersten Konsequenz durchführten, welche sogar Brechmittel nahmen, um weiter essen zu können.

Vor allem muß ich vorausschicken, daß, wenn ich davon rede, wie Ehegatten leben sollen, ich keineswegs damit sagen will, wie ich lebe oder gelebt habe, sondern im Gegenteil – ich weiß, wie man leben

soll, weil ich selbst gelebt habe – wie man nicht leben soll.

Trotzdem nehme ich kein Wort von dem, was ich sagte, zurück; ich möchte vielmehr alles noch stärker, kräftiger ausdrücken. Freilich bedarf es hier einer Erklärung. Sie ist notwendig, weil wir in unserem Lebenswandel von dem, was das eigene Gewissen und die Lehre Christi uns vorschreibt, so weit entfernt sind, daß uns hierin die Wahrheit ebenso in Erstaunen setzt – ich spreche aus Erfahrung – wie etwa einen reich gewordenen Kaufmann aus der Provinz die Lehre verblüffen würde, daß man nicht für seine Familie oder um Kirchenglocken zu stiften, Geld sammeln dürfe, sondern sein ganzes Eigentum abgeben müsse, um sich von der Sünde zu befreien.

Sie sagen, „man soll nicht zusammen schlafen". Selbstverständlich nicht. Ich habe selbst darüber nachgedacht. Ich werde meine Gedanken, ohne bestimmte Reihenfolge, niederschreiben. Das außerordentlich mächtige Gefühl der Liebe, welches sich zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, die sich noch nicht erkannt haben, entwickelt, führt zur Ehe. Die Ehe hat Kinder zur Folge. Es beginnt die Schwangerschaft und mit ihr eine Erkaltung der Ehegatten, eine Erkaltung, welche sehr bemerkbar werden und jeden geschlechtlichen Verkehr hemmen würde, wenn man eben diesen Geschlechtsverkehr nicht für ein rechtmäßiges Vergnügen hielte. Diese Erkaltung, die später von der Sorge um das Wachsen und Gedeihen des Kindes abgelöst wird, dauert bis zur Entwöhnung des Kindes, und in einer guten Ehe (darin unterscheidet sich eben der Mensch vom Vieh) erwacht jetzt von neuem das Gefühl der Liebe zwischen denselben Ehegatten.

Wie weit entfernt wir von einem solchen Zustande auch sein mögen, so ist es doch klar, daß es der einzig richtige ist. Hier die Gründe:

Erstens hat der geschlechtliche Verkehr dann, wenn das Weib nicht empfangen kann, also wenn sie nicht mehr menstruiert, keinen vernünftigen Grund und ist ein rein körperliches und, wie jeder gewissenhafte Mensch weiß, ein schlechtes, schimpfliches Vergnügen, das den gemeinen geschlechtlichen Perversitäten nicht unähnlich ist.

Der Mensch, der sich diesem überläßt, wird unvernünftiger als das Tier, denn er gebraucht seine Vernunft, um von ihren Geboten abzuweichen.

Zweitens sind alle davon überzeugt, daß der Geschlechtsverkehr schwächt und anstrengt und den Menschen in der wahrhaft menschlichen Thätigkeit hindert – in der geistigen „Mäßigkeit“ rufen mir die Beschützer der gegenwärtigen Ordnung zu, aber von Mäßigkeit kann nicht die Rede sein, sobald die von der Vernunft gesetzten Grenzen überschritten sind. Der dem Manne durch Übertreibung (und der Verkehr innerhalb der freien Periode ist eine Übertreibung) zugefügte Schaden mag auch bei einiger Mäßigung (es widerstrebt mir, das Wort in dem Sinne zu gebrauchen) nicht so groß sein, wenn er nur eine Frau kennt. Aber das, was für den Mann „Mäßigkeit“ ist, wird für das schwangere oder stillende Weib zur furchtbaren Unmäßigkeit.

Nach meiner Meinung ist dies die hauptsächlichste Quelle der Hysterie und der Rückständigkeit der Frauen. Hier muß die Befreiung des Weibes in Angriff genommen werden, damit sie eins werde mit dem Manne, auf daß sie eine Dienerin Gottes werde und nicht des Teufels wie jetzt. Ein weit entferntes, aber großes Ideal. Warum sollen wir nicht dahin streben? Ich denke mir die Ehe folgendermaßen: Ein Paar tritt durch die unbezwingliche Gewalt der Liebe in geschlechtlichen Verkehr; ein neues Leben keimt, und die Ehegatten vermeiden alles, was das Wachstum und Gedeihen desselben stören könnte, gehen den geschlechtlichen Aufregungen aus dem Wege und leben wie Bruder und Schwester.

Im andern Falle überträgt der verderbte Mann seine Verderbtheit auf das Weib, er überträgt seine Sinnlichkeit auf sie und legt ihr die unerträgliche Bürde auf, zu gleicher Zeit in einer Person Geliebte, gequälte Mutter und ein kranker, reizbarer und hysterischer Mensch zu sein.

Und er liebt sie als seine Geliebte, ignoriert sie als Mutter und ärgert sich über ihre Reizbarkeit und Hysterie, die er selbst verschuldet. Nach meiner Meinung liegt hierin der Schlüssel zu allen Leiden, die in der großen Mehrzahl aller Familien im Verborgenen existieren.

Mir schwebt das Bild vor, daß Mann und Frau wie Bruder und Schwester miteinander leben. Die Mutter trägt ihr Kind ruhig aus, nährt es und wächst dabei sittlich. Nur einige freie Wochen hindurch ergeben sich beide Ehegatten dem Genuß der Liebe und dann abermalige Beruhigung.

Ich denke mir diesen Liebestrieb wie die Dampfspannung, die den Kessel zerreißen würde, wenn sich nicht das rettende Ventil öffnete. Das Ventil öffnet sich aber nur bei der höchsten Spannung, sonst bleibt es aufs Sorgfältigste geschlossen. Unser Ziel muß es sein, es gewissenhaft geschlossen zu halten und es immer mehr zu belasten, auf daß es sich nimmer öffne. In diesem Sinne verstehe ich auch: „Wer es fassen mag, der fasse es", d. h. es möge jeder danach streben, nicht zu heiraten, wenn er aber verheiratet ist, mit seiner Frau zu leben wie Bruder und Schwester. Der Dampf jedoch sammelt sich und öffnet die Ventile, nicht wir dürfen sie öffnen, wie wir es jetzt thun, da wir auf den Geschlechtsverkehr als auf einen gesetzlichen Genuß sehen. Er ist nur dann gesetzlich, wenn wir die Leidenschaft nicht mehr bewältigen können, wenn sie gegen unseren Willen zum Durchbruch kommt. Wie aber feststellen, wann wir uns nicht mehr zurückhalten können!

Wieviel derartiger, scheinbar unlöslicher Aufgaben giebt es, und wie sind sie einfach, wenn man sie nur für sich und nicht für andere entscheidet. Für andere kennt man nur eine gewisse Stufenleiter: Der Greis, der mit der Prostituirten verkehrt – ekelhaft; der Jüngling, der dasselbe thut – schon weniger. Der Greis, der aus Liebe mit einem Weibe verkehrt – abstoßend: Doch immerhin noch erträglicher als der Jüngling mit der Prostituirten. Der junge Mann endlich, der ein Weib sinnlich liebt – schon weniger abstoßend – aber doch unangenehm. Solch eine Reihe existiert für andere, und wir alle, besonders unverdorbene Kinder und junge Leute, kennen sie ganz genau. Für uns selbst aber existiert noch etwas: Jeder Jüngling und jede Jungfrau hat das Bewußtsein, das freilich oft durch falsche Ansichten betäubt wird – daß seine Reinheit ein hoch zu schätzendes Gut ist, den Willen, sie zu bewahren, und ein Gefühl des Kummers und der Scham bei ihrem Verluste, unter was für Bedingungen er auch eintreten möge. Es giebt eine Stimme des Gewissens, die nachher und immer wiederholt, daß es schlecht und schmachvoll ist; auf dieses Bewußtsein, auf diese Erkenntnis kommt es eben an.

Man hält es auf der Welt für sehr gut, sich am Liebesgenuß zu ergötzen, grade so als wäre es gut, die Rettungsventil zu öffnen und Dampf ausströmen zu lassen. Nach der göttlichen Lehre aber heißt es gut, sich eines gewissenhaften Lebenswandels zu befleißigen und nach seinen Kräften für Gott zu arbeiten, d. h. die Menschen, ihre

Seelen zu lieben und von diesen vor allem die erste, die nächste – die eigene Frau; man soll ihr in der Erkenntnis der Wahrheit helfen und nicht ihre Fähigkeiten ersticken, indem man sie zum Werkzeug des Genusses erniedrigt; d. h. man soll mit dem Dampf arbeiten und alle Mittel dazu verwenden, daß er nicht durch die Ventile entweicht.

„Aber so wird ja das Menschengeschlecht aussterben.“ Erstens, wie wir uns auch befleißigen mögen, dem Geschlechtsverkehr zu entsagen, die Ventile sind, solange man sie braucht, vorhanden und es wird Kinder geben. Aber warum die Lüge! Sind wir etwa, indem wir den Geschlechtsverkehr verteidigen, um die Fortpflanzung des Menschengeschlechts besorgt? Wir denken nur an unsern eigenen Genuß. Das muß man auch eingestehn. Das menschliche Geschlecht wird zu Grunde gehn? Das Menschen-Tier wird aussterben. Was für ein Unglück! Wie die vorsintflutlichen Tiere wird auch jedenfalls das Menschen-Tier einst aussterben. (Nach den räumlich zeitlichen Naturgesetzen zu urteilen.) Möge es sich vermindern! Mir ist es um dieses zweifüßige Tier ebenso wenig Leid wie um die Saurier u. dergl., wenn nur das wahrhafte Leben und die Liebe der Geschöpfe, die zum Lieben befähigt sind, sich nicht vermindert. Aber diese wird nicht nur nicht abnehmen, wenn das Menschengeschlecht sich aus Liebe der Genüsse der Leidenschaft enthalten wird, sondern wird sich unendlich vermehren. Diese Liebe wird sich so vermehren und die Geschöpfe, die sie üben, werden so werden, daß eine Fortpflanzung des Menschengeschlechts überflüssig sein wird. Die körperliche Liebe ist nur dazu da, daß sich die Möglichkeit der Heranbildung solcher Geschöpfe nicht verringert.

———

Die Tiere treten nur in geschlechtlichen Verkehr, wenn die Möglichkeit zur Fortpflanzung gegeben ist. Der nicht erleuchtete Mensch – wir alle – ist stets dazu bereit und hat sogar entdeckt, daß es Bedürfnis ist. Und mit diesem ausgeklügelten Bedürfnis richtet er die Frau zu Grunde, indem er ihr während der Zeit der Schwangerschaft und Säugens die unmöglichsten und unnatürlichsten Dienste verlangt – die Dienste der Geliebten. Wir selbst haben mit dieser Forderung im Weib die vernünftige Natur erstickt, nachher aber klagen wir entwe-

der über ihre Unvernunft oder zerstreuen sie durch Lektüre und Studien. In diesen physischen Dingen muß der Mensch auf das Tier sehen, und dieses geschieht, sobald die Vernunft zur Geltung gelangt. Im anderen Falle aber führt ihn die Thätigkeit des Verstandes nur zu einer Entartung seines physischen Lebens.

Die Frage über den Geschlechtsverkehr zwischen Ehegatten und seine Berechtigung ist wie die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Eigentums, eine der wichtigsten praktischsten Fragen des Christentums und beschäftigt mich fortwährend. Und wie immer ist auch diese Frage in den Evangelien entschieden, und wie überall ist unser Leben auch hier soweit von der Lehre Christi entfernt, daß wir ihr nicht nur nicht zu folgen vermögen, sondern sie fast nicht begreifen können. (Matth. XIX, 11. 12). Er aber sagte ihnen: Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus dem Mutterleibe also geboren und sind etliche, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmels willen. Wer es fassen mag, der fasse es.

Diese so oft und falsch erklärte Stelle heißt nichts anderes als daß: wenn der Mensch fragt, was er in geschlechtlichen Fragen thun, wohin er streben will, oder mit anderen Worten was das Ideal ist – die Antwort lauten soll: Sich entmannen für das Himmelreich. Wer dieses Ziel erreicht, hat das Höchste erreicht, und wer nicht dahingelangt, auch dem ist wohl, denn er hat das Beste gewollt. Wer es fassen mag, der fasse es!

Meiner Überzeugung nach wäre es für das Wohl der Menschheit das beste, wenn Mann und Weib danach streben würden, ihre Unschuld zu bewahren; dann wird der Mensch das Höchste erreichen. Man muß das Ziel immer weiter hinausrücken, um vorwärts zu kommen.

Wenn der Mensch seinen Sinn mit Bewußtsein auf den Geschlechtsverkehr richtet, muß er, und sei es auch in der Ehe, der Gesetzlosigkeit und Unsittlichkeit verfallen. Wer sich bemüht, für den Geist und nicht für den Körper zu leben, der wird auch in Beziehung auf seine Nahrung sich entsprechend verhalten. Wer aber vor allen

Dingen auf gutes Essen und Trinken sieht, verfällt unwiderruflich der Sitten- und Zuchtlosigkeit.

Über das Eheleben habe ich schon viel nachgedacht und thue es auch jetzt noch. Und wie es mir stets zu gehen pflegt, wenn ich mich in etwas vertiefe, kommt mir auch diesmal von außen eine kräftige Stütze. Vorgestern erhielt ich aus Amerika das Werk eines weiblichen Doktors unter dem Titel *„Tokologie“* (*„die Lehre von der Zeugung“* von Stockhem); ein in hygienischer Beziehung vortreffliches Werk, das in einem Kapitel auch die Fragen, die wir eben diskutieren, behandelt. Es kommt auch zu denselben Schlüssen wie wir. Es ist erfreulich, zu sehen, daß diese Frage schon lange aufgeworfen ist und daß die wissenschaftlichen Autoritäten sie in unserem Sinne entscheiden. Es ist angenehm, wenn man sich in der Dunkelheit befindet, in der Ferne ein Licht schimmern zu sehen. Für mich, als Egoisten, ist es traurig zu bedenken, daß ich mein ganzes Leben hindurch wie das Vieh lebte, und daß ich jetzt nichts mehr nachholen kann, doppelt traurig, weil es heißen wird: „Du Greis, der du am Rande des Grabes stehst, hast gut reden, aber gelebt hast du nicht demgemäß. Wenn wir alt werden, werden wir ebenso sprechen.“ Darin besteht die hauptsächlichste Strafe für die Sünden, man fühlt, daß man ein zu unwürdiges, verdorbenes und unreines Werkzeug zur Verkündigung des göttlichen Willens ist. Aber es bleibt uns der Trost, daß andre solche Menschen erstehen werden. Möge Gott Ihnen und den anderen helfen.

Für das „Nachwort“ hatte ich folgenden Gedanken:

Die Ehe war früher die Erwerbung der Frau zum Zwecke ihres Besitzes. Wieder ist die Beziehung zu der Frau zu einem Kampfe, einer Gefangenschaft geworden. Der Mann denkt nicht weiter an seine Frau und hat sich die größte Möglichkeit zur Befriedigung seiner Lüste – einen Harem geschaffen. Die Monogamie hat die Zahl der Frauen vermindert, aber nicht das Verhältnis des Mannes zu ihr geändert. In Wirklichkeit ist aber gerade das Gegenteil das natür-

liche Verhältnis. Der Mann kann stets mit dem Weibe verkehren und kann sich stets zurückhalten. Die Frau aber (besonders diejenige, die bereits einen Mann erkannt hat) kann sich nur viel schwieriger enthalten; besonders dann, wenn sie ihre freie Zeit hat, was ungefähr aller zwei Jahre der Fall ist. Wenn also jemand das Recht hat Befriedigung zu fordern, so ist es das Weib und nicht der Mann. Die Frau kann sie fordern, weil es für sie nicht wie für den Mann bloß ein Genuß ist; nein sie ergiebt sich mit Schmerzen und erwartet Schmerzen – Schmerzen, Leiden und Mühsal.

Mir scheint, man muß die Ehe so formulieren: Mann und Weib finden sich durch geistige Liebe zusammen; beide geloben, wenn sie überhaupt Kinder zeugen sollten, daß dies nur miteinander geschehen solle. Die Aufforderung zum Geschlechtsverkehr muß von ihr ausgehen und nicht von ihm.

———

Ich halte vor allen Dingen Ihr Urteil, daß Sie sich an den Vater Ihrer Kinder nicht wenden dürfen (Sie schreiben nicht dürfen und nicht können) nicht für richtig. Das Band zwischen Mann und Weib, dem Kinder entsprossen, ist unzerreißbar, unbeschadet dessen, ob es durch eine äußere Form, durch den kirchlichen Segen geheiligt ist oder nicht. Und deswegen denke ich, wer auch der Vater Ihrer Kinder immer sei, ob er verheiratet oder ledig, arm oder reich, schlecht oder gut, ob er Sie beleidigt hat oder nicht, Sie müssen sich an ihn wenden. Sie müssen ihn, auch wenn er Sie außer acht gelassen hat, auf seine Pflicht, seiner Frau und seinen Kindern mit seinem Leben zu dienen, hinweisen. Wenn er darauf gleichmütig, verachtungsvoll oder beleidigend antwortet, so ist es doch vor Gott, vor Ihrer eigenen Person, vor Ihren Kindern, vor ihm selber Ihre Pflicht, ihn nochmals zu ermahnen, zu bitten, in seinem eigenen Interesse anzuflehn, seine Schuldigkeit zu thun. Sie müssen bitten, sanft und voll Liebe, aber unablässig wie die Witwe im Evangelium. Das ist meine wohlüberlegte innerste Überzeugung. Die können Sie beachten oder unbeachtet lassen. Ich habe mich verpflichtet gefühlt, sie Ihnen zu eröffnen.

———

Die physische Vereinigung mit dem gefälligen Gatten[7] ist eins der Mittel Gottes zur Verbreitung seiner ewigen Wahrheit, zur Prüfung und Stärkung der Starken und zur Erleuchtung der Schwachen.

In der Bibel und in den Evangelien heißt es, daß Mann und Frau nicht zwei Wesen, sondern nur eins bilden. Das ist wahr; nicht etwa deswegen, weil es gewissermaßen Gottes Wort ist, sondern weil es die Bekräftigung der unbezweifelbaren Thatsache ist, daß der Verkehr zweier Geschöpfe, der die Geburt von Kindern zur Folge hat, eine von allen andern Vereinigungen verschiedene, mit geheimnisvollem Dunkel umgebene Verbindung bildet. Beide hören in gewissem Sinne auf, zwei Wesen zu sein und verschmelzen in eins.

Deswegen glaube ich, daß es die nicht unlösbare Aufgabe dieses Gesamtwesens ist, sich zur Keuschheit und damit zum Abbruch aller derartigen Beziehungen durchzuringen, es ist Aufgabe dieses Gesamtwesens, d. h. beider Ehegatten zugleich – und besonders desjenigen, der in dieser Beziehung voraus ist – mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, einfacher Lebensweise, Beispiel, Überredungskraft auf den anderen einzuwirken. Dies alles bis zur Zeit, wo sich beide in dem Wunsche vereinen – die schwere Last der Sünden dieses ihres gemeinsamen Wesens zu tragen.

Wir vollführen in unserer Leidenschaft Thaten, die uns, unserem Gewissen zuwider sind. Ebenso sind wir oft genötigt, Handlungen zu begehen, die unserem Gewissen zuwider wären, wenn wir uns nicht als Geschöpf für sich, sondern als einen Teil des gemeinsamen Wesens beider Ehegatten fühlen werden. Es kommt nur darauf an, daß wir wie bei unseren eigenen Verirrungen, so auch bei den Verirrungen dieses Doppelwesens keine Sünde übersehen und beständig dagegen ankämpfen.

Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß der Mensch sich selbst, dem Ebenbilde Gottes gegenüber Verpflichtungen hat, und eine Verkümmerung seines Körpers weder zulassen kann noch darf.

Aber das hat keinen Bezug auf diejenigen ehelichen Beziehun-

---

7 Anmerkung der Red.: d. h. dem Gatten, bei dem die Annäherung nicht auf Grund einer geistigen Vereinigung stattfand.

gen, denen Kinder entsprießen. Die Geburt der Kinder, ihre Ernährung und Erziehung sühnt einen großen Teil der Sündhaftigkeit dieser Beziehungen und befreit uns außerdem während der langen Zeit der Schwangerschaft und des Säugens von ihnen. Darüber zu urteilen, ob die Geburt der Kinder eine Wohlfahrt ist oder nicht, steht uns nicht zu. Derjenige, der diese Sühne für den Verlust der Keuschheit einsetzte, wußte was er that.

Verzeihen Sie, wenn das, was ich jetzt sage, Ihnen unangenehm sein sollte. Darin, daß Sie sagen, durch das Gebären der Kinder werde man immer nervöser und nervöser, zeigt sich ein schlechter, grober Zug von Egoismus. Sie leben nicht, damit Sie gesund und lustig sind, sondern damit Sie das Werk vollbringen, zu dem Sie bestimmt sind. Diese Aufgabe besteht – außer in den wichtigsten Angelegenheiten Ihres Innenlebens – darin, daß, wenn Sie an Keuschheit Ihrem Manne überlegen sind, Sie ihm auf diesem Wege weiterhelfen, und darin, daß, wenn Sie selbst nicht Ihre ganze Schuldigkeit erfüllt haben, Sie der Welt Wesen schenken, die imstande sind, sie zu erfüllen.

Wenn außerdem zwischen zwei Ehegatten bestimmte Beziehungen herrschen, so haben beide Teil daran. Wenn der eine etwas leidenschaftlicher ist, hält sich der andere schon für ganz keusch; das ist unrecht.

Ich glaube es ist auch in Ihrem Falle unrecht. Sie sehen Ihr eigenes Vergehen nicht wegen des weit größeren Ihres Gatten. Wenn Sie in dieser Hinsicht vollkommen rein wären, wäre es Ihnen ganz gleichgültig, wo Ihr Mann die Befriedigung seiner Gelüste sucht – gleichgültig im Sinne der Eifersucht. Sie würden nur seine Sündhaftigkeit bedauern. Das ist aber bei Ihnen nicht der Fall.

Wenn Sie aber von mir einen praktischen Rat, verlangen, wie Sie handeln sollen, möchte ich folgendes sagen: Wählen Sie eine Minute höchsten, reinsten Liebesgenusses, die Sie mit Ihrem Manne verbringen und setzen Sie ihm auseinander, wie schwer und qualvoll Sie diese Beziehungen empfinden und wie sehnlichst Sie eine Befreiung von denselben herbeiwünschen. Wenn er mit Ihnen über die Nützlichkeit der Keuschheit nicht einer Meinung ist und auf seinem Verlangen beharrt – ergeben Sie sich ihm und wenn Sie schwanger werden, was Sie ja höchlichst wünschen müssen, verlangen Sie vollkommene Freiheit für die Zeit der Schwangerschaft und des Säu-

gens. Und dann verfahren Sie wieder so und machen Sie sich keine Sorgen um die Zukunft.

Für Sie sowohl, wie für Ihren Mann und Ihre Kinder kann daraus nur Gutes folgen, weil Sie bei solchem Handeln nicht Ihre eigene Ruhe und Ihr eigenes Glück im Auge haben – sondern nur die Erfüllung dessen, was Gott von Ihnen verlangt.

Entschuldigen Sie, wenn ich etwas Unrechtes gesagt habe. Gott weiß, daß ich mir Mühe gegeben habe, alles was ich je in Bezug auf diese Frage erlebt und gedacht habe, niederzuschreiben.

Die schwierigen Beziehungen des Mannes zum Weib (oder umgekehrt) kann nur ein demütiges Leben lösen, wie einen Knoten, bei dem man jeden Faden und jede Verschlingung verfolgen muß.

Glauben Sie mir, daß es wirklich gute äußere Bedingungen nicht giebt, der Unverständige, der einen Engel und der andere, der einen Teufel zur Frau hat, sind gleich unglücklich, Nicht nur viele, sondern alle, die mit ihrer Ehe unzufrieden (denn unzufrieden sind sie alle) sind, glauben, daß es eine schlechtere Lage wie die ihrige nicht giebt. Es ist überall das Gleiche.

Man sieht auf die Frau als auf ein Mittel des Genusses. Wenn sie es auch wirklich war, und wenn es die eigene Frau ist, begeht man Ehebruch und sündigt. Muß man nach dem Gebote Gottes sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen, so hat die Ehe den Anschein eines ungewöhnlichen Genusses, einer Hilfe und [eines] Mittels zur Fortpflanzung; Lebt man aber im Überfluß, so ist sie – Sittenlosigkeit und sonst nichts.

Wieder schenkte die Gärtnerin einem Kinde das Leben, wieder erschien die alte Frau und entführte das Kind nach einem unbekann-

ten Ort. Alles ist außerordentlich aufgeregt. Alle angewandten Mittel, um die Geburt zu verhindern, haben keinen Erfolg gehabt. Man kann hierfür nicht genug verurteilende Worte finden.

Jetzt wird bekannt, daß die Frau mit dem Kinde wieder zurückgekehrt ist. Unterwegs war sie mit anderen zusammengekommen, die ebenfalls solche Kinder mit sich führten. Einem derselben hatte man das Saugfläschchen zu tief in den Mund gesteckt; es schluckte es herunter und erstickte. An einem einzigen Tage brachte man 25 Kinder nach Moskau; von diesen wurden neun zurückgewiesen, weil sie zum Teil legitim, zum Teil krank waren.

N. ging morgens zur Gärtnerin, um ihr ins Gewissen zu reden; die Gärtnerin suchte ihren Mann zu verteidigen und sagte, daß sie bei ihrer Armut und ihrem unstäten Leben keine Kinder haben dürfe. Auch wolle das Kleine nicht die Brust nehmen, mit einem Worte, es sei ihr lästig …

Kurz vorher schaukelte ich drei verwahrloste Kinder und ein viertes kam zu mir, ein Knabe, ein Neffe Wassjas. Es wimmelte nur so von Kindern. Sie werden geboren und wachsen heran, um Säufer, Syphilitiker und Wilde zu werden.

Dabei redet man von der Rettung der Menschen und ihrer Kinder und zu gleicher Zeit von ihrem Untergang. Warum soll man Wilde in die Welt setzen? Was für ein gutes Werk verrichtet man hiermit? Man soll sie nicht töten, man soll nicht aufhören, sie zu stützen, sondern alles anwenden, um aus diesen Wilden Menschen zu machen. Nur das heißt, ein gutes Werk thun; und das geschieht nicht durch Worte, sondern durch gutes Beispiel.

Wenn ein Mann oder ein Weib gefallen ist, so giebt es hierfür nur eine Sühne: 1) Sich gemeinsam ferneren Versuchungen der Leidenschaft entziehen, und 2) die Kinder im Dienste Gottes zu erziehen.

Seid alle beide, Mann wie Weib, darauf vor allem sorgsam bedacht, daß in euren gegenseitigen Beziehungen sich keine Gewohnheiten einschleichen, die eine Reizung oder Entfremdung zur Folge haben könnten. Es ist nicht so leicht, zu einer Seele und zu einem Körper zu werden. Es ist eine große Mühe, doch der Lohn ist herrlich. Ein hauptsächliches Mittel giebt es hierfür: Bei aller ehelichen Liebe darf

man auch nicht einen einzigen Augenblick die Liebe und Achtung verlieren, die der Mensch dem Menschen als solchen schuldig ist, die Hauptsache ist, daß das Verhältnis des Mannes zum Weibe ein echt eheliches wird – das verlangt aber vor allem, daß das Verhältnis zum Nächsten gleich dem zu einem Fernstehenden werde. – Darin liegt die eine große Macht.

Kräftigt nicht eure gegenseitige Anhänglichkeit, sondern verwendet alle eure Kräfte zur Verhütung und Verhinderung von Zusammenstößen. Das ist eine furchtbare Gewohnheit. Zwischen niemand giebt es so innige Beziehungen wie zwischen Mann und Weib, und gerade deshalb vergessen wir, an sie zu denken, sie anzuerkennen, wenn wir aufhören, uns unseres eigenen Körpers bewußt zu werden. Das ist das Übel.

Damit die Ehegatten glücklich sind, wie es wohl in Romanen beschrieben wird und wie es jedes Menschenherz wünschen muß, ist es nötig, daß Einigkeit zwischen ihnen herrsche. Um die Einigkeit zu gewährleisten, wäre es nötig, daß Mann und Frau die Welt und das Leben mit denselben Augen ansehen (das läge hauptsächlich im Interesse der Kinder)! Daß Mann und Frau das Leben auf die gleiche Weise und von dem gleichen Standpunkte aus auffassen, dürfte wohl ebenso selten der Fall sein, wie daß ein Blatt eines Baumes sich genau mit dem andern deckt. Da dies nicht der Fall ist, liegt die einzige Möglichkeit zur Einigkeit und damit das Glück darin, daß man seine Auffassung dem anderen unterordnet.

Doch gerade hierin liegt die Schwierigkeit; der Gatte mit der höheren Auffassung darf ungeachtet seiner Bereitwilligkeit sich nicht dem niedriger stehenden unterordnen. Man kann der Einigkeit zuliebe nicht schlafen, nicht essen, Blumenbeete graben, aber man darf nicht das Geringste thun, was man für schlecht, sündhaft und nicht nur für unvernünftig, sondern der Vernunft direkt widersprechend hält. Ungeachtet der vollen Erkenntnis dessen, daß das Glück leider von der Einigkeit abhängt, daß diese Einigkeit für das Glück und die

regelrechte Erziehung der Kinder unentbehrlich ist, kann weder die Frau dem Saufen und Kartenspielen ihres Mannes, noch kann der Mann den Bällen seiner Frau, den Tanzstunden seiner Kinder und ihren Religionsstunden nach Filarets Katechismus Vorschub leisten. Zur dauernden Übereinstimmung, zum wahren Wohle und nicht nur zum Glück, zum Wohle, das mit der Liebe und Einigkeit zusammenfällt, ist es nötig, daß derjenige, der auf einer niederen Stufe steht und sich der Überlegenheit der Auffassung des anderen bewußt wird – sich unterwirft; und zwar nicht nur in den praktischen Lebensfragen, dem Was und Wie im Essen, der Kleidung, dem Verkehr, sondern in der ganzen Lebensrichtung, in den Zielen der Thätigkeit.

Wenn es sich gezeigt hätte, daß mir das Billardspiel, die Rennen oder mein eigenes Wohlbefinden mehr am Herzen liegt als meine Kinder, so könnte das ein Vorwurf sein, oder wenn es sich gezeigt hätte, daß ich ein Feigling bin und mich fürchte, gegen die bestehende Ordnung anzukämpfen, um meinen Ruf nicht zu gefährden, dann könnten mich diese Vorwürfe noch rühren. Aber wenn ich Gott liebe, d. h. das Wahre und Gute, so liebe ich die Kinder auf die beste Art und thue für sie das Beste, was ich thun kann.

Für das Glück, nein, viel mehr für das wahre Wohl der Ehegatten, der Kinder, die bei ihnen leben, und der ganzen Umgebung ist Einigkeit Vorbedingung; Uneinigkeit, Streit unter Eheleuten ist ein Unglück für sie selbst und für die Kinder, ist ein Ärgernis für alle, ist die furchtbarste Hölle. Um dies zu vermeiden, bedarf es nur eines – der Unterwerfung eines Teiles.

… Ich glaube, daß der Gatte, der die Überlegenheit des anderen fühlt, immer eine ihm nicht ganz klare und zugängliche Empfindung von etwas Gutem, Göttlichen hat, und sich so leicht und freudig unterwirft, so daß wir uns wundern, wenn es nicht geschieht.

———

Man muß der Welt und seiner Familie zugleich dienen, indem man nicht mechanisch die Zeit für das eine und das andere bestimmt, sondern indem man gleichsam chemisch der Sorge um die Familie und der Erziehung der Kinder eine ideale, der ganzen Menschheit dienliche, Bedeutung beilegt. Die Ehe, die wirkliche Ehe, die sich in

der Kinderzeugung offenbart, ist in ihrer wahren Bedeutung ein indirekter Gottesdienst, ein Gottesdienst durch die Kinder. Deswegen wird die Ehe, die eheliche Liebe, von uns wie eine Erleichterung und Beruhigung empfunden. Es ist ein Moment der Übertragung seiner eigenen Schuldigkeit auf einen anderen. Wenn ich das nicht erfüllt habe, was ich erfüllen sollte und konnte, so mögen diese meine Kinder es an meiner statt thun.

Darin aber, daß „sie es erfüllen sollen", liegt der Kern der Sache. Man soll sie so erziehen, daß sie kein Hindernis im Werke Gottes werden, sondern daran arbeiten; daß sie, wenn ich nicht im stande war, dem Ideale, das mir vorschwebte, zu dienen, sie wenigstens durch meine Bemühungen in den Stand gesetzt werden, es zu thun. Das giebt das ganze Programm und den ganzen Charakter der Erziehung und verleiht ihr zugleich den religiösen Sinn, und das verbindet chemisch die besten, aufopfernden Bestrebungen der Jugend und die Sorge um die Familie.

———

Den angekommenen Johann[8] heiße ich herzlich willkommen. Woher kommt er? Warum kommt er? Was ist seine Bestimmung? und was ist er selbst? Die haben es leicht, für die das Protoplasma eine genügende Antwort auf diese Fragen bildet. Wen aber diese Antwort unbefriedigt läßt, der muß unbedingt daran glauben, daß ein tiefer Sinn in der Ankunft und im Leben Johanns liegt, ein Sinn, den wir so weit erfassen, als wir alles thun, was wir ihm schuldig sind.

———

Verheiratete Leute müssen entweder Frau und Kinder im Stiche lassen – und das dürfen sie nicht thun – oder einen festen Wohnsitz haben. Das Herumziehen muß qualvoll für die Frauen sein, da diese doch meistenteils (sie mögen mir verzeihen), wenn sie schon ein christliches Leben führen, dies nur ihren Männern und nicht Gott zu Liebe thun. Den Armen fällt das schwer, darum muß man sie nach meiner Meinung bedauern und behüten. Kaum hat sich zwischen

[8] Bei Gelegenheit der Geburt eines Kindes in einer befreundeten Familie.

Mann und Frau ein gewisses Gleichgewicht hergestellt, kaum stehen sie aufrecht, da beginnt schon die Schwierigkeit der Übersiedlung und der Einrichtung. Das übersteigt ihre Kräfte, und das ganze mit Mühe aufgerichtete Gebäude stürzt zusammen. Ich weiß wohl, daß ihr mir sagen werdet, man muß nicht mit der Familie leben, da doch das Wort Christi lautet „verlaß Weib und Kind". Nach meiner Meinung darf das aber nur geschehen, indem beide Teile einverstanden sind. Da giebt es noch ein anderes, wichtigeres Wort Christi, das heißt „Mann und Frau sind nicht zwei, sondern eins" und „was Gott vereinigt, soll der Mensch nicht trennen". Man soll nicht heiraten, wie Sie und andere glückliche und starke Menschen es wohl gehalten haben. Wenn man aber verheiratet ist und Kinder hat, darf man nicht das, was man gethan, verleugnen, darf man die Sünde nicht abwälzen, sondern muß ihre Folgen tragen. Und ich halte es für eine große Sünde, den Männern den Rat zu geben, oder gar von ihnen zu verlangen, daß sie ihre Frauen verlassen. Es ist wahr, auf den ersten Blick scheint die Sache Gottes dadurch zu gewinnen; man glaubt, ohne Frau mehr wirken zu können, aber meistens ist dies nur eitler Schein.

Freilich wenn man ganz rein, ganz ohne Sünde sein könnte, wäre dem wirklich so. Man darf dies noch aus einem andern Grunde weder fordern noch raten, weil nämlich bei einer derartigen Ansicht Menschen, die gesündigt haben, d. h. die verheirateten Leute sowohl sich selbst wie den anderen für verloren gelten müßten; und das wäre nicht gut. Ich glaube, auch sündige und schwache Menschen können Gott dienen.

Hat man einmal die Sünde, zu heiraten, begangen, so muß man ihre Folgen auf die beste und christlichste Weise tragen. Man darf sich nicht durch das Begehen einer neuen von ihnen befreien, sondern man muß auch in dieser Lage mit allen Kräften Gott dienen.

Sie fassen die Worte des Evangeliums: „Verlaß Vater und Mutter, Frau und Kinder und folge mir" viel zu wörtlich auf. Über die Bedeutung dieser Worte und, was die Hauptsache ist, über die dadurch bedingte Entscheidung in allen Widersprüchen und Gegensätzen, die sich zwischen den Familienpflichten und Forderun-

gen Christi (d. h. der Wahrheit) entwickeln, bin ich der Meinung, daß hier nicht von außen, durch Regeln und Vorschriften entschieden werden kann, sondern jeder sich nach seinen Kräften richten muß. Das Ideal natürlich bleibt immer dasselbe und ist in den Worten enthalten: „Verlaß Weib und Kind und folge mir". Inwieweit aber der einzelne Mensch diese Lehre befolgen muß, das weiß nur er allein und Gott.

Sie fragen nach der Bedeutung des Wortes: „Verlaß deine Frau". Heißt das, daß man sie verlassen soll, daß man aufhören soll, mit ihr zu schlafen oder Kinder zu zeugen? Selbstverständlich hat „Verlassen" den Sinn, daß man sich der Frau gegenüber verhalten soll nicht wie zu seiner Gattin, sondern wie zu einem beliebigen weiblichen Geschöpf – zu einer Schwester. Darin besteht das Ideal. Und die Ausführung liegt darin, daß man das Weib nicht aufregt und nicht in Versuchung führt, es nicht in das Übel und in die Versuchung hinabstößt; und das ist furchtbar schwer. Der verheiratete Mann, der nach einem christlichen Lebenswandel strebt, fühlt innerlich die ganze Schwere der Heilung der sich selbst geschlagenen Wunde. Das eine denke und bekenne ich auch … wenn man einmal verheiratet ist, muß man sein ganzes Leben und alle seine Kräfte darauf verwenden, sich innerlich von der Ehe zu befreien, und die Sünde nicht noch zu vermehren.

———

Ja, das Ideal Christi besteht in dem Dienst des Vaters, diesem Dienst, der alle Sorge um den Lebensgenuß und die Fortpflanzung des Geschlechts von Mann und Frau, von Mann und Weib überausschließt [sic]. Bis jetzt haben alle Versuche, sich von diesen Sorgen loszusagen, das menschliche Geschlecht nicht vernichtet. Was weiter sein wird, weiß ich nicht.

———

Ich liebe es nicht, über die Besonderheiten unserer Zeit zu sprechen, aber in den Beziehungen von Mann und Frau, von Mann und Weib überhaupt, tritt in allen christlichen Ländern, bei Arm und Reich, eine eigentümliche Erscheinung zu Tage.

So verschlechtern sich nach meiner Meinung die Beziehungen

zwischen den Geschlechtern durch jenen Geist des Ungehorsams, ja der Feindschaft der Frauen gegen die Männer. Durch den Wetteifer und das Verlangen der Frauen, zu zeigen, daß sie dasselbe leisten können, trotzdem es ihnen an dem sittlichen und religiösen Gefühl mangelt, das, wenn es auch ursprünglich vorhanden war, sich in ein mütterliches verwandelt hat. Ich denke, daß die Frauen den Männern vollkommen ebenbürtig sind, daß aber, wenn sie heiraten und wenn sie Mutter geworden sind, der Stand der Ehe eine Teilung der Arbeit hervorruft. Die mütterlichen Gefühle verbrauchen eine derartige Menge Energie, daß für die Leitung im Sittlichen nicht mehr genug übrig bleibt und diese demgemäß dem Manne zufällt. So war es, seitdem wir die Welt kennen. Jetzt aber, nach dem Mißbrauch der natürlichen Ordnung der Dinge – da die Führung des Mannes in grobe Gewalt ausartete und das Weib durch das Christentum befreit wurde – hat das Weib entweder aufgehört, sich dem Manne aus Angst zu unterwerfen, oder überläßt ihm die Lebensführung in Erkenntnis dessen, daß es so besser ist; es trat eine Verwirrung und Unordung im Leben ein, die jetzt schon in allen Schichten und unter allen Verhältnissen bemerkbar wird.

Die geistige Mode – die Frauen über alles zu erheben und zu versichern, daß sie den Männern nicht nur ebenbürtig, sondern ihnen sogar überlegen sind – ist eine schlechte und schädliche Mode. Darüber, daß die Frauen in ihren Rechten nicht beschränkt werden dürfen, daß man sich zu der Frau mit derselben Liebe und Achtung wie zum Manne verhalten muß, daß sie mit dem Manne gleichberechtigt ist, darüber kann kein Zweifel herrschen. Aber behaupten, daß die Frau im Durchschnitt mit derselben geistigen Kraft begabt ist wie der Mann, erwarten, in jeder Frau dasselbe zu finden, was man bei jedem Manne sucht, heißt, sich selbst mit Vorbedacht betrügen – heißt, sich zum Schaden der Frau betrügen.

Wenn wir erst von der Frau dasselbe wie vom Manne erwarten, werden wir es auch bald fordern. Finden wir das Gesuchte nicht, so

werden wir bald als Böswilligkeit bezeichnen, was doch nur der unzureichenden Kraft entspringt.

So enthält das Zugeständnis, was das Weib ist – ein geistig schwächeres Geschlecht nämlich – durchaus keine Härte gegen das Weib. Die Anerkennung der Gleichwertigkeit ist Härte.

Als Schwäche oder geringere geistige Stärke bezeichne ich die geringere Unterwürfigkeit des Fleisches unter den Geist, und insbesondere – das ist ein rein weiblicher Zug – weniger Glauben an die Gebote der Vernunft.

Die Mehrzahl der Leiden, die aus dem Verhältnis von Mann und Weib entspringen, beruhen auf der vollkommenen Verständnislosigkeit, die das eine Geschlecht beim anderen vorfindet. Selten begreift ein Mann, was für eine Frau die Kinder bedeuten, welche Stelle sie in ihrem Herzen einnehmen; noch viel seltener versteht eine Frau, was für ihren Mann eine Pflicht der Ehre, der Gesellschaft und der Religion bedeutet.

Der Mann kann, obgleich er selbst weder schwanger war, noch geboren hat, begreifen, daß die Schwangerschaft und die Geburt eine schwierige, mit Leiden verknüpfte, höchst wichtige Sache ist. Aber nur ein seltenes Weib kann begreifen, daß auch das Tragen und Erzeugen einer neuen Lebensauffassung ein gar schwierig und wichtig Ding ist. Für einen Moment können sie es wohl begreifen, um es im nächsten wieder zu vergessen. Kommen nur ihre Sorgen in Frage, sei es die Wirtschaft oder Toiletten, so können sie sich nicht mehr an die Bedeutung der Überzeugungen ihres Mannes erinnern und halten alles für unbedeutende Einfälle im Vergleich mit ihrem Kuchen und ihren Kleiderstoffen.

Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß mit der hauptsächlichste Grund des feindschaftlichen Gefühles zwischen Mann und Frau in

ihrer Nebenbuhlerschaft um die Leitung der Familie liegt. Die Frau darf den Mann nicht als vernünftig und praktisch anerkennen, weil sie, wenn sie es thäte, seinem Willen folgen müßte und umgekehrt.

Wenn ich jetzt *„die Kreutzer-Sonate“* schreiben würde, würde ich das mehr in den Vordergrund rücken.

Die Abgeschmacktheit unseres Lebens kommt von der Herrschaft der Frau, die Macht der Frau von der Unenthaltsamkeit der Männer; sodaß der wahre Grund unseres sinnlosen Lebenswandels – die Nichtenthaltsamkeit des Mannes ist.

Ein reizendes Weib sagt sich: „Er ist klug, gelehrt, berühmt, groß, sittlich, heilig, und er unterwirft sich mir, der dummen, ungebildeten, armen, nichtigen, unsittlichen. So muß doch Verstand, Gelehrsamkeit … und alles andere Unsinn sein.“ Das verdirbt die Frauen und macht sie schlecht.

Am Ende herrschen doch diejenigen, gegen die Gewalt geübt wird, d. h. diejenigen, welche dem Gesetz des Nichtwiderstrebens gehorchen. So verlangen die Frauen nach Rechten, und sie herrschen gerade deswegen, weil sie gewaltsam unterdrückt sind. Die Staatseinrichtungen sind in der Gewalt der Männer, aber die öffentliche Meinung in der Hand der Frauen; und die öffentliche Meinung ist millionenmal stärker als alle Gesetze und Heere. Ein Beweis dafür, daß die öffentliche Meinung sich in ihren Händen befindet, ist es, daß man ihnen nicht nur die Einrichtung der Wohnungen und die Zubereitung der Speisen überläßt, sondern daß sie das Geld ausgeben. So beherrschen die Frauen die öffentliche Arbeit. Der Erfolg von Erzeugnissen der Kunst, von Büchern, ja selbst die Ernennung der Regierenden richtet sich nach der öffentlichen Meinung, und diese wird von Frauen geleitet.

Sehr gut sagte jemand, daß die Männer nach Emanzipation von der Frauenherrschaft streben müßten, nicht umgekehrt.

———

Den Frauen ist es eigentümlich, das Leben durch das Gebären und Erziehen von Kindern, durch die Erzeugung neuer Kräfte an Stelle der verbrauchten, zu erhalten; dem Manne diesen Kräften, d. h. dem Leben selbst, die Richtung zu bestimmen. Beide können auf das andere Gebiet hinübergreifen – aber nur in ihrer Eigenart.

———

Was kann für die Frauen schädlicher und unvernünftiger sein als das moderne Geschwätz von der Gleichwertigkeit der Geschlechter oder gar von der Überlegenheit der Frauen über die Männer. Für einen Menschen mit einer christlichen Lebensanschauung kann es selbstverständlich gar keine solche Frage geben, ob man manche Rechte ausschließlich den Männern überlassen solle, oder ob man die Frau nicht ebenso wie jeden anderen Menschen achten und lieben müsse. Aber die Behauptung aufstellen, daß das Weib dieselben geistigen Kräfte besitzt, insbesondere aber, daß sie sich ebenso von der Vernunft leiten läßt, ihr ebenso vertraut wie der Mann – das heißt, vom Weibe etwas verlangen, was es nicht geben kann, (Ich spreche natürlich nicht von Ausnahmen, sondern vom Durchschnittsmann und Durchschnittsweib), das heißt, gegen sie eine Gereiztheit heraufbeschwören, welche auf der Annahme gegründet wäre, daß sie etwas nicht thun will, während sie es doch nicht thun kann, da ihrer Vernunft der kategorische Imperativ hierzu fehlt.

———

Was aber den Umstand anbetrifft, daß sich der Mann all den Mühen und Arbeiten, welche der Erziehung oder besser der Sorge um die kleinen Kinder entspringt – wie das Schlafenlegen, das Waschen und Wäsche reinigen, das Zubereiten der Nahrung für die Kinder wie für die ganze Familie, das Anfertigen von Kleidchen u.s.w. – entzieht, so halte ich das für nicht nur im höchsten Grade unchristlich, sondern sogar für schlecht und ungerecht.

So nimmt das Weib auch schon durch das Tragen und Nähren den größten Teil der Mühe auf sich; es wäre daher nur natürlich, daß

der Mann alle übrigen Sorgen der Frau abnimmt, selbstverständlich in dem Maße als ihm dies ohne Vernachlässigung der eigenen Geschäfte, die der Familie ebenfalls unentbehrlich sind, möglich ist. Und das wäre wirklich der Fall, wenn nicht der barbarische Brauch, die ganze Schwere der Arbeit auf die Schultern der Schwachen und Unterdrückten abzuwälzen, in unserer ganzen Gesellschaft so unbarmherzig durchgeführt wäre. Diese Gewohnheit ist uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß, unbeschadet der Anerkennung der Gleichberechtigung der Fragen, der liberalste Mann ebenso wie der höflichste und ritterlichste, derjenige, der mit allen Kräften für das Recht der Frauen, Professorinnen und Priesterinnen zu werden, einsteht, ebenso wie derjenige, der mit Lebensgefahr ein von einer Dame verlorenes Taschentuch aufheben würde, keinen Augenblick auf den Gedanken käme, die Windeln, die doch ihr gemeinsames Kind beschmutzt, auszuwaschen oder dem Söhnchen ein paar Hosen anzufertigen. Sei es nun, daß die Frau schwanger ist, gerade nährt oder müde ist, sei es, daß sie die durch die Schwangerschaft und das Säugen verlorene Zeit durch Lesen und Nachdenken nachholen will.

Die öffentliche Meinung urteilt in dieser Hinsicht so verkehrt, daß man einen derartigen Schritt lächerlich (*ridicule*) finden würde und viel Mannhaftigkeit dazu gehört, ihn wirklich zu thun.

Die wahre Emanzipation der Frauen besteht darin: keine Thätigkeit, an die man mit ruhigem Gewissen gehen kann, für weiblich zu erachten und den Frauen, weil sie eben physisch schwächer sind, mit allen Kräften zu helfen, ihnen alle Arbeit abzunehmen, die man übernehmen kann.

Ebenso muß man zur Erziehung der Mädchen, in Anbetracht dessen, daß sie wahrscheinlich werden gebären müssen und somit weniger freie Zeit haben werden, ja gerade deswegen nicht allein den Knabenschulen ebenbürtige Mädcheninstitute, sondern noch bessere schaffen, damit sie im voraus Kräfte und Wissen sammeln können. Sie sind hierzu befähigt.

Daß in Hinsicht auf die Frauen und ihre Arbeit noch manche, in den Traditionen wurzelnde, Vorurteile herrschen, ist richtig; noch viel richtiger ist es, daß man diese bekämpfen muß! Dennoch bin ich nicht der Ansicht, daß die Gesellschaft, welche Lesehallen und Berufe für die Frauen einrichtet, ein Kampfesmittel sein soll. Mich empört es nicht, daß die Frau weniger Gehalt erhält als der Mann – der Preis richtet sich nach dem Wert der Arbeit; mich empört es, daß einer Frau, welche trägt, säugt und die kleinen Kinder erzieht, auch noch die Arbeit in der Küche und das Schwitzen am Herd, das Waschen des Geschirrs und der Wäsche, das Nähen und das Scheuern von Tischen, Läden und Fenstern, aufgeladen wird. Warum ruht diese ganze schwere Arbeit ausschließlich auf den Schultern der Frauen? Der Bauer, der Fabrikarbeiter, der Beamte, überhaupt jeder Mann hat manchmal nichts zu arbeiten, dann wird er sich hinlegen und rauchen und es seiner Frau, die noch häufig schwanger, krank und reich an Kindern ist, überlassen – und die Frau läßt sich das gefallen – am Ofen zu braten oder das so schwierige Geschäft des Wäschewaschens zu besorgen oder nachts nach dem kranken Kinde zu sehen. Und alles dies in dem Wahne, daß es sich hierbei um eine weibische Arbeit handelt.

Das ist ein großes Übel und daher kommen die unzähligen Leiden der unglücklichen Frauen, frühzeitiges Altern, Tod und Abstumpfung sowohl der Mütter selber, wie ihrer Kinder.

Für die Einigkeit der Gatten ist es nötig, daß, wenn ihre Lebens- und Weltanschauungen sich nicht decken, derjenige, der weniger nachgedacht hat, sich dem der mehr nachgedacht hat, unterwirft.

Die Frauen haben stets die Gewalt der Männer über sich anerkannt. Anders konnte es auch in der vorchristlichen Welt nicht sein. Der Mann ist der Stärkere und darum hatte er die Herrschaft. So war es in der ganzen Welt – (die zweifelhaften Amazonen und das Mutterrecht ausgenommen) – und so ist es noch jetzt bei 0,999 Teilen der Menschheit der Fall. Da trat das Christentum auf den Schauplatz

und erklärte, daß die Vollkommenheit nicht in der rohen Gewalt, sondern in der Liebe liegt und befreite damit alle Unterdrückten und Gefangenen, Sklaven und Weiber. Damit aber die Freiheit für die Sklaven und Frauen kein Unglück bedeute, müssen die Befreiten Christen sein, d. h. ihr Leben nur im Dienste Gottes und der Menschheit und nicht des eigenen Ich sehen. … Was ist also zu thun? Zu thun ist nur eins: die Menschen für das Christentum gewinnen, sie zu Christen machen. Das ist möglich, wenn man nur im Leben Christi Gebote erfüllt.

Ich habe unter anderem noch viel über das Weib und die Ehe nachgedacht und würde mich gern darüber auslassen. Natürlich nicht über die modernen kleinen Götzen unserer Zeit – wie das Frauenstudium – sondern über die große, ewige Bedeutung der Frau. Viel verkehrtes wird hierüber grade in den Kreisen der intelligenten Frauen gepredigt. So wird z. B. die These, daß die Frau keine Unterschiede machen, daß sie ihre Kinder nicht mehr als fremde lieben dürfe, überall gepredigt. Es wird viel Nebelhaftes, Unklares über die Entwickelung und Gleichberechtigung der Frau verkündigt, doch die These, daß die Frau ihre Kinder nicht mehr als fremde lieben dürfe, wird überall und immer aufgestellt und für ein Axiom gehalten, und schließt als praktische Regel das ganze Wesen der Lehre ein; dabei ist sie vollkommen falsch.

Der Beruf jedes Menschen,[9] sowohl der des Mannes wie der des Weibes besteht darin, der Menschheit zu dienen. Mit diesem allgemeinsamen Satze sind, glaube ich, alle nicht unsittlichen Menschen einverstanden. Der Unterschied zwischen Mann und Frau in der Erfüllung dieser Pflichten nach den Mitteln, mit denen sie den Menschen dienen, ist ein großer. Der Mann dient ihnen durch physische,

---

[9] Anmerkung der Red.: Wir halten es für notwendig, den Leser darauf hinzuweisen, daß der folgende Abschnitt, wie die anderen ähnlichen Inhalts von dem Autor vor der endgültigen Ausarbeitung seiner Gedanken über das sexuelle Problem, die im „Nachwort zur Kreutzersonate" niedergelegt sind, geschrieben wurden. Darüber, wie man über die scheinbaren Widersprüche zwischen seinen früheren und späteren Ansichten über diese Angelegenheit Hinwegkommen kann, haben wir uns im Vorwort zu dieser Broschüre ausgesprochen.

geistige und sittliche Arbeit. Die Mittel dieses Dienstes sind mannigfach. Die ganze menschliche Thätigkeit mit Ausnahme des Gebärens und Stillens ist das Feld seiner Arbeit. Das Weib aber, das den Menschen auch auf dieselbe Weise wie der Mann nützen kann, ist nach ihrem ganzen Wesen und Bau unfehlbar dazu bestimmt und berufen, den Dienst zu übernehmen, dessen Ausübung allein nicht im Bereich des Mannes liegt. Der Dienst der Menschheit gegenüber zerfällt naturgemäß in zwei Teile: den einen – die Vergrößerung des Heils in der bestehenden Menschheit, den andern, die Fortpflanzung derselben. Zum ersten sind hauptsächlich die Männer berufen, da sie der Fähigkeit zum zweiten beraubt sind. Zum zweiten sind hauptsächlich die Frauen berufen, da sie ausschließlich dazu befähigt sind. An diesen Unterschied, wie man es jetzt versucht, nicht zu denken oder ihn gar auslöschen zu wollen – ist nicht recht, ist nicht erlaubt, ist sündlich (d. h. falsch). Aus diesem Unterschiede folgen auch die Pflichten sowohl der einen, wie der anderen, die Pflichten, die nicht durch Menschen erdacht sind, sondern in der Natur der Dinge liegen. Aus diesem Unterschiede aber folgt die Schätzung der Tugend und des Lasters des Mannes wie des Weibes – eine Schätzung, die zu allen Zeiten geherrscht hat, die jetzt herrscht, und die niemals zu herrschen aufhören wird, solange die Menschen sich im Besitze ihres Verstandes befinden werden.

Und es war stets so und es wird stets so sein, daß der Mann, der sein Leben in vielfacher, männlicher Arbeit und das Weib, das sein Leben mit dem Gebären, Stillen und Erziehen seiner eigenen Kinder verbracht hat, das Bewußtsein haben werden, daß sie thun, was recht ist. Sie werden die Liebe und Verehrung der Leute wachrufen, weil sie beide ihren unbezweifelbaren Beruf erfüllt haben.

Der Beruf des Mannes ist mannigfaltiger und weiter, der Beruf der Frau einförmiger und enger, aber desto tiefer. Darum war es stets so und wird stets so gehalten werden, daß der Mann, der Hunderte von Pflichten hat, wenn er auch eine, ja zehn vernachlässigt, doch noch keinen schlechten und schädlichen Menschen darstellt, da er ja neun Zehntel seines Berufs erfüllt hat. Wenn aber das Weib, das nur drei Pflichten kennt, eine einzige vernachlässigt, dann erfüllt sie nur zwei Drittel, vernachlässigt sie aber zwei, so wird sie verwerflich – ja schädlich. So verhielt sich die öffentliche Meinung stets und so wird sie sich stets verhalten, weil so das Wesen der

Sache ist. Der Mann muß Gott, um Seinen Willen zu erfüllen, sowohl im Bereich seiner physischen Kraft, wie durch Gedanken und Sittlichkeit, dienen, er kann durch alle diese Thätigkeiten seinen Beruf erfüllen, für das Weib aber sind die Mittel Gott zu dienen hauptsächlich und ausschließlich (weil niemand außer ihr es thun kann) – ihre Kinder.

Nur durch seine Thaten ist der Mann berufen, Gott und den Menschen zu dienen, nur durch ihre Kinder – das Weib.

Deswegen wird und muß die Liebe zu ihren Kindern, die der Frau eingegeben ist, diese ausschließende Liebe, gegen die mit dem Verstande anzukämpfen vergebliche Mühe ist, der Frau und Mutter stets eigentümlich bleiben. Diese Liebe zu dem Säugling ist durchaus nicht Egoismus, wie man fälschlich lehrt. Es ist die Liebe des Arbeiters zu seiner Arbeit, die er unter seinen Händen hat. Nehmet diese Liebe zum Gegenstande der Arbeit weg, und die Arbeit wird unmöglich.

Während ich einen Stiefel mache, liebe ich ihn über alles, wie eine Mutter ihr Kind; ich würde in Verzweiflung geraten, wenn man ihn beschädigen würde; aber ich liebe ihn nur, solange ich an ihm arbeite. Ist er fertig gestellt, so bleibt nur eine gewisse Anhänglichkeit, eine schwache und berechtigte Bevorzugung; dasselbe ist bei der Mutter der Fall.

Der Mann ist berufen, den Menschen durch mannigfache Arbeiten zu dienen und er liebt sie solange er an ihnen arbeitet; die Frau ist dazu berufen, den Menschen durch die Kinder zu dienen und sie kann nicht umhin, diese Kinder zu lieben, solange sie an ihnen arbeitet, d. h. sie erzieht und hegt. Darin sehe ich die vollkommene Gleichheit von Mann und Frau, in dem gemeinsamen Beruf, Gott und den Menschen zu dienen, ungeachtet des Unterschieds in den Formen dieses Dienstes. Die Gleichheit zeigt sich darin, daß eins so wichtig ist wie das andere, daß eins undenkbar ist ohne das andere, daß das eine das andere bedingt, und daß sowohl der eine wie der andere zur Erfüllung dieses Berufes der Erkenntnis der Wahrheit bedarf, und daß ohne diese Erkenntnis sowohl die Thätigkeit des Mannes wie der Frau der Menschheit nicht nützt sondern schadet.

Der Mann ist berufen, seine mannigfache Arbeit zu leisten, aber seine Arbeit ist nur dann nützlich und seine physische Thätigkeit (den Acker pflügen oder Kanonen gießen) wie seine geistige (das

Leben der Leute erleichtern oder Geld zählen) und die religiöse (die Leute näher zusammenbringen oder Gebete singen) nur dann ersprießlich, wenn sie im Namen der höchsten, dem Menschen erreichbaren Wahrheit geschieht. Ebenso verhält es sich mit dem Beruf der Frau. Ihr Gebären, Stillen und Erziehen der Kinder wird nur dann der menschlichen Gesellschaft nützlich sein, wenn sie dieselben nicht einfach zu ihrem eigenen Vergnügen, sondern für den künftigen Dienst der Menschheit erziehen wird. Wenn die Erziehung der Kinder im Namen der höchsten ihr erreichbaren Wahrheit vor sich gehen wird – d. h. wenn sie dieselben so erziehen wird, daß sie imstande sind, von den Menschen möglichst wenig zu nehmen und ihnen möglichst viel zu geben. Das ideale Weib wird nach meiner Meinung dasjenige sein, das, nachdem es sich eine höhere Weltanschauung – den ihm erreichbaren Glauben – zu eigen gemacht, sich dem ihm unwiderruflich vorgeschriebenen weiblichen Beruf überläßt, gebiert, nährt und eine möglichst große Zahl von Kindern, die durch die von ihr erworbene Weltanschauung zum Dienste der Menschheit befähigt sind, erzieht. Diese Weltanschauung wird nicht auf Frauenkursen gewonnen, sondern durch Offenhalten von Augen und Ohren und durch Demut des Herzens.

Wie nun aber die, die keine Kinder haben, die Unverheirateten, die Witwen? Diese werden vorzüglich handeln, wenn sie sich an der männlichen, mannigfachen Arbeit beteiligen.

Und jeder Frau, die sich von ihrem Geschlecht losgesagt hat, wird es bald gelingen, dem Mann in seiner Arbeit eine Hilfe zu bieten und diese Hilfe ist sehr wertvoll …

———

Ein gutes Eheleben ist nur bei einer bewußten, der Frau anerzogenen Überzeugung von der Notwendigkeit der beständigen Unterordnung unter den Mann möglich. Ich sagte bereits, daß der Beweis darin liegt, daß dem so war, seit wir das Leben der Menschen kennen und darin, daß das Eheleben einer Überfahrt in einem schadhaften Boote gleicht, die nur dann möglich ist, wenn die Insassen sich einem unterordnen. Und als solcher muß stets der Mann angesehen werden, da er, weil er nicht trägt und stillt, der Frau ein besserer Führer sein kann, als sie ihm.

Aber steht denn das Weib immer tiefer als der Mann? Keineswegs. Sind beide noch geschlechtlich unberührt, so sind sie gleich.

Was bedeutet das aber, daß die Frauen jetzt nicht die Gleichheit, sondern die Führung verlangen? Doch nur, daß die Familie sich entwickelt und darum die frühere Form zerfällt. Die Beziehungen der Geschlechter suchen nach neuen Formen, die alten stürzen zusammen.

Wie die neue Form aussehen wird, kann man nicht wissen, obgleich viele Merkmale dafür vorhanden sind. Vielleicht wird die Zahl der Menschen, die in Keuschheit leben, zunehmen. Vielleicht werden die Ehen auf bestimmte Zeit geschlossen werden, sodaß die Ehegatten nach der Geburt auseinander gehn und keusch bleiben. Vielleicht werden auch die Kinder durch die Gesellschaft erzogen werden. Man kann die neuen Formen nicht voraussehen. Es ist aber unzweifelhaft, daß die frühere zerfällt, und daß sie nur bestehen kann, wenn die Frau sich dem Manne unterordnet, wie dies überall und zu allen Zeiten der Fall war und wie es jetzt noch dort, wo die Familie sich noch hält, üblich ist.

———

NB. Gestern las ich *„Ohne Dogmen“*[10]. Sehr fein ist die Liebe zur Frau beschrieben – so zart – viel feiner als bei den Franzosen – wo sie sinnlich, als bei den Engländern – wo sie pharisäisch und bei den Deutschen – wo sie schwülstig ist. Mir kam der Gedanke, den Roman der keuschen Liebe zu schreiben … einer Liebe, für die es keinen Übergang in die Sinnlichkeit giebt, die den besten Schutz vor der Sinnlichkeit bietet. Ist das nicht die einzige Rettung vor der Sinnlichkeit? Ja, gewiß, das ist sie. Darum ist auch der Mensch als Mann und Frau geschaffen. Nur mit dem Weibe kann man die Keuschheit verlieren, nur mit ihr kann man sie üben. Es ist gut, das niederzuschreiben. …

———

[10] Titel eines Romans aus dem Polnischen des Sienkjewitsch

Der Mensch unterwirft sich, als Tier, dem Gesetze des Kampfes und des Geschlechtstriebes zur Verstärkung der Art.

Als vernünftiges, liebendes und göttliches Geschöpf, unterwirft er sich dem entgegengesetzten Gesetz – nicht dem Kampfe mit Nebenbuhlern und Feinden – sondern der Demut und Erduldung von Beleidigungen und der Liebe zu den Feinden, nicht dem Geschlechtstriebe, sondern der Keuschheit.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Menschheit besteht in der Erziehung der keuschen Frau.

Die Frau, heißt es in der Legende, ist ein Werkzeug des Teufels. Sie ist zwar dumm, aber der Teufel unterstützt sie mit seinem Verstande, wenn sie für ihn wirkt. Man staunt über die Wunder von Geist, Weitsichtigkeit, Beharrlichkeit, die sie auf eine Schlechtigkeit verwendet. Sobald es sich aber um etwas Gutes handelt, versteht sie die einfachste Sache nicht, denkt sie nicht über den Augenblick hinaus und hat sie weder Ausdauer noch Geduld. (Außer in dem Gebären und Besorgen von Kindern). Dies alles bezieht sich auf das unchristliche, unkeusche Weib. … O, wie gern wollte ich der Frau die ganze Bedeutung der keuschen Frau klar machen! Das keusche Weib (nicht umsonst existiert die Legende von Maria) wird die Welt erlösen.

Die Bestimmung des Weibes ist vor allem und in erster Linie dieselbe, wie die des Menschen überhaupt und zwar die, von der ich schon gesprochen habe. Ehe und Kinder sind im Vergleich mit der Ehelosigkeit wie die Verhältnisse des einfachen Landlebens zum städtischen, luxuriösen. Die Lebensbedingungen – Ehe oder Ehelosigkeit – können an sich keinen Einfluß auf den Menschen haben. Es kann ein heiliges und sündiges Eheleben geben.

Jedem Mädchen und besonders Ihnen, als einem Menschen, bei

dem die innere, geistige Arbeit beginnt, kann ich nur raten, sich möglichst von allem fernzuhalten, was in unserer Gesellschaft in einem Mädchen die Auffassung von der Notwendigkeit und Wünschenswürdigkeit der Ehe unterstützt und fordert, als da sind: Romane, Musik, müßiges Geschwätz, Tanz, Spiel, Karten und Putz. Sicher ist es angenehmer, sich ein Hemd auszuwaschen (und für die Seele viel nützlicher) als den ganzen Abend hindurch, selbst mit den scharfsinnigsten Leuten *„secretaire“* zu spielen. Die Hauptsache ist es, daß die in der Welt verbreitete Ansicht, daß unverheiratet sein, eine alte Jungfer bleiben, eine Schande ist, der Wahrheit ebenso widerspricht, wie alle Urteile der Welt in Lebensfragen. Das ehelose Leben, das von Werten der Güte erfüllt ist, das eben ehelos blieb, weil alle Dinge, die es erfüllen, höher stehen, als die Ehe (solche Werke sind alle Werte der Nächstenliebe – bis auf die Labung mit einer Schale Wassers) steht unendlich vielmal höher als jedes Eheleben. Matth. XIX, 11. „Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist.“ So haben die Menschen aller Nationen und aller Zeiten mit der größten Hochachtung und Rührung auf die Frauen und Männer gesehen, die freiwillig um Gottes und der Menschheit willen der Ehe entsagten. In unserer Welt aber sind es die lächerlichsten Menschen. Das ist wahr. Es ist, wie mit den Armen um Gottes willen, wie mit denen, die sich nicht auf den Erwerb verstanden haben. Jedem Mädchen und so auch Ihnen, gebe ich den Rat, sich als Ideal den Dienst Gottes, d. h. die Befolgung und Anfachung des göttlichen Funkens in sich – zu wählen und somit die Ehelosigkeit (wenn die Ehe diesem Dienst im Wege steht), wenn sie aber doch sich dem egoistischen Gefühl zu irgend einem Menschen hingeben und heiraten sollten, sich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, darüber zu freuen und stolz zu sein auf Ihre Stellung als Frau und Mutter, sondern niemals das wichtigste Ziel des Lebens, den Dienst Gottes aus dem Auge lassen und mit allen Kräften dahin zu streben, daß die ausschließende und egoistische Anhänglichkeit an Ihre Familie, Sie nicht im Dienste des Herrn behindere.

Ich war stets der Meinung, daß eines der sichersten Merkmale einer ernsten Auffassung der sittlichen Fragen in der Strenge liegt, die

man auf sich selber in der sexuellen Frage anwendet. …

Die Versuchung, der N. verfiel, ist gerade bei solchen ehrlichen und gerechten Naturen, wie ich mir ihn vorstelle, möglich und begreiflich. Die Beziehungen stellten sich ein und er wollte nichts verdecken, sondern sie offen und ehrlich bekennen, und ihnen einen geistigen Charakter verleihen. Ich verstehe seinen Gedanken vollkommen: Sich die geistige Erhebung, die die Liebe hervorruft, zu Nutze zu machen, um sie auf das Werk Gottes zu verwenden. Das ist möglich, und ich glaube, daß die Energie der Menschen, die sich in dieser Lage befinden, bedeutend zunimmt und zu unerwartet bedeutenden Resultaten führen kann. Ich habe das mehr als einmal gesehen und kenne derartige Fälle; das schrecklichste aber dabei ist, daß bei jeder Vernichtung der Liebe (die sehr leicht möglich und sogar wahrscheinlich ist) plötzlich nicht nur die ganze Zunahme an Energie verschwinden kann, sondern mit ihr das ganze Interesse am Werke Gottes. Auch davon kenne ich Beispiele. Aber daß dies der Fall ist und der Fall sein kann, zeigt, daß das Werk Gottes und sein Dienst auf nichts stützen kann und soll, sondern im Gegenteil alles andere sich auf das Bewußtsein der Notwendigkeit und die Freudigkeit seines Dienstes stützen soll.

So kann man (und das geschieht sehr häufig) seine Energie im Dienste Gottes durch menschlichen Ruhm verstärken. Aber wieder ist die Gefahr der Erkaltung zum Werke Gottes vorhanden, sobald die Billigung der Menschen aufhört. Das wissen Sie alles und haben es auch gesagt; ich wollte nur einiges zu dem hinzufügen, was ich Ihnen bereits im letzten Briefe geschrieben habe, daß ich mit N. darin übereinstimme, daß der Bund zwischen Mann und Frau gut ist, wenn er den gemeinsamen Dienst Gottes und der Menschen zum Ziele hat.

Der eheliche, körperliche Bund führt nun gerade keine neuen Kräfte für den Dienst zu. Für manche Menschen aber, die von der durch die Bedürfnisse der Liebe hervorgerufenen Unruhe gehemmt werden, bedeutet er eine Aufhebung dieser Unruhe, die sie an der Anwendung aller ihrer Kräfte zu seinem Dienste hindert. Ist daher auch die vollkommene Keuschheit die günstigste Bedingung für den Dienst Gottes – so bedeutet doch für manche die Ehe, die sie beruhigt und die Hindernisse wegräumt, eine Verstärkung der Fähigkeit zu demselben. Hierfür aber – und das ist das Wichtigste, was

ich sagen wollte – ist es nötig, daß man sowohl in der Ehe wie außerhalb derselben stets begreift und anerkennt, daß die Fähigkeit der Liebe, die dadurch hervorgerufene geistige Erhebung nicht zum Vergnügen, zum Genuß, zum künstlerischen Schaffen (wie viele denken) oder zur Vermehrung der Energie im Dienste Gottes, wie N. glaubt, bestimmt ist – sondern daß sie nur die geschlechtliche, eheliche Vereinigung von Mann und Weib zur Hervorbringung von Kindern und zur gemeinsamen Befreiung von den Lüsten, zum Ziele hat. Jede andere Bethätigung dieses Vermögens kann den Menschen auf seinem Lebenswege nur behindern, aber ihm denselben weder leichter noch angenehmer machen.

Darum bin ich mit Ihnen vollkommen darin einverstanden, daß es die gefährlichste Versuchung ist, gegen die man gar nicht vorsichtig genug sein kann. „Ach was," heißt es, „warum soll man nicht mit Personen des andern Geschlechts ebenso befreundet sein, wie mit Personen des eigenen!" Dazu ist wirklich keine Ursache vorhanden, und je mehr wir lieben, desto besser. Aber der aufrichtige und in sittlichen Dingen ernste Mensch wird sofort bemerken, wie es auch bei N. der Fall war, daß diesen Beziehungen zur Frau etwas Eigentümliches anhaftet. Wenn der Mensch sich nicht selbst betrügt, bemerkt er stets, daß die Annäherung leichter wie gewöhnlich vor sich geht, und hierfür eine Ursache vorhanden sein muß. – Das Fahrrad läuft sehr leicht und schnell und man hat nicht die übliche Anstrengung nötig. Das aber muß eine Ursache haben. – Sowie aber der sittliche Mensch dessen inne wird, wird er den Abhang nicht herunter fahren wollen, da er sich dessen bewußt ist, daß die Geschwindigkeit immer zunehmen und schließlich zur Ehe und zu einem ausschließlichen Gefühl führen muß und wird anhalten.

Die Ehe ist selbstverständlich gut und für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts unentbehrlich. Für die Fortpflanzung ist es aber auch nötig, daß die Eltern in sich die Kraft fühlen, ihre Kinder nicht zu unnützen Brotessern, sondern zu Dienern Gottes und der Menschen zu erziehen. Hierzu gehört aber die Fähigkeit, nicht durch anderer Leute Arbeit, sondern durch die eigene zu leben – den Leuten mehr zu geben, als von ihnen zu nehmen.

Bei uns aber herrscht die Bourgeois-Regel, daß man nur dann heiraten dürfe, wenn man den Leuten fest auf dem Halse sitzt, d. h. Mittel hat. Aber gerade das Gegenteil sollte der Fall sein. Nur der sollte heiraten, der ein Kind emähren und erziehen kann, ohne Mittel zu haben. Nur solche Eltern können ihre Kinder gut erziehen

———

Ich habe das Büchlein durchgelesen.[11]

Man kann ebensowenig darüber schreiben oder es widerlegen, wie man die Behauptung irgend eines Menschen widerlegen könnte, daß die Leichenschändung angenehm oder unschädlich sei. Einem Menschen, der nicht fühlt, was die Elefanten fühlen[12], daß der Begattungsprozeß überhaupt ein Akt der Erniedrigung sowohl der eignen Person wie der daran Beteiligten und deswegen verabscheuenswürdig, eine Handlung ist, bei der der Mensch dem Tier in sich seinen unfreiwilligen Tribut zollt und die nur dadurch gesühnt wird, daß er damit den Zweck erfüllt (die Kindererzeugung), zu dessen Erfüllung eben die Natur dem Menschen das zu gewissen Zeiten unüberwindliche Bedürfnis dieses ekelhaften und erniedrigenden Aktes, eingepflanzt hat – einem solchen Menschen, wiederhole ich, der trotz seiner Urteilskraft mit dem Tier auf einer Stufe steht, kann man dies weder erklären noch erläutern. Ich spreche nicht von den Irrtümern des Malthusianismus[13], der objektive (und noch dazu falsche) Erwägungen zur Begründung der stets subjek-

---

[11] *Anmerkung der Redaktion.* In diesem Abschnitt spricht sich Tolstoj aus Anlaß einer englischen Broschüre, die für die, die Empfängnis verhindernden Mittel Propaganda macht, über diesen Gegenstand aus. Wir selbst hatten ihm dieselbe übersandt, um seine genauere Meinung über diese Fragen, die er sonst nur streift, zu empfangen. Wir erhielten seine Antwort beim Zusammenstellen des letzten Bogens.

[12] Es ist beobachtet worden, daß die Elefanten eine besondere Enthaltsamkeit und Schüchternheit im Geschlechtsverkehr zeigen.

[13] [„Der Malthusianismus ist eine bevölkerungstheoretische und -politische Konzeption, die auf den Ideen von Thomas Robert Malthus beruht, dessen Hauptwerk ‚An Essay on the Principle of Population' 1798 erschien. T. R. Malthus geht davon aus, dass die Bevölkerung dazu tendiert, stärker zu wachsen als das verfügbare Nahrungsangebot." https://www.staatslexikon-online.de/Lexikon/Malthusianismus]

tiven Angelegenheiten der Sittlichkeit verwendet. Ich spreche auch nicht davon, daß zwischen Mord, Fruchtabtreibung und diesen Manipulationen kein wesentlicher Unterschied besteht.

Entschuldigen Sie: Es ist schmachvoll und ekelhaft, ernst über so etwas zu reden. Man muß nur darüber sprechen und nachdenken, was für eine Abstumpfung des sittlichen Gefühls die Menschen zu so etwas führen konnte. Man darf mit ihnen nicht streiten, man muß sie zu heilen suchen. Wahrhaftig, der besoffene russische Bauer, der nicht lesen und schreiben kann, der noch an das „böse Omen des Freitags" glaubt, der stets auf den Geschlechtsakt als auf eine Sünde sieht, und sich schaudernd von einem derartigen Vergehen abwenden würde – steht unvergleichlich höher als diese Leute, die vorzüglich die Feder führen und die Frechheit besitzen, die Philosophie zur Bekräftigung ihrer Roheit heranzuziehen.

———

Keine Art von menschlichen Verstößen gegen das Sittengesetz wird von den Leuten mit einer derartigen Sorgfalt voreinander verborgen gehalten, wie die von der Geschlechtslust hervorgerufenen. Es giebt keinen Verstoß gegen das Sittengesetz, welcher allen Menschen so gemeinsam wäre, und sie auf so mannigfache und furchtbare Arten ergreift. Es giebt kein Vergehen, gegen das Sittengesetz, über welches die Leute so verschiedener Meinung sind – da die einen es für eine furchtbare Sünde, die anderen für die üblichste Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit halten. Es giebt kein Vergehen, über das so viel Pharisäerhaftes gesagt worden ist; es giebt kein Vergehen, dessen Beurteilung so deutlich das sittliche Niveau des Menschen angiebt, und es giebt keins, das verderblicher ist, sowohl für den einzelnen, wie für den Fortschritt der gesammten Menschheit.

Diese Gedanken sind sehr einfach und klar für den, der nachdenkt, um die Wahrheit zu erkennen. Fremd, paradox und unrichtig werden sie nur dem erscheinen, dem es bei seinem Urteil nicht auf die Erkenntnis der Wahrheit, sondern nur darauf ankommt, sein eigenes Leben mit all seinen Lastern und Verirrungen als das wahre hinzustellen.

———

Diese Sache nimmt kein Ende. Auch jetzt denke ich darüber (über die Geschlechtsfrage) nach und immer habe ich das Gefühl, daß vieles noch der Erläuterung und Erweiterung bedarf. Das ist verständlich, weil die Angelegenheit so wichtig und neu ist, und die Kräfte – ohne alle falsche Bescheidenheit – so schwach sind und der Bedeutung des Gegenstandes so wenig entsprechen. Deswegen bin ich der Meinung, daß alle arbeiten müssen – vor allem die, die es von Herzen interessiert. – Alle müssen den Gegenstand nach Maßgabe ihrer Kräfte bearbeiten. Wenn jeder von seinem persönlichen Standpunkt aus aufrichtig sagen wird, was er in dieser Angelegenheit denkt und fühlt, dann wird sich manches Dunkle aufklären, manches gewohnheitsmäßig fälschlich Verborgene aufdecken. Vieles, was uns jetzt fremd erscheint, weil wir nicht an dessen Anblick gewöhnt sind, wird aufhören, es zu sein, und bei vielem, was uns wegen des gewohnten, schlechten Lebenswandels natürlich erscheint, wird das Gegenteil der Fall sein. Durch glückliche Fügung hatte ich mehr als andere die Möglichkeit, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf diesen Gegenstand zu lenken. Andere müssen das Werk nach verschiedenen Richtungen fortsetzen.

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi

Die sexuelle Frage

(О половом вопросе | O polovom voprosě, 1901)

Zusammengestellt von Wladimir Tschertkoff,
deutsch von Dr. Nachman Syrkin[1]

„Gott ist nicht in der Macht,
sondern in der Wahrheit“

„Keine Art menschlicher Verbrechen gegen das moralische Gesetz werden von den Menschen gegenseitig so sehr verborgen, wie die durch den Geschlechtstrieb hervorgerufenen. Auch giebt es kein Verbrechen gegen das moralische Gesetz, das so sehr allen Menschen gemeinsam ist und sie in den verschiedensten und furchtbarsten Formen ergreift, wie das sexuelle. Es giebt kein Verbrechen gegen das sittliche Gesetz, das die Menschen mit so verschiedenen Augen betrachten, indem die einen eine gewisse Handlung für eine furchtbare Sünde halten, die andern aber dieselbe Handlung für eine Bequemlichkeit oder einen gewöhnlichen Genuß ansehen, wie das geschlechtliche Verbrechen. Es giebt ferner kein anderes Verbrechen, dessen Beurteilung das sittliche Niveau des Menschen so richtig zum Ausdruck bringt, und es giebt schließlich kein Verbrechen, das für die Einzelmenschen sowohl, wie für den Fortschritt der gesammten Menschheit so verderblich ist.“

Leo N. Tolstoi

---

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: Die sexuelle Frage. Deutsch von Dr. N[achman] Syrkin. Berlin: Hugo Steinitz Verlag 1902. [117 Seiten; mehrere Auflagen; mit gleichem Satzbild, aber ohne Nennung des Übersetzernamens und Erscheinungsjahres auch im Globus Verlag, Berlin.] – Der Übersetzer Dr. Nachman Syrkin (1868-1924) gilt als Begründer des ‚sozialistischen Zionismus‘.

Eine Sammlung von Bruchstücken aus den Schriften eines Denkers, das wie das vorliegende zwar eine bestimmte Frage berührt, aber von den verschiedensten Quellen herstammt und die verschiedensten Stimmungen und Perioden der Geistesentwickelung des Verfassers zum Ausdruck bringt, kann selbstverständlich nicht durch jene Vollständigkeit, Proportionalität und Aufeinanderfolge der Auslegung ausgezeichnet sein, wie wir sie von einem genau ausgearbeiteten litterarischen Werke zu erwarten gewohnt sind. Für den oberflächlichen oder feindlich gestimmten, mit der inneren Grundlage der Lebensauffassung des Verfassers unbekannten Leser, oder für einen, der über diese Frage niemals ernst nachgedacht hat, bieten solche Kompilationen unvermeidlich scheinbare Widersprüche und Unmöglichkeiten, namentlich wenn der Verfasser ein wirklicher Denker ist, d. h. ein Mensch, dessen Lebensausfassung vorwärtsschreitet und nicht auf einem und demselben Punkte stehen bleibt. Es giebt aber noch eine andere Kategorie von Lesern, – und gerade diese haben wir bei der Herausgabe dieser Sammlungen im Auge, – die an die erörterte Frage ernst und aufrichtig Herangehen, ohne die vorgefaßte Absicht ihre früheren persönlichen Ansichten unter allen Umständen zu wahren, sondern mit dem einzigen Wunsch, sich objektiv in der Frage zurechtzufinden und ihre frühere Stellungnahme zu derselben zu verändern, wenn es die Wahrheit fordert. Solche Leser werden beim Eindringen in das Wesen der hier erörterten Gedanken durch die wörtlichen Ungenauigkeiten oder rein äußerlichen Widersprüche des Ausdrucks, die wegen des Charakters solcher aus Bruchstücken und Einzelgedanken für den Druck meistenteils gar nicht bestimmten Kompilationen unvermeidlich sind, sich nicht verwirren lassen. Und nur solche Leser, welche den Gedanken des Verfassers nicht im schlechteren, sondern im besseren, für ihn am meisten vorteilhaften Lichte zu verstehen bestrebt sind, können aus dem Lesen dieser Schrift wahre Befriedigung und wirklichen Nutzen erlangen.

So sind beispielsweise in dieser Sammlung Bruchstücke anzutreffen, in denen die Ehe direkt empfohlen wird, neben solchen, in welchen der Verfasser sie vollständig verneint. Und doch liegt kein

Widerspruch in diesen zwei verschiedenen Auffassungen der Ehe, wenn man nur die Vorstellung des Verfassers von den verschiedenen Entwickelungsstufen des menschlichen Bewußtseins im Auge behält. Schon im Nachwort zur Kreutzersonate hat der aufmerksame Leser die Möglichkeit, das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Ansichten mit genügender Klarheit zu erkennen. Einige Jahre nach dem Erscheinen dieser Schrift antwortete Lew Nikolajewitsch auf die Frage darüber, wie er diese zwei Auffassungen über die Ehe vereinbart, in unserer Anwesenheit etwa wie folgt: „Sowohl das eine als auch das andere ist richtig: alles hängt von der Entwickelungsstufe ab, auf welcher der Mensch steht. Ist ein Mensch von einem unüberwindbaren Bedürfnis nach dem ehelichen Leben ergriffen, so wird er freilich besser thun, wenn er, anstatt sich Ausschweifungen oder unnatürlichen Lastern zu ergeben, eine Ehe eingehen wird, um gemeinschaftlich mit seinem Gatten seine häusliche und gesellschaftliche Bestimmung zu erfüllen. Ist er aber im stande sich ganz dem Dienste Gottes und der Menschen bei vollständiger Verleugnung seines Selbst zu ergeben, so wird die Ehe für einen solchen Menschen zweifellos ein Niedergang und Hindernis sein, ebenso wie es für die Feldarbeiter, die über alle ihre Gliedmaßen frei verfügen, ein Hindernis wäre, wenn sie sich mit Stricken paarweise zusammenbinden würden."

Ebenso einfach und leicht werden, wie uns scheint, auch alle anderen Zweifel gelöst werden, die beim Lesen dieses Buches entstehen können, wenn der Leser wirklich die Lösung derselben wünschen wird.

Wiewohl wir diese Sammlung unter dem gemeinschaftlichen Titel *„Die sexuelle Frage"* herausgegeben, so haben wir nichts destoweniger einige Bruchstücke ausgenommen, die, streng genommen, die Grenzen dieser Überschrift überschreiten, wie beispielsweise einige Gedanken über die Männer- und Frauenarbeit, über die Bestimmung der Frau u. s. w. Wir thaten es darum, weil wir diese Gedanken, die doch einen gewissen indirekten Zusammenhang mit dem allgemeinen Inhalt der Sammlung haben, an dieser Stelle für angemessener halten, als irgendwo sonst.

Wir halten es für notwendig, auch hier den Vorbehalt zu machen, daß die Verantwortung für die Ordnungsreihe der hier angeführten Bruchstücke einzig und allein auf uns fällt, da der Verfasser

diese Gedanken bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen, und nicht die Absicht gehabt hat, sie in einem Sammelwerke zusammenzufassen. Er hat uns nur das Recht dieselben nach eigenem Gutdünken zu benutzen gewährt. Wir unsererseits gehen an jede neue Ausgabe solcher Sammlungen seiner Gedanken mit um so größerer Freude heran, als wir aus den an uns von allen Seiten gelangenden Beifallsstimmen wohl wissen, in welchem Maße diese Ausgaben einem wirklichen seelischen Bedürfnisse vieler und vieler Leser entgegen kommen.

W. Tschertkow.
Christchurch, 11. Aug. 1901.

NACHTRAG ZUR KREUTZER-SONATE
(Posleslowije k „Kreizerowoi Sonate“, 1890)

Ich erhielt und erhalte viele Briefe von mir ganz unbekannten Personen, welche mich bitten, in deutlichen einfachen Worten zu erklären, was ich über den Gegenstand meiner Erzählung die *„Kreutzersonate“* denke. Ich will den Versuch machen, es zu thun, d. h. in kurzen Worten das Wesentliche zum Ausdruck zu bringen, was ich in jener Erzählung sagen wollte, sowie die Schlußfolgerungen, die man aus derselben ziehen kann.

Ich wollte erstens sagen, daß sich in allen Schichten unserer Gesellschaft die Überzeugung gebildet hat, die noch von der falschen Wissenschaft unterstützt wird, daß der geschlechtliche Verkehr für die Gesundheit notwendig ist, sodaß auch der geschlechtliche Verkehr außerhalb der Ehe, da doch letztere nicht immer möglich ist, eine vollständig natürliche und erlaubte Handlung ist. Diese Überzeugung ist eine so allgemeine und feste geworden, daß die Eltern auf Rat der Ärzte den Geschlechtsverkehr für ihre Kinder einrichten, daß die Regierungen, deren einziger Sinn doch in der Sorge um den sittlichen Wohlstand ihrer Bürger bestehen sollte, die Buhlerei bewerkstelligen, d. h. eine ganze Zunft von Frauen, welche an Leib und Seele zur Befriedigung der angeblichen Bedürfnisse der Männer zu Grunde gehen, regulieren, während sich die Unverheirateten mit vollkommen ruhigem Gewissen den Ausschweifungen hingeben.

Und nun wollte ich sagen, daß es nicht gut ist, – denn es kann nicht gut sein –, daß für die Gesundheit der einen Menschen die anderen an Leib und Seele verkümmern, ebensowenig, wie es gut sein könnte, daß die einen Menschen für ihre Gesundheit das Blut der andern trinken sollten.

Man soll sich darum dieser Verwirrung und diesem Betrug nicht hingeben. Man soll daher zuerst den unsittlichen Lehren, mögen sie von noch so vielen angeblichen Wissenschaften unterstützt sein, keinen Glauben schenken; zweitens soll man verstehen, daß die Pflege eines derartigen geschlechtlichen Verkehrs, bei welchem die Menschen sich von allen möglichen Folgen desselben, den Kindern, freimachen oder die ganze Last dieser Folgen auf die Frau abwälzen,

oder die Möglichkeit der Geburt der Kinder verhindern, – daß ein solcher geschlechtlicher Verkehr ein Verbrechen gegen das einfache Gebot der Sittlichkeit, eine Niederträchtigkeit ist, und daß die Unverheirateten es nicht thun dürfen, wenn sie nicht niederträchtig leben wollen.

Um sich aber enthalten zu können, müssen sie eine natürliche Lebensweise führen: Im Essen und Trinken Maß halten, Fleischkost vermeiden und arbeiten (nicht Sportarbeit, sondern eine ermüdende, zweckmäßige Arbeit), noch mehr aber den Verkehr mit fremden Frauen auch in den Gedanken nicht zulassen, ebenso wie jeder Mensch die Möglichkeit eines geschlechtlichen Verkehrs mit seiner Mutter, seinen Schwestern, Verwandten, den Frauen seiner Freunde nicht zuläßt.

Der Beweise, daß die Enthaltsamkeit möglich und für die Gesundheit minder gefährlich und schädlich ist als die Ausschweifung, wird jeder Mann Hunderte um sich herum finden.

Das ist das erste.

Das zweite ist Folgendes: In unserer Gesellschaft ist die eheliche Untreue infolge der Auffassung des Liebesverkehrs nicht nur als einer notwendigen Bedingung der Gesundheit und als eines Genusses, sondern auch als einer poetischen und erhabenen Seligkeit des Lebens die gewöhnlichste Erscheinung geworden (im Bauernstand ganz besonders wegen des Soldatendienstes).

Ich denke, daß es nicht gut ist, und daß man es nicht thun darf.

Daß man es aber nicht thue, dazu ist notwendig, daß sich die Ansicht über die fleischliche Liebe verändere, daß die Männer und Frauen durch die Familie sowohl, wie durch die öffentliche Meinung so erzogen werden, daß sie vor wie nach der Heirat die Verliebung[2] und die damit verknüpfte fleischliche Liebe nicht als einen poetischen und erhabenen Zustand an sehen, wie es jetzt der Fall ist, sondern als einen den Menschen erniedrigenden Zustand, und daß der Ehebruch von der öffentlichen Meinung mindestens ebenso geahndet werde, wie jeder andere Betrug, nicht aber, daß er, wie es jetzt der Fall ist, in Romanen, Versen, Liedern, Opern u. s. w. besungen wird.

---

[2] Im russischen Original gebraucht Tolstoi das Wort *wlublenje*, das nur durch das Wort „Verliebung“ im Deutschen wiederzugeben ist.

Das ist das zweite.

Das dritte ist Folgendes: In unserer Gesellschaft hat die Geburt der Kinder infolge eben derselben falschen Bedeutung, die der fleischlichen Liebe beigemessen wird, ihren Sinn verloren und ist, anstatt Zweck und Rechtfertigung ehelichen Lebens zu sein, das Hindernis zur angenehmen Fortsetzung der Liebesgemeinschaft geworden, sodaß außerhalb wie innerhalb der Ehe auf Rat der Ärzte Mittel Verbreitung finden, die der Frau die Möglichkeit nehmen Kinder zu gebären, oder die Fortsetzung des Eheverkehrs zur Zeit der Schwangerschaft und der Stillung des Kindes ist zur Gewohnheit und Sitte geworden, was früher nicht vorkam und auch jetzt in den patriarchalischen Bauernfamilien nicht vorkommt. Das ist, denke ich, nicht gut.

Es ist nicht gut, daß man Mittel gegen die Kinderzeugung anwendet, erstens weil es die Menschen von den Sorgen und Mühen um die Kinder, die das Sühneopfer für die fleischliche Liebe sind, befreie, und zweitens, weil es einer dem menschlichen Gewissen widerwärtigsten Handlung gleichkommt, dem Morde. Die Unenthaltsamkeit während der Schwangerschaft und der Stillung der Frau ist nicht gut, weil sie die körperlichen und noch mehr die seelischen Eigenschaften zu Grunde richtet. Daraus ergiebt sich, daß man das nicht thun darf. Damit man aber das nicht thue, muß man begreifen, daß die Enthaltsamkeit, die eine unumgängliche Notwendigkeit der menschlichen Würde im ehelosen Zustande ist, in der Ehe eine noch größere Pflicht ist.

Das ist das dritte.

Das vierte ist Folgendes: In unserer Gesellschaft, in welcher die Kinder entweder ein Hindernis zum Liebesgenuß, oder ein unglücklicher Zufall, oder schließlich, nachdem sie geboren, eine Art Genuß sind, werden sie nicht mit Aussicht auf jene Aufgaben des menschlichen Lebens, die ihnen als vernünftigen und lebenden Wesen bevorstehen, erzogen, sondern mit Aussicht auf jene Genüsse, die sie den Eltern bringen können. Die Kinder der Menschen werden daher wie die Kinder der Tiere erzogen, so daß die Hauptsorge der Eltern nicht darin besteht, sie zu einer des Menschen würdigen Thätigkeit zu erziehen, sondern darin (worin die Eltern auch durch die falsche Wissenschaft, die Medizin, unterstützt werden), um sie am besten zu ernähren, ihren Wuchs zu steigern, sie rein, zart, satt, schön zu

machen (wenn das in den niederen Klassen nicht gethan wird, so ist es nur der Not wegen, während die Ansicht hier eine und dieselbe ist). So entsteht bei den verzärtelten Kindern ebenso wie bei allen überfütterten Tieren unnatürlich rasch die unüberwindliche Sinnlichkeit, welche für diese Kinder im jugendlichen Alter die Ursache der furchtbarsten Qualen ist. Der Putz, das Lesen, die Schauspiele, die Musik, die Tänze, das süße Essen, die ganze Lebenseinrichtung, von den Bildern auf den Schachteln an bis zu den Romanen und Erzählungen und Poesien, entflammen diese Sinnlichkeit noch mehr, so daß die furchtbarsten Geschlechtslaster und Krankheiten die gewöhnlichsten Bedingungen der Kinderentwickelung geworden sind und sich häufig auch bis in das reife Alter hinein fortpflanzen. Ich denke nun, daß es nicht gut ist. Man solle darum aufhören, die Kinder der Menschen so zu erziehen, wie die Kinder der Tiere, und der Erziehung der menschlichen Kinder andere Ziele stecken als einen schönen wohlgenährten Körper.

Das fünfte ist Folgendes: In unserer Gesellschaft, wo die Verliebtheit zwischen dem jungen Manne und der jungen Frau, die doch schließlich die fleischliche Liebe zu ihrer Grundlage hat, zum höchsten poetischen Zweck der menschlichen Bestrebungen erhoben worden ist, wie dies auch die gesamte Kunst und Dichtung unserer Gesellschaft beweist, verwenden die jungen Männer die beste Zeit ihres Lebens darauf, um sich die besten Objekte der Liebe, sei es in Form eines Liebesverhältnisses oder in Form einer Ehe zu verschaffen, die Frauen und die Mädchen darauf, um die Männer zum vorübergehenden Verhältnis oder zur Ehe anzulocken.

Darum werden die besten Kräfte der Menschen nicht nur für eine unproduktive, sondern eine schädliche Arbeit verwendet. Davon rührt der meiste Luxus unserer Zeit her, der Müßiggang der Männer und die Unverschämtheit der Frauen, die es nicht verschmähen, die die Sinnlichkeit reizenden Körperteile, gemäß den Moden der ausschweifenden Frauen bloszustellen.

Und ich denke, daß das nicht gut ist.

Es ist dies darum nicht gut, weil die Erreichung des Zieles der Gemeinschaft außerhalb oder innerhalb der Ehe mit dem Gegenstande seiner Liebe, so poetisch es auch verklärt werden mag, ein des Menschen unwürdiges Ziel ist, ebenso wie das Ziel der Erlangung einer süßen und reichhaltigen Nahrung des Menschen unwür-

dig ist, wenn es auch vielen Menschen als die höchste Seligkeit erscheint.

Man sollte darum aufhören zu denken, daß die fleischliche Liebe etwas besonders Erhabenes sei, sondern sollte begreifen, daß das des Menschen würdige Ziel, sei es der Dienst der Menschheit, des Vaterlandes, der Wissenschaft, der Kunst (von dem Dienste Gottes gar nicht zu sprechen), durch die Gemeinschaft mit dem Gegenstände der Liebe innerhalb oder außerhalb der Ehe nicht nur nicht erreicht wird, sondern daß die Verliebung und die Liebesgemeinschaft (man mag noch so sehr bestrebt sein, in Prosa und Versen das Gegenteil zu beweisen) niemals die Erreichung des des Menschen würdigen Zieles erleichtert, sondern immer erschwert.

Das ist das fünfte.

Das ist nun das Wesentliche, was ich sagen wollte und in meiner Erzählung gesagt zu haben glaubte. Und es schien mir, daß man vielleicht darüber streiten kann – wie man das Übel, auf welches diese Gedanken hinwiesen, abschaffen sollte, daß aber die Richtigkeit derselben nicht in Frage gestellt werden könnte. Es schien mir, daß man diesen Grundgedanken zustimmen muß, erstens, weil sie mit dem Fortschritt der Menschheit, welcher sich von der Zügellosigkeit zur immer größeren Keuschheit entwickelt, sowie mit dem moralischen Bewußtsein, mit unserem Gewissen, das immer die Ausschweifung verdammt und die Keuschheit hochschätzt, übereinstimmen, und zweitens, weil diese Grundgedanken die unumgängliche Schlußfolgerung aus der Lehre des Evangeliums sind, die wir entweder bekennen oder jedenfalls unbewußt als die Grundlage unserer Vorstellungen von der Sittlichkeit anerkennen.

Es geschah aber etwas anderes.

Niemand hat zwar die Grundgedanken direkt bestritten, daß man vor und nach der Ehe nicht ausschweifen, daß man die Geburt des Kindes nicht künstlich verhindern, daß man nicht aus den Kindern ein Objekt des Genusses machen, und die Liebesgemeinschaft nicht als das Allerhöchste ansehen dürfe, – niemand mit einem Worte streitet darüber, daß die Keuschheit besser als die Ausschweifung ist. Man sagt aber: „Wenn die Ehelosigkeit besser ist als die Ehe, so ist es doch klar, daß die Menschen das thun dürfen, was besser ist. Werden aber die Menschen so handeln, so werde das menschliche Geschlecht zu Grunde gehen, die Vernichtung des

Menschen Geschlechts könne aber nicht das Ideal desselben sein.“ Doch abgesehen davon, daß die Vernichtung des menschlichen Geschlechtes kein neuer Begriff für die Menschen unserer Welt ist, sondern für die religiösen Menschen ein Glaubensdogma und für die wissenschaftlichen Menschen das unumgängliche Resultat ihrer Beobachtungen über die Temperaturerniedrigung der Sonne bildet, so liegt in diesem Einwand ein großes weit verbreitetes und altes Mißverständnis. Man sagt: „Wenn die Menschen das Ideal der vollständigen Keuschheit erreichen werden, werden sie vernichtet werden, und darum sei dieses Ideal ein falsches.“ Diejenigen aber, die so sprechen, verwechseln absichtlich oder unabsichtlich zwei verschiedene Dinge – die Vorschrift und das Ideal.

Die Keuschheit ist nicht eine Regel oder eine Vorschrift, sondern ein Ideal, oder vielmehr eine Bedingung desselben. Das Ideal ist aber nur dann ein Ideal, wenn die Verwirklichung desselben nur in der Idee, in dem Gedanken möglich ist, wenn es nur in der Unendlichkeit erreichbar ist, und wenn darum die Möglichkeit der Annäherung an dasselbe eine unendliche ist. Wenn das Ideal nicht nur erreichbar wäre, sondern wir uns die Verwirklichung desselben auch nur vorstellen könnten, so würde es ja aufhören, ein Ideal zu sein. Ein solches Ideal ist das Ideal Christi – die Herstellung des Gottesreiches auf Erden, das von den Propheten verkündete Ideal der Zeit oder des Zeitalters, wo die Menschen ihre Schwerter in Grabeisen umschmieden, wo der Löwe zusammen mit dem Lamm leben, und wo alle Wesen durch die Liebe vereinigt sein werden. Der ganze Sinn des menschlichen Lebens besteht in der Bewegung, in der Richtung nach diesem Ideal; das Streben nach dem christlichen Ideal in seiner Vollständigkeit, sowie nach der Keuschheit als einer Bedingung des Ideals, schließt nicht nur die Möglichkeit des Lebens nicht aus, sondern die Abwesenheit des christlichen Ideals würde vielmehr den Fortschritt und folglich auch die Möglichkeit des Lebens selbst vernichten.

Die Behauptung, daß das menschliche Geschlecht aufhören werde, wenn die Menschen mit allen Kräften nach Keuschheit streben werden, ist gleich derjenigen, daß das menschliche Geschlecht zu Grunde gehen werde, wenn die Menschen, anstatt des Kampfes ums Dasein mit allen Kräften die Verwirklichung der Liebe zu den Freunden, zu den Feinden, zu allen lebenden Wesen anstreben

werden. Solche Behauptungen rühren von der Unfähigkeit her, die zwei Arten der moralischen Anleitung unterscheiden zu können.

So wie es zwei Mittel giebt, um dem Reisenden den Weg anzuweisen, so giebt es auch zwei Mittel der moralischen Anleitung für den Menschen, der die Wahrheit sucht. Das eine Mittel besteht darin, daß man den Menschen auf die Gegenstände hinweist, welchen er begegnen wird, so daß er sich nach diesen Gegenständen richtet, das andere Mittel besteht darin, daß dem Menschen die Richtung durch den Kompaß, den er in sich trägt und durch den er immer seine Richtung – und darum jede Ablenkung – sieht, angewiesen wird.

Das erste Mittel der moralischen Anleitung ist das der äußeren Bestimmungen der Vorschriften: es werden dem Menschen bestimmte Merkmale der Handlungen angegeben, die er thun darf und die er nicht thun darf.

„Heilige den Sabbath, beschneide dich, stehle nicht, berausche dich nicht, töte kein Tier, gieb das Zehntel den Armen, wasche dich und bete fünfmal den Tag, bekreuzige dich, nimm das Abendmahl ein u. s. w.“ So lauten die Vorschriften der äußeren religiösen Lehren: der braminischen, buddhistischen, mohamedanischen, jüdischen und christlichen, welche unrechtmäßig die kirchliche genannt wird.

Das andere Mittel besteht darin, daß dem Menschen die von ihm niemals erreichbare Vollkommenheit, nach welcher der Mensch sich innerlich sehnt, angewiesen wird: dem Menschen wird das Ideal gezeigt, in Bezug auf welches er immer den Grad seiner Entfernung von demselben ersehen kann.

„Liebe deinen Gott mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele und deinem ganzen Verstehen, und liebe den Nächsten, wie dich selbst; seid vollkommen, so wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Das ist die Lehre Christi. Die Probe der Erfüllung der äußeren religiösen Lehren ist die Übereinstimmung der Handlungen mit den Bestimmungen dieser Lehren. Und diese Übereinstimmung ist möglich. Die Probe der Erfüllung der christlichen Lehre ist das Bewußtsein des Grades, in welchem die Handlung mit der idealen Vollkommenheit im Widerspruch ist. Der Grad der Annäherung ist nicht sichtbar: nur die Ablenkung von der Vollkommenheit ist sichtbar.

Der Mensch, welcher das äußere Gesetz erkennt, gleicht einem Menschen, der im Lichte einer an einen Pfeiler angehängten Laterne steht. Er steht im Lichte dieser Laterne, weiß aber trotz der Beleuchtung nicht, wohin weiter zu gehen. Der Mensch aber, welcher die Lehre Christi bekennt, gleicht einem Menschen, der auf einem mehr oder weniger langen Stab eine Laterne vor sich trägt: das Licht ist immer vor ihm und bewegt ihn immer dazu, ihm zu folgen, und eröffnet ihm immer einen neuen beleuchteten Raum, der ihn zu sich anlockt. Der Pharisäer dankt Gott dafür, daß er alles erfüllt, der reiche Jüngling hat auch alles von Kindheit an erfüllt und versteht nicht, was ihm fehlen mag. Anders können sie auch nicht denken, denn sie haben nichts vor sich, wonach sie noch weiter streben könnten. Das Zehntel ist abgegeben, der Sabbath gewahrt, die Eltern sind geehrt, der Ausschweifung, des Diebstahls, des Mordes haben sie sich nicht schuldig gemacht; was nun mehr? Für den Bekenner der christlichen Lehre aber ruft die Erreichung jeder Vollkommenheitsstufe das Bedürfnis hervor, eine höhere Stufe zu erklimmen, von welcher aus sich noch eine höhere eröffnet, und so geht es bis ins Unendliche. Der Bekenner der Lehre Christi ist immer in der Lage des ziellosen Wanderers. Er fühlt sich immer unvollkommen, indem er den zurückgelegten Weg hinter sich nicht sieht und nur noch den Weg vor sich sieht, den er noch machen muß.

Darin besteht der Unterschied zwischen der Lehre Christi und allen anderen religiösen Lehren, – ein Unterschied, der nicht in der Verschiedenheit der Forderungen, sondern in der Verschiedenheit der Art der Anleitung der Menschen enthalten ist. Christus gab keine Bestimmungen für das Leben, er schuf niemals Einrichtungen, er begründete auch nicht die Ehe. Die Menschen aber, welche die Besonderheit der Lehre Christi nicht verstehen, welche an die äußeren Lehren nicht gewohnt sind und sich ebenso gerecht zu fühlen wünschen, wie der Pharisäer, machten, im Gegensatz zum Geiste der christlichen Lehre, aus dem Buchstaben eine äußere Lehre von Vorschriften, welche die kirchliche christliche Lehre genannt wird, und diese Lehre setzten sie an die Stelle der wahren christlichen Lehre, des Ideals.

Die kirchlichen, sich christlich nennenden Lehren setzten an Stelle der Lehre des Ideals Christi äußere Bestimmungen und Regeln, die mit dem Geiste der Lehre in Widerspruch sind. Dies ge-

schah in Bezug auf die Obrigkeit, das Gericht, das Heer, die Kirche, den Gottesdienst, sowie auch die Ehe. Wiewohl Christus die Ehe niemals begründet, sondern sie eher verneint hatte, wenn man schon nach äußeren Bestimmungen suchen will („verlasse deine Frau und folge mir"), so erhoben doch die kirchlichen Lehren die Ehe zu einer christlichen Institution, d. h. sie bestimmten die äußeren Bedingungen, unter welchen die fleischliche Liebe für einen Christen vollständig gesetzlich sein könne.

Da in der wahren christlichen Lehre keine Grundlagen für die Institution der Ehe vorhanden sind, so geschieht es, daß die Menschen unserer Welt das eine Ufer verlassen, ohne aber das andere zu erlangen, d. h. einerseits an die kirchlichen Bestimmungen der Ehe nicht glauben, da doch diese Institution in der christlichen Lehre keine Grundlage hat, andererseits aber in Bezug auf die Ehe ohne jegliche Anleitung bleiben, indem sie das von der kirchlichen Lehre verdeckte Ideal der gänzlichen Keuschheit Christi nicht vor sich sehen. Daraus ergiebt sich jene sonderbare Erscheinung, daß bei den Juden, Mohammedanern, Lamaisten und allen anderen, welche religiöse Lehren von einem viel niederen Niveau bekennen als die christliche, aber im Besitz von genauen äußeren Bestimmungen über die Ehe sind, das Familienprinzip und die eheliche Treue eine viel stärkere Macht haben, als bei den sogenannten Christen.

Bei jenen ist die Vielweiberei und Vielmännerei üblich, die aber durch gewisse Grenzen bestimmt sind. Bei uns aber ist die vollständige Ausschweifung, die Kebsweiberei, Vielweiberei und Vielmännerei verbreitet, und zwar ohne jegliche Beschränkungen unter dem Mantel der angeblichen Einehe.

Nur weil die Geistlichkeit mit einem gewissen Teil der sich geschlechtlich Vereinigenden für Geld eine Ceremonie vornimmt, welche die kirchliche Ehe genannt wird, bilden sich die Menschen unserer Welt naiv oder heuchlerisch ein, daß sie in der Einehe leben. Eine christliche Ehe kann es nicht geben und gab es auch niemals, wie es keinen christlichen Gottesdienst (Matth. 6, 5–12; Joh. 4, 21), keine christlichen Lehrer und Väter (Matth. 23, 8–10), kein christliches Eigentum, kein christliches Heer, Gericht, keinen christlichen Staat gab.

So ist es auch immer von den Christen der ersten und nächstfolgenden Jahrhunderte verstanden worden.

Das Ideal der Christen ist die Liebe zu Gott und zum Nächsten, die Verleugnung seines Selbst für den Dienst Gottes und des Nächsten; die fleischliche Liebe aber, die Ehe, ist der Dienst seiner Selbst und ist darum jedenfalls ein Hindernis des Dienstes Gottes und der Menschen und vom christlichen Gesichtspunkt aus eine Sünde.

Das Eingehen der Ehe kann zum Dienste Gottes und der Menschen auch in dem Falle nicht beitragen, wenn die Ehegatten die Fortsetzung des menschlichen Geschlechts zum Zwecke hätten. Solche Menschen sollten, anstatt eine Ehe zur Erzeugung von Kinderleben einzugehen, vielmehr jene Millionen Kinderleben, die um uns herum aus Mangel nicht nur an geistiger, sondern sogar an materieller Nahrung zu Grunde gehen, zu erhalten und zu retten suchen. Ein Christ könnte nur unter dem Falle ohne das Bewußtsein der Sünde eine Ehe eingehen, wenn er wissen und sehen würde, daß alle existierenden Kinderleben versorgt sind.

Man kann die Lehre Christi, jene Lehre, von welcher unser ganzes Leben durchdrungen ist und auf welcher unsere ganze Sittlichkeit ruht, nicht acceptieren, hat man sie aber einmal acceptiert, so kann man nicht umhin, anzuerkennen, daß sie das Ideal der vollständigen Keuschheit aufstellt.

Im Evangelium heißt es klar und ohne die Möglichkeit irgend einer Umdeutung: Erstens, daß der verheiratete Mann seine Frau nicht verlassen darf, um eine andere zu nehmen, sondern mit seiner ersten Frau leben muß (Matth. 5, 31. 32; 19, 8); zweitens, daß es sündhaft ist, auf eine Frau als den Gegenstand des Genusses zu sehen (Matth. 5, 28 29) und drittens, daß es für den Unverheirateten besser ist, sich gar nicht zu verheiraten, d. h. vollständig keusch zu bleiben (Matth. 19, 10–12).

Vielen werden diese Gedanken sonderbar und sogar widerspruchsvoll erscheinen, und sie sind auch in der That widerspruchsvoll, aber nicht untereinander, sondern in Bezug auf unser ganzes Leben, so daß unwillkürlich ein Zweifel darüber entsteht, wer Recht habe, diese Gedanken oder das Leben von Millionen Menschen samt meinem eigenen. Dieses Gefühl empfand ich eben im stärksten Grade, als ich zu jenen Überzeugungen gelangte, die ich jetzt ausspreche: Keinesfalls erwartete ich, daß der Gang meiner Gedanken mich dazu bringen würde, wozu er mich wirklich gebracht hat. Ich erschrack vor meinen eigenen Schlußfolgerungen, wollte ihnen

nicht glauben, doch konnte ich nicht umhin, daran zu glauben. Und so sehr auch diese Schlußfolgerungen dem Bau unseres ganzen Lebens widersprechen, so sehr sie auch alledem widersprechen, was ich früher sagte und dachte, so muß ich sie doch anerkennen.

„Das sind aber nur allgemeine Überlegungen, die vielleicht auch richtig sind, aber nur noch auf die Lehre Christi Bezug haben und für die Bekenner derselben obligatorisch sind; das Leben ist aber Leben, und man kann nicht die Menschen in einer der brennendsten, allgemeinsten und die allergrößten Übel hervorrufenden Fragen ohne jegliche Anleitung lassen, indem man sie nur auf das unerreichbare Ideal Christi verweist."

„Der junge, leidenschaftliche Mensch wird sich zuerst für dieses Ideal begeistern, wird aber nicht aushalten, das Ideal aufgeben und, da er sonst keine Regeln kennt und anerkennt, der vollständigen Ausschweifung verfallen!"

So sprechen die Menschen gewöhnlich.

Das Ideal Christi ist unerreichbar und kann darum uns zur Anleitung im Leben nicht dienen. Man kann darüber sprechen, nachdenken, auf das Leben ist es aber unanwendbar und muß darum fallen gelassen werden.

Wir brauchen nicht ein Ideal, sondern eine Regel, eine Anleitung, welche unseren Kräften, dem mittleren Niveau der sittlichen Kräfte unserer Gesellschaft, angemessen wäre: die kirchliche treue Ehe, oder vielleicht eine nicht ganz treue Ehe, bei welcher einer der Ehegatten, wie bei uns der Mann, mit mehreren Frauen in Verkehr steht, oder vielleicht die Ehe mit dem Recht der Ehescheidung, oder wenigstens die Civilehe, oder (denselben Weg weiter herabsteigend) wenigstens die japanische Ehe für eine gewisse Zeitdauer. Folgerichtig könnte man auch bis zu den Freudenhäusern herabsinken: wird doch mehrfach verlautet, daß die Kasernierung der Prostitution besser sei, als die offene Straßenprostitution.

Das ist es ja eben: daß, sobald man wegen seiner eigenen Schwäche das Ideal zu erniedrigen wagt, man keine Grenze mehr finden kann, wo man stehen bleiben muß.

Diese Betrachtungsweise ist aber von vornherein eine falsche; es ist zu allererst falsch, daß das Ideal der unendlichen Vollkommenheit keine Anleitung für das Leben sein kann, und daß man es entweder, weil unerreichbar, zurückweisen, oder bis zu jenen Stufen

herabsetzen muß, auf welche unsere Schwäche zu sinken gewillt ist.

Es ist dies dasselbe, wie wenn der Seeschiffer sich sagen würde: „daß, da er doch nicht in der Richtung des Kompasses schwimmen kann, er lieber den Kompaß herauswerfen oder ihn nicht mehr beachten, d. h. das Ideal verleugnen, oder den Zeiger des Kompasses an der Stelle befestigen will, die in dem gegenwärtigen Augenblick dem Lauf seines Fahrzeuges entspricht, d. h. das Ideal auf die Stufe der eigenen Schwäche herabsetzen werde."

Das Ideal der Vollkommenheit, wie es Christus gelehrt, ist nicht ein Traum oder der Gegenstand rhetorischer Predigten, sondern die allernotwendigste, allen zugängliche Anleitung des sittlichen Lebens der Menschen, wie der Kompaß das unumgängliche und zugängliche Werkzeug des Seeschiffers ist. Man muß nur an das eine sowohl als auch an das andere glauben. In welcher Lage der Mensch auch sein mag, so genügt immer die Lehre des Ideals Christi, um die richtigste Anleitung für die Handlungen zu bekommen, die man thun darf oder nicht darf. Man muß aber an diese Lehre vollständig glauben und alle anderen Lehren zurückweisen, ebenso wie der Seeschiffer an den Kompaß glauben muß, und sich nicht mehr von dem leiten lassen darf, was er um sich herum sieht. Man muß sich von der christlichen Lehre leiten lassen können, wie man sich vom Kompaß leiten läßt. Dazu muß man aber seine Lage verstehen und es nicht fürchten, jegliche Ablenkung von der idealen Richtung mit Genauigkeit bestimmen zu können. Aus welcher Stufe der Mensch auch stehen mag, er hat immer die Möglichkeit der Annäherung an dieses Ideal, und keine Lage kann für ihn so geartet sein, daß er behaupten könnte, es erreicht zu haben, ohne die weitere Annäherung an dasselbe zu erstreben. Derart ist das Streben des Menschen nach dem christlichen Ideal im allgemeinen und nach dem Ideal der Keuschheit im besonderen. Stellt man sich in Bezug auf die Geschlechtsfrage die verschiedensten Lagen des Menschen von der unschuldigsten Kindheit an bis zur Ehe, in der die Enthaltsamkeit keinen Platz hat, vor, so wird die Lehre Christi mit ihrem Ideal der Keuschheit auf jeder Stufe zwischen diesen zwei Lagen immer zur klaren und bestimmten Anleitung dessen dienen, was der Mensch auf jeder dieser Stufen thun und lassen darf.

Was soll der reine Jüngling, die reine Jungfrau thun?

Sich vor allen Versuchungen rein bewahren und nach einer im-

mer größeren und größeren Keuschheit der Gedanken und Wünsche streben, um in der Lage zu sein, alle Kräfte dem Dienste Gottes und der Menschen zu widmen.

Was sollen ein Jüngling oder ein Mädchen thun, die den Versuchungen anheim gefallen, die in den Gedanken über die gegenstandslose Liebe oder die Liebe zu einer bestimmten Person umstrickt sind und darum einen gewissen Teil der Möglichkeit des Dienstes Gottes und der Menschen verloren haben?

Ganz dasselbe: sich vor dem Fallen hüten, da doch der Fehltritt von der Versuchung nicht befreien, sondern dieselbe noch steigern wird, und nach wie vor nach der immer größeren und größeren Keuschheit streben, um Gott und den Menschen vollständig dienen zu können.

Was sollen die Menschen thun, wenn sie den Kampf nicht auszustehen vermochten und gefallen sind?

Ihren Fehltritt nicht als einen gesetzlichen Genuß ansehen, wie man ihn jetzt ansieht, wenn er durch die Ceremonie der Ehe gerechtfertigt wird, nicht als einen zufälligen Genuß, den man mit andern wiederholen kann, nicht als ein Unglück, wenn dieser Fehltritt nicht standesgemäß und ohne die Kirchenceremonie geschehen ist, sondern diesen ersten Fehltritt als den einzigen, als den Eintritt in die unzerreißbare Ehe betrachten.

Dieser Eintritt in die Ehe bestimmt durch die Folge derselben, die Kindergeburt, für die Ehegatten eine neue beschränktere Form des Dienstes Gottes und der Menschen. Vor der Ehe konnte der Mensch unmittelbar in den verschiedensten Formen Gott und den Menschen dienen, die Ehe aber beschränkt das Gebiet seiner Thätigkeit und verlangt von ihm die Pflege und Erziehung seiner Nachkommenschaft, dieser künftigen Diener Gottes und der Menschen.

Was sollen der Mann und die Frau thun, die in der Ehe leben und jenen durch die Pflege und Erziehung ihrer Kinder eingeschränkten Dienst Gottes und der Menschen erfüllen?

Ganz dasselbe: Gemeinschaftlich nach der Befreiung von der Versuchung, nach der Selbstreinigung und nach dem Unterlassen der Sünde streben und die fleischliche Liebe durch das reine Verhältnis von Bruder und Schwester zu ersetzen suchen.

Es ist darum falsch, daß wir uns von dem Ideal Christi nicht leiten lassen können, weil es so hoch, vollkommen und unerreichbar

ist. Wir können uns nur deswegen von demselben nicht leiten lassen, weil wir uns selbst belügen und betrügen.

Wenn wir sagen, daß wir mehr realisierbare Vorschriften haben müssen, als das Ideal Christi, da wir sonst der Ausschweifung verfallen werden, ohne das Ideal Christi zu erreichen, so sagen wir nicht, daß das Ideal Christi für uns zu hoch ist, sondern nur, daß wir daran nicht glauben und unsere Handlungen nach diesem Ideal nicht bestimmen wollen.

Wenn wir sagen, daß wir nach dem ersten Fehltritt schon der Ausschweifung verfallen, so sagen wir ja nur dadurch, daß wir uns schon im voraus entschlossen haben, den Fehltritt nicht als eine Sünde, sondern als einen Genuß zu betrachten, den man nicht notwendig durch die sogenannte Ehe gutmachen muß. Würden wir aber einsehen, daß der Fehltritt eine Sünde ist, die durch die Unzerreißbarkeit der Ehe und die aus derselben sich ergebende Kindererziehung erlöst werden muß und kann, so würde der Fehltritt keineswegs die Ursache des Sinkens auf dem Wege der Ausschweifung sein.

Das ist ja dasselbe, als wenn der Landmann die Saat, die nicht geraten ist, für keine Saat halten, sondern nur noch jene Saat für die richtige Saat halten würde, die ihm Frucht trägt. Ein solcher Mensch würde offenbar viel Boden und Samen verderben, ohne jemals das Säen zu erlernen. Man braucht nur die Keuschheit als Ideal aufzustellen, man braucht sich nur zu der Ansicht zu bekehren, daß jeder Fehltritt die für das ganze Leben unzerreißbare Ehe bedeutet, und es wird nun klar werden, daß die von Christus gegebene Anleitung nicht nur genügend, sondern die einzig mögliche ist.

„Der Mensch ist schwach, man muß ihm Aufgaben nach seinen Kräften stellen“, sagten die Menschen. Das ist dasselbe, wie wenn jemand gesagt hätte: „Meine Hände sind schwach, und ich kann darum nicht eine gerade, d. h. die zwischen zwei Punkten kürzeste Linie ziehen: Um es mir zu erleichtern, will ich darum zum Muster für die gerade Linie eine krumme oder gebrochene Linie nehmen.“ Je schwächer meine Hand ist, desto vollkommener muß mein Muster sein.

Wenn wir einmal die christliche Lehre des Ideals erkannt haben, können wir nicht so thun, als ob wir es nicht kennen, und können es nicht durch äußere Bestimmungen ersetzen. Die christliche Lehre

des Ideals ist eben darum der Menschheit eröffnet, weil das Ideal sie in ihrem gegenwärtigen Lebensalter zu leiten vermag. Die Menschheit ist bereits aus der Periode der religiösen äußeren Bestimmungen herausgekommen, und niemand glaubt mehr an dieselben.

Die christliche Lehre des Ideals ist jene einzige Lehre, welche die Menschheit zu leiten vermag. Man kann und darf nicht das Ideal Christi durch äußere Regeln ersetzen, sondern muß dieses Ideal in seiner ganzen Reinheit fest vor sich halten und in erster Reihe daran glauben.

Dem Seeschiffer unweit vom Strande konnte man zurufen: „Halte dich an jene Erhöhung, an jenes Kap, an jenen Turm“ u. s. w.

Es kommt aber die Zeit, wo die Seeschiffer sich vom Strande entfernt haben, so daß sie sich nur nach den unerreichbaren Gestirnen und dem Kompaß richten können. Aber sowohl das eine wie das andere ist uns gegeben.

Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern

(Ob otnošenijach meždu polami, 1890)

Unter den Briefen, die ich aus den verschiedenen Orten aus Anlaß der „Kreutzersonate“ und des Nachwortes erhalten habe, und die nun alle beweisen, daß die Notwendigkeit der Veränderung unserer Ansicht über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern nicht von mir allein, sondern von den meisten denkenden Menschen erkannt worden ist, deren Stimmen nur darum ungehört bleiben, weil sie durch das Geschrei der Leute aus der Menge, die mit Hartnäckigkeit und Keckheit die gewöhnliche, ihre Leidenschaften fördernde Ordnung der Dinge zu verteidigen pflegen, übertönt werden, – unter diesen Briefen erhielt ich am 7. Oktober 1890 folgenden Brief mit einer Schrift unter dem Titel „Diana“.[3] Der Brief lautet wie folgt:

New-York, 7./10.1890.

„Wir haben das Vergnügen, Ihnen eine kleine Schrift unter dem Titel: ‚Diana. Ein psychophysiologischer Versuch über die geschlechtlichen Beziehungen der verheirateten Männer und Frauen‘ einzusenden und hoffen, daß Sie sie erhalten werden.

Seitdem Ihr Werk, die ‚Kreutzersonate‘, in Amerika erschienen ist, sagten viele: ‚Diana erfüllt, erklärt und ermöglicht die Theorien Tolstois.‘ Wir entschlossen uns darum. Ihnen diese Schrift zuzusenden, damit Sie es selbst beurteilen können.

Indem wir um die Erfüllung des Wunsches Eures Herzens flehen, verbleiben wir die Ihnen ergebenen

Burns Co.

Wir werden uns freuen, wenn Sie uns mit der Benachrichtigung über den Empfang der Schrift beehren werden.“

Vorher erhielt ich aus Frankreich einen Brief von Angèle Françoise samt einer Schrift derselben.

In ihrem Brief berichtete mir Frau Angèle von der Existenz zwei-

---

[3] Der vollständige Titel der Schrift ist: *Diana, a psycho-physiological essay on sexual relations for married men and women*. New-York.

er Gesellschaften, welche die Pflege der Reinheit des Geschlechtslebens zu ihrem Zwecke haben. Die eine Gesellschaft ist in England, die andere in Frankreich: *„Societé d'amur pur"*. [sic]

In dem Artikel der Frau Angèle sind dieselben Gedanken zum Ausdruck gebracht, wie in der Schrift „Diana", nur mit weniger Klarheit und Bestimmtheit und einer Schattierung von Mystizismus.

Die in der Schrift „Diana" ausgedrückten Gedanken haben zu ihrer Grundlage zwar nicht die christliche, sondern die heidnische, die platonische Weltanschauung, sind aber so neu und interessant und zeigen so offenbar die eingerissenen Ausschweifungen, sowohl im Junggesellenleben wie im Eheleben unserer Gesellschaft, daß es mir Bedürfnis ist, diese Gedanken meinen Lesern mitzuteilen.

Der Grundgedanke der Schrift, welche die Worte: „Und mögen beide zu einem Fleische sein" charakterisieren, ist folgender:

Der Unterschied in der Organisation des Mannes und der Frau ist nicht nur physiologischer, sondern auch geistiger Natur und giebt sich beim Manne durch die sogenannte Männlichkeit, beim Weibe durch die sogenannte Weiblichkeit kund. Die gegenseitige Liebe der Geschlechter gründet sich nicht nur auf das Streben zur physischen Gemeinschaft, sondern auch auf die gegenseitige Anziehung, welche diese entgegengesetzten Eigenschaften der Geschlechter auf einander ausüben: die Weiblichkeit auf den Mann und die Männlichkeit auf das Weib. Das eine Geschlecht sucht sich durch das andere zu ergänzen, und die Liebe der Geschlechter erzeugt das Streben sowohl zur physischen wie zur geistigen Gemeinschaft. Das Streben zur physischen und geistigen Gemeinschaft sind zwei Äußerungen einer und derselben Liebesquelle, welche sich untereinander in einer derartigen Abhängigkeit befinden, daß die Befriedigung der einen Bestrebung immer von der Abschwächung der anderen begleitet ist. Ist die Bestrebung zur geistigen Gemeinschaft erfüllt, so ist die Bestrebung zur physischen Gemeinschaft abgeschwächt oder ganz beseitigt, und umgekehrt schwächt die Befriedigung der physischen Liebe die geistige Liebe ab oder hebt sie ganz auf. Die Liebe unter den Geschlechtern ist darum nicht ausschließlich ein physisches Streben, das die Kindergeburt zur Folge hat, sondern ist die Liebe der verschiedenen Geschlechter zu einander, welche die Form der geistigen Gemeinschaft zum Zwecke der Hervorbringung von Gedanken, oder der tierischen Gemeinschaft zum Zwecke der

Kindererzeugung, oder auch die Form aller verschiedenen Stufen zwischen ihnen annehmen kann. Die Frage darüber, auf welcher dieser Stufen die Annäherung der verschiedenen Geschlechter stehen bleibt, wird dadurch entschieden, welche Art von Gemeinschaft die Vereinigten für den gegenwärtigen Augenblick oder für immer als gut und darum als wünschenswert ansehen. Als eine merkwürdige Illustration dafür, bis zu welchem Grade der Verkehr zwischen den Geschlechtern der Vorstellung unterworfen ist, was als gut, sittlich und wünschenswert gilt, dient die überraschende Sitte der Brautzeit in Kleinrußland, welche darin besteht, daß die verlobten Jünglinge jahrelang die Nächte zusammen mit ihren Bräuten zubringen, ohne die Jungferschaft derselben anzutasten.

Die vollständige Befriedigung für die einzelnen Ehegatten bringt jene Stufe, welche diese Personen für gut, sittlich und darum für wünschenswert halten, und hängt demnach von ihrer persönlichen Auffassung ab. Doch auch objektiv, an und für sich, muß die eine Stufe der Gemeinschaft mehr Befriedigung bieten, als die andere. Welche Gemeinschaft giebt nun an und für sich die größtmögliche Befriedigung, unabhängig von der persönlichen Auffassung der sich Vereinigenden: diejenige der geistigen Gemeinschaft, oder diejenige der Ehe, die nach der Ansicht des Verfassers nicht notwendig eine physische Gemeinschaft, sondern auch eine geistige sein kann? Je nach den Bedingungen und dem Temperament, hauptsächlich aber je nachdem, was die sich Vereinigenden für sittlich, gut und wünschenswert halten, wird bei den Einen die Ehe der geistigen, bei den Anderen der physischen Gemeinschaft näher kommen. Je mehr aber die Gemeinschaft sich einer geistigen Gemeinschaft nähert, desto voller ist die Befriedigung.

Da der Verfasser zugiebt, daß dieselben Geschlechtstriebe zur geistigen Gemeinschaft sowohl, wie auch zur physischen führen können, und daß die eine Thätigkeit in die andere in Abhängigkeit von dem Bewußtsein übergeht, so leugnet er freilich nicht nur die Unmöglichkeit der Enthaltsamkeit, sondern hält sie für die natürliche und notwendige Bedingung der vernünftigen Geschlechtshygiene sowohl innerhalb wie außerhalb der Ehe.

Der ganze Artikel ist mit Beispielen und Illustrationen reich ausgestattet, ebenso wie mit physiologischen Thatsachen über die Prozesse des Geschlechtslebens, ihrer Rückwirkung auf den Organis-

mus, sowie die Möglichkeit ihrer bewußten Richtung nach dem Wege der Liebe oder der Kindererzeugung. Zur Bestätigung seines Gedankens führt der Verfasser die Worte Herbert Spencers an: „Wenn irgend ein Gesetz zum Wohl des menschlichen Geschlechts dient, so wird sich ihm die menschliche Natur unbedingt unterwerfen, so daß die Unterwerfung für den Menschen eine freudige werden wird."

Darum, sagt der Verfasser, dürfen wir uns nicht so sehr auf die üblichen Gewohnheiten und die uns umgebenden Bedingungen verlassen, sondern dürfen nur das im Auge haben, was der Mensch jetzt sein soll und in der ihm bevorstehenden, glänzenden Zukunft werden kann.

Das Wesentliche aller seiner Ausführungen faßt der Verfasser wie folgt zusammen: Die Grundtheorie der „Diana" ist die, daß die Beziehungen zwischen den Geschlechtern zwei Funktionen haben: die der Kindererzeugung und die der Liebe, und daß die Geschlechtskraft, insofern kein bewußter Wunsch, Kinder zu erzeugen, vorhanden ist, immer nur auf den Weg der Liebe gerichtet werden muß. Die Form, welche diese Kraft annimmt, hängt von der Vernunft und der Gewohnheit ab. Je mehr nun die Vernunft, mit den hier auseinandergesetzten Prinzipien in Einklang gebracht, angemessene Gewohnheiten hervorbringen wird, desto eher werden die Menschen von vielen Leiden und der Befriedigung ihrer Geschlechtstriebe befreit werden.

Am Schluß des Werkes ist ein hervorragender „Brief an die Eltern und Lehrer" von Else Burns abgedruckt. Wiewohl nun dieser Brief von Gegenständen handelt, die für unanständig gelten (indem er die Dinge bei ihrem Namen nennt, wie man es auch anders nicht thun kann), so kann er doch einen solchen heilvollen Einfluß auf die unglückliche Jugend haben, die an Exzeßen und Unnatürlichkeiten leidet, daß die Verbreitung dieses Briefes unter den erwachsenen Männern, die ihre besten Kräfte und ihr Heil umsonst zu Grunde richten, namentlich aber unter den armen Knaben, die wegen ihrer Unkenntnis dieser Dinge verloren gehen, – daß die Verbreitung dieses Briefes in Familien, Schulen, Gymnasien, besonders aber geschlossenen Anstalten, eine wahre Wohlthat wäre.

14. Oktober 1890.

[Illustrationsseite]

Gräfin Sofja Andrejewna Tolstaja (1844-1919) beantwortete die sexual- und ehefeindlichen Ausführungen ihres Gatten, besonders das Werk „Die Kreutzersonate“ (Erstveröffentlichung 1890), mit einem eigenen Roman *„Tschja wina*?*“* (1893), den sie u. a. aus Rücksicht auf den weltberühmten Dichter zu Lebzeiten nicht veröffentlichte (hier im Bild die zweite Auflage der zuerst 2008 erschienenen deutschen Übersetzung von Alfred Frank und Ursula Keller).

Über den Geschlechtsverkehr drückte ich meine Ansicht, soweit ich es vermochte, in dem Nachwort zur „Kreutzersonate“ aus. Die ganze Frage wird durch ein Wort entschieden: der Mensch muß immer, in allen seinen Lagen, verheiratet oder unverheiratet, nach Möglichkeit keusch sein, wie es Christus und nach ihm Paulus ausgesprochen haben. Wenn er so enthaltsam sein kann, um ein Weib gar nicht zu berühren, so ist es das beste, was er thun kann. Kann er sich aber nicht enthalten, so muß er sich so selten als möglich dieser Schwäche hingeben, nicht aber den Geschlechtsverkehr als eine *„jouissance“* ansehen. Ich denke, daß jeder aufrichtige und ernste Mensch die Sache nicht anders betrachten kann, und daß alle derartigen Menschen darüber übereinstimmen.

———

Vor mir liegt ein Brief vom Herausgeber des *„Adult“* über die freie Liebe. Wenn ich Zeit hätte, würde ich gern darüber etwas schreiben. Wahrscheinlich werde ich es auch thun. Ich möchte hauptsächlich zeigen, daß es dabei nur darauf ankommt, sich einen möglichst großen Genuß zu sichern, ohne an die Folgen zu denken. Außerdem predigen sie, was da bereits da ist und sehr schlecht ist. Warum sollte nun die Abwesenheit des äußeren *restreint* die ganze Sache besser machen. Ich bin freilich gegen jede Reglementierung und für die volle Freiheit. Das Ideal aber ist die Keuschheit und nicht der Genuß.

———

Alle Übel, die durch den Geschlechtsverkehr hervorgerufen werden, rühren davon her, daß wir den Geschlechtstrieb mit dem geistigen Leben, ja mit der Liebe verwechseln. Wir verwenden die Vernunft nicht darauf, um diese Leidenschaft zu verurteilen und zu beschränken, sondern um sie zu beschönigen und zu begeistigen.

Les extrêmes se touchent. Es erscheint sehr materiell, alle Beziehun-

gen zwischen den Geschlechtern der geschlechtlichen Begierde zuzuschreiben, und es ist dies umgekehrt sehr ideell, wenn aus dem Gebiete des Geistigen alles das ausgeschlossen wird, was zu ihm nicht gehört, um es hochschätzen zu können.

Die Leidenschaft, diese Quelle der größten Übel, erniedrigen wir nicht, zähmen wir nicht, sondern entflammen sie auf jegliche Weise und klagen nachher, daß wir leiden.

Wenn die Frau sich putzt, entflammt sie sich selbst durch die Geschlechtsbegierde. Sogar wenn sie andere putzt, lebt sie in der Einbildungsatmosphäre der Wollust. Darum hat der Putz eine solche Macht über die Frauen.

Buhler ist kein Schimpfwort, sondern bedeutet einen Zustand, einen Zustand der Unruhe, der Neugier und der Sucht nach Neuem (wie der Säufer), welches aus der Liebesgemeinschaft nicht mit einer Frau, sondern mit vielen, des Genusses wegen zu erwarten steht. Man kann sich wohl enthalten, – der Säufer und der Buhler fallen aber bei der ersten Anwandlung der Schwäche.

Im Kampf mit der Versuchung schwächt uns der Umstand ab, daß wir uns von vornherein eine Aufgabe stellen, deren Erfüllung nicht in unserer Macht liegt. Wie der Mönch sagen wir uns im voraus: Ich verspreche keusch zu sein, worunter ich die äußere Keuschheit verstehe. Das ist aber erstens unmöglich, weil wir die Bedingungen, in die wir gebracht werden können, im voraus nicht sehen, und zweitens schlecht, weil wir dadurch der größtmöglichen Keuschheit nicht näher kommen, sondern umgekehrt.

Manche beschließen im voraus, daß die Aufgabe in der Wahrung der äußeren Keuschheit besteht und gehen von der Welt weg. Sie meiden die Frauen, wie die Mönche, oder beschneiden sich und vernachlässigen das Allerwichtigste, den inneren Kampf gegen die

Versuchungen der Welt. Es ist dies dasselbe, als wenn ein Krieger sagen würde, daß er nur unter der Bedingung des sicheren Sieges in den Krieg ziehen werde. Ein solcher Krieger wird sich von den wirklichen Feinden fern halten müssen und nur noch mit den eingebildeten Feinden kämpfen. Ein solcher Krieger wird niemals das Kriegshandwerk lernen und immer schlecht sein.

Außerdem ist ein solches Vorhaben, keusch zu bleiben, sowie die Hoffnung, mitunter gar die Zuversicht dasselbe zu erfüllen, noch darum unvorteilhaft, weil jede Versuchung, welcher der Mensch anheim fällt, und noch mehr jeder Fehltritt, sofort alles vernichten und Zweifel an der Möglichkeit, ja sogar der Gesetzlichkeit des Kampfes hervorrufen. „So kann man also nicht keusch sein, und ich habe mir eine falsche Aufgabe gestellt." Dann giebt sich freilich der Mensch ganz der Wollust hin und versinkt in derselben. Es ist dies dasselbe, wie der Krieger mit dem Amulette, das ihn in seiner Einbildung vor Tod oder Verwundung schützt. Ein solcher Krieger verliert den letzten Mut und flieht bei der leichtesten Verwundung.

Es kann nur eine Aufgabe geben: die Erreichung der nach meinem Charakter, Temperament, den Bedingungen der Vergangenheit und Zukunft größtmöglichen Keuschheit, und zwar nicht vor den Menschen, die es nicht wissen, womit ich zu kämpfen habe, sondern vor mir selbst und Gott. Nichts stört und hemmt alsdann die Bewegung und die Versuchung, ja sogar der Fehltritt führt zu einem ewigen Ziel der Entfernung vom Tier und der Annäherung an Gott.

Die christliche Lehre bestimmt nicht die Lebensformen, sondern giebt in allen Lagen des Menschen das Ideal, die Richtung an. Dasselbe ist auch bei der Geschlechtsfrage der Fall. Die Menschen des unchristlichen Geistes aber wollen überall eine Bestimmung der Form haben. Für sie ist die kirchliche Ehe ausgesonnen worden, die nichts christliches an sich hat. Man darf aber in dem Geschlechtsverkehr, ebenso wie in allen anderen Lagen, das Ideal nicht herabsetzen oder schmälern. Das thaten aber die Kirchenmänner in Bezug auf die Ehe.

Wegen des Unverständnisses des Geistes des Christentums werden die Menschen gewöhnlich in Christen und Nichtchristen eingeteilt. Die roheste Einteilung besteht darin, daß man nur die Getauften für Christen hält. Aber auch die minder rohe Einteilung, wonach der treue Familienvater, der Nichtmörder, Christ genannt wird im Gegensatz zu denjenigen, die anders leben, ist ebenfalls falsch. Im Christentum gießt es keinen Strich, welcher den Christen von den Nichtchristen scheidet. Es giebt ein Licht, ein Ideal, einen Christus, und es giebt eine Finsternis, ein Tier, und es giebt eine Bewegung im Namen Christi und zu Christus auf diesem Weg.

Ebenso ist in Bezug auf die Geschlechter das Ideal die vollständige Keuschheit. Der Mensch, welcher Gott dient, kann sich ebenso wenig verheiraten wollen, wie etwa Wasser trinken; doch giebt es auf dem Wege zur Keuschheit verschiedene Stufen. Denjenigen, die aber auf die Frage, ob sie heiraten sollen, eine Antwort haben wollen, kann man sagen, daß, wenn sie das Ideal der Keuschheit nicht haben, sie dieses Ideal auf dem unkeuschen Wege der Ehe erreichen mögen.

Der Kampf ist das Leben. Er ist einzig und allein das Leben. Hier giebt es keine Rast. Das Ideal ist immer vor uns, und ich bin niemals ruhig, solange ich mich nicht in der Richtung nach ihm bewege, ohne es unbedingt erreichen zu müssen.

Ebenso ist es mit dem Ideal der Ehelosigkeit. Nicht die Sättigung des physischen Gefühls wird mich befriedigen, indem sie für einen Augenblick die Wollust stillen wird, ebenso wenig wie die Sättigung aller Hungrigen um mich herum mich befriedigen kann. Befriedigen wird mich nur die klare Anschauung des Ideals in seiner ganzen Größe, die ebensolche klare Anschauung der eigenen Schwäche in ihrer ganzen Entfernung vom Ideal, sowie das Streben nach dem Ideal. Nur dies kann mich befriedigen, nicht aber wenn ich mich in eine solche Lage stelle, in welcher ich den Unterschied zwischen meiner Lage und der Anforderung des Ideals nicht sehen kann.

Der Kampf gegen die geschlechtliche Wollust ist der schwerste Kampf, und es giebt keine Lage und kein Alter mit Ausnahme des Kindes und des tiefsten Greisenalters, wo der Mensch von diesem Kampfe frei wäre. Man soll darum diesen Kampf nicht fürchten und nicht hoffen, daß man in eine Lage geraten werde, wo dieser Kampf aufhören werde, sondern immer alle Maßregeln anwenden, welche den Feind schwächen; alle Reizmittel meiden, und immer danach streben, beschäftigt zu sein. Das ist das eine. Das andere ist Folgendes: wenn du fühlst, daß du den Kampf nicht bewältigen kannst, so verheirate dich, und wenn du fallen mußt, so falle nur mit dieser deiner Frau und erziehe mit ihr die Nachkommenschaft und strebe danach, daß du zusammen mit ihr je eher desto besser, zur Keuschheit gelangest. Andere Mittel kenne ich nicht. Um aber in der Lage zu sein, das eine Mittel sowohl, wie das andere mit Erfolg anzuwenden, muß man seinen Bund mit Gott stärker knüpfen, eingedenk sein, daß man von Ihm gekommen ist und zu Ihm zurückkehrt, und das Ziel dieses ganzen Lebens nur in der Erfüllung seines Lebens besteht. Je mehr du Seiner eingedenk sein wirst, desto mehr wird Er dir helfen.

Noch eins: verzaget nicht, wenn Ihr gefallen seid, denket nicht, daß Ihr verloren seid und daß Ihr Euch nicht mehr zu schützen braucht, sondern noch mehr sinken könnet. Im Gegenteil, wenn Ihr gefallen seid, so kämpfet mit um so größerer Energie weiter.

Die Anfälle der geschlechtlichen Wollust erzeugen eine Verwirrung der Gedanken. Die ganze Welt verfinstert sich; das Verhältnis zur Welt geht verloren. Nur noch Zufälligkeit, Finsternis, Ohnmacht bleiben übrig.

Du Armer, viel hast du von dieser furchtbaren Leidenschaft gelitten, namentlich wenn sie zügellos ist. Ich weiß, wie sie alles verdeckt, alles für eine Zeit vernichtet, womit das Herz und die Vernunft lebten. Die einzige Rettung von ihr ist das Bewußtsein, daß es ein Traum, eine Verfinsterung ist, die vorüber gehen wird, so daß der

Mensch zu seinem wahren Leben, zu jenem Ort zurückkehren wird, wo sie ihn gepackt hat. Dessen kann man sich auch in den Minuten ihrer Herrschaft bewußt sein. Möge Dir Gott helfen.

Du sollst niemals vergessen, daß Du niemals keusch warst, und es auch niemals sein wirst, sondern daß Du Dich nur auf einer gewissen Stufe der Annäherung zu dieser Keuschheit befindest. In den Momenten der Versuchung, ja sogar des Fallens sollst Du nicht vergessen, wonach Du strebst, und Dir immer sagen: ich falle, doch hasse ich das Fallen und weiß wohl, daß, wenn nicht jetzt, so doch später, der Sieg mein sein wird.

Der Mensch soll sich nicht die Keuschheit zur Aufgabe stellen, sondern die Annäherung zu derselben. Keusch kann der lebendige Mensch, streng genommen, niemals sein. Er kann nur zur Keuschheit streben, weil er eben nicht keusch, sondern wollüstig ist. Wenn der Mensch nicht keusch wäre, so würde er auch nicht den Begriff der Keuschheit haben. Der Fehler besteht darin, daß man sich die Keuschheit zur Aufgabe stellt, nicht aber das Streben zur Keuschheit, daß man nicht von der inneren Erkenntnis durchdrungen ist, daß die Keuschheit vor der Ausschweifung, die größere Reinheit vor der geringeren den Vorzug hat.

Das ist ein sehr großer Fehler. Für den Menschen, der sich den äußeren Zustand der Keuschheit zur Aufgabe gestellt, bedeutet die Abweichung von diesem äußeren Zustande das vollständige Verderben und das Aufhören der Möglichkeit jeglichen Thuns und Lebens. Der Mensch aber, der sich nur das Streben zur Keuschheit zur Aufgabe gestellt, kennt kein Fallen, kein Aufhören der Thätigkeit. Die Versuchungen und das Fallen lähmen nicht sein Streben zur Keuschheit, sondern machen es mitunter noch stärker.

Wenn die Menschen kein anderes Heil kennen, als den persönlichen Genuß, so erscheint ihnen die Liebe als eine Erhöhung; haben sie aber das Gefühl der Liebe zu Gott und zum Nächsten empfunden, so können sie nicht umhin, auf dieses Gefühl der Verliebtheit

von oben herab zu sehen und es als ein Gefühl zu betrachten, von welchem man sich befreien möchte. Wenn Sie nun sagen, daß Ihre Liebe zu ihr sie rein erhält, so ist es für die Frau beleidigend. Jeder Mensch, namentlich aber der Christ, soll das Werkzeug der geistigen Einwirkung, nicht aber der physischen sein. Wahret die Reinheit selbst durch Eure eigenen Kräfte, die Liebe spendet aber frei und rein von allen Vorteilen. Tauschet nicht Gott gegen den Menschen.

Gott wird Euch unvergleichlich mehr geben und noch die Liebe der betreffenden Menschen als Zugabe dazu. Sie schreiben, daß man sie retten muß. Ich weiß wirklich nicht, wovor! Warum und worin bemitleiden Sie sie? Christus sagte es und Paulus bestätigte es, und unsere Vernunft bestätigt es jetzt, daß, wer keusch bleiben kann, es bleibe, und wer es nicht kann, sich verheirate. Verheiraten kann man sich nur so wie alle Menschen. Wenn wir auch den Zeremonien der Eheschließung keine Bedeutung zuschreiben, so können wir doch die Ehe selbst nicht anders auffassen, als wie sie von der ganzen Welt aufgefaßt wird.

Die Ehe aber war und wird immer das Produkt der gegenseitigen Liebe sein. Wo diese Liebe fehlt, ist Ehe als Ehe eine schlechte Handlung.

Ich verstehe, wie es mir scheint, Sie beide und möchte gern Ihnen damit helfen, daß ich aus Ihrem Verhältnis alles das entferne, was in ihm qualvoll und stürmisch ist, und alles das lasse, was es an Gutem und Freudigem in sich enthält. Sie hat vollständig recht, wenn sie sagt, daß die ausschließliche Liebe nicht nur keine Liebe zu Gott, sondern der Liebe zu Gott hinderlich ist. Die ausschließliche Liebe aber ist eine Thatsache, und eine so unzweifelhafte Thatsache, daß man mit ihr ebenso rechnen muß, wie mit der Anwesenheit des Körpers und der Eigenschaften des Charakters. Man muß dieser einmal bestehenden Thatsache alles Gute nehmen und alles Schlechte aus derselben ausscheiden. Das Gute ist das Bewußtsein, daß man geliebt wird, aber nicht selbstsüchtig, sondern um sich gegenseitig im Dienste Gottes zu helfen. Das ist eine Freude. Damit aber die Liebe eine Freude sei, muß man sie (darin aber sündigen Sie), von allen

seinen ausschließlichen Ansprüchen, von der Eifersucht sterilisieren. Mein praktischer Vorschlag ist: Grübelt nicht in Euren Gefühlen, teilet nicht einander alles mit (das ist nicht Verschlossenheit, sondern Enthaltsamkeit), sondern schreibet von Euch selbst, von der allgemeinen Sache. Daß Sie aber sie lieben und sie Sie, das wissen Sie ja beide und kennen darum alle Motive Ihrer Handlungen und Worte. Es giebt eine Grenze Lei der Mitteilung der Gefühle, die man nicht überschreiten soll; Sie haben sie aber überschritten. Außerhalb dieser Grenze ist jede Mitteilung der Gefühle nicht mehr eine Freude, sondern eine Last.

Nutzen Sie jene Freude der Liebe aus, die Ihnen Gott gegeben, ohne aber zu vergessen, daß es Liebe, d. h. das Wünschen des Heils nicht für sich, sondern für den andern ist. Sobald es aber wirkliche Liebe sein wird, d. h. das Wünschen des Heils für sie, so wird auch alles das verschwinden, was in diesem Gefühl für Sie sowohl als auch für sie qualvoll ist.

Die Liebe kann nicht schädlich sein, nur muß sie Liebe sein, nicht aber der Wolf der Selbstsucht im Schafspelz der Liebe. Man muß sich nur fragen: Bin ich bereit für sein, für ihr Heil, ihn, sie niemals zu sehen, jeden Verkehr mit ihm, mit ihr abzubrechen? Wenn das nicht der Fall ist, so ist es ein Wolf, den man schlagen und töten muß. Ich kenne Ihre religiöse und liebende Seele und bin darum sicher, daß Sie den Wolf besiegen werden, wenn er da ist.

Ja, man kann nicht alle gleich lieben. Es ist ein großes Glück. – Einen wenigstens besonders lieb zu gewinnen, aber nur ihn, sie, nicht aber sich selbst, den eigenen Genuß.

Ich dachte häufig über das Verliebtsein nach und konnte ihm nicht Ort und Bedeutung anweisen. Jetzt sind sie mir aber vollständig klar und bestimmt: Das Verliebtsein soll den Kampf zwischen Wollust und der Keuschheit erleichtern. Bei den Jünglingen, welche die vollständige Keuschheit nicht erlangen können, soll das Verliebtsein der Ehe vorangehen und die Jünglinge in den kritischen Jahren, von 16 bis 20, und noch später, von dem qualvollen Kampfe erlösen. Hier ist das Verliebtsein am Orte. Dringt es aber in das Leben der Menschen nach der Ehe ein, so ist es unstatthaft und ekelhaft.

Man streitet darüber, ob das Verliebtsein gut sei. Für mich ist die Entscheidung klar.

Führt der Mensch bereits ein menschliches, geistiges Leben, so ist das Verliebtsein, die Liebe, die Ehe für ihn ein Niedergang; einen Teil seiner Kräfte wird er seiner Frau, seiner Familie oder wenigstens dem Gegenstande seines Verliebtseins widmen müssen. Wenn er aber auf der Stufe des Tieres steht, ißt, arbeitet, dient, schreibt, spielt, so ist das Verliebtsein für ihn eine Erhöhung, ebenso wie für die Tiere und Insekten.

Ich glaube nicht, daß Sie einer Annäherung an die Frauen, einer besonderen, geistigen Gemeinschaft mit denselben bedürfen. Die Gemeinschaft mit ihnen ist nur dann gut und freudig, wenn man sie ihrem Geschlechte nach im Bewußtsein nicht von allen andern Menschen unterscheidet.

Mir scheint es, daß Sie am meisten die Arbeit brauchen, die Arbeit, welche alle Ihre Kräfte in Anspruch nehmen sollte.

Die Schrift von Frau Stockhame *„Das schöpferische Leben"* hat mir besonders gefallen. Sie sagt da, daß, wenn bei dem Menschen außer seinen gewöhnlichen Verrichtungen noch das Geschlechtsbedürfnis entsteht, er wissen muß, daß es ein schöpferisches Bedürfnis ist, deren niedrigste Äußerungsform die Wollust ist; es ist das ein schöpferisches Bedürfnis, und es ist dies nur die Sache des Willens und Strebens, daß wir es in eine andere physische, oder noch besser geistige Thätigkeit verwandeln.

Ich denke, daß es wirklich eine Kraft ist, die an dem Gotteswerk der Gründung eines Gottesreiches auf Erden teilnimmt; bei dem Geschlechtsakt ist es die Übertragung der Möglichkeit der Teilnahme an dem Gotteswerk auf die Kinder, bei der Enthaltsamkeit und der direkten Thätigkeit im Dienste Gottes ist es die höchste Äußerung des Lebens. Der Übergang ist schwer, ist aber möglich und wird vor unseren Augen von Hunderten und tausenden Menschen vollzogen.

Bewältiget Ihr es, so ist es gut, bewältiget Ihr es nicht, so verhei-

ratet Euch, es ist alsdann nicht so gut, aber auch nicht schlecht.

Schlecht ist es, wie Paulus sagt, wenn man sich erhitzt, dieses Gift in sich trägt, es mit seinem ganzen Blut aufsaugt.

Glauben Sie nicht daran, daß in der Annäherung an die Frauen etwas besonders Gutes, Sanftes enthalten ist. Das ist alles nur die Täuschung der Wollust. In der Annäherung an die Frau wie an jeden Menschen liegt viel Freudiges, aber nichts besonders Freudiges; es ist dies nur eine Täuschung der Sinnlichkeit.

Sie fragen, welches Mittel es zum Kampfe gegen die Leidenschaft giebt? Unter den kleinen Mitteln, wie die Arbeit, das Fasten u.s.w., ist das wirksamste Mittel die Armut, der Mangel an Geld, das arme äußere Aussehen, eine solche Lage, bei welcher es offenbar ist, daß man für keine Frau verlockend sein kann. Das Hauptmittel aber, das ich kenne, ist der unaufhörliche Kampf, das Bewußtsein, daß der Kampf nicht ein zufälliger zeitlicher Zustand, sondern eine beständige, unveränderliche Lebensbedingung ist.

Sie fragen mich über die Kastraten, ob sie schlechte Menschen sind oder ob sie umgekehrt das Evangelium, Matth. 19, 12, richtig verstehen, auf Grund dessen sie sich kastrieren.

Auf diese erste Frage antworte ich Ihnen, daß es überhaupt keine schlechten Menschen giebt, und daß alle Menschen die Kinder eines Vaters und daß alle Brüder und gleich sind, und keiner besser oder schlechter als der andere ist. Nach dem aber, was ich von den Kastraten gehört, so führen sie ein sittliches und arbeitsames Leben. Auf die zweite Frage aber, ob sie das Evangelium richtig verstehen, antworte ich Ihnen mit vollständiger Sicherheit, daß sie es falsch verstehen, und daß, wenn sie sich kastrieren, sie Handlungen begehen, die dem wahren Christentum widersprechen. Christus predigte Keuschheit, aber nur wenn sie durch die Anstrengung des Willens erreicht wird, nicht aber durch die Unmöglichkeit der Sünde. Es ist dies dasselbe, als wenn ein Mensch sich eine Magenkrankheit zuziehen möchte, um sich nicht zu überessen, oder sich die Hände bin-

den, um sich nicht zu schlagen, oder sich die Zunge ausschneiden würde, um nicht zu schimpfen. Gott schuf den Menschen wie er ist, hauchte in seinen fleischlichen Körper die göttliche Seele ein, damit diese Seele die Begierden des Körpers besiege. Der Mensch soll darum nicht seinen Körper entarten und das Werk Gottes besser machen wollen.

Wenn die Menschen zur Geschlechtsgemeinschaft hingezogen werden, so geschieht es dazu, damit die Vollkommenheit, die die eine Generation nicht erreicht, von der nächsten Generation erreicht werde. Die Vernünftigkeit Gottes ist in dieser Beziehung staunenswert. Dem Menschen ist die Vollkommenheit vorgeschrieben: „Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel." Das Wahrzeichen der Vollkommenheit ist die Keuschheit, die wahre Keuschheit, nicht nur in den Handlungen, sondern auch in der Seele, d. h. die vollständige Befreiung von jeglicher Wollust; würden die Menschen die Vollkommenheit erreichen und keusch werden, so würde das menschliche Geschlecht aufhören und keinen Existenzzweck auf Erden mehr haben, denn die Menschen würden sich in Engel verwandeln, sich nicht verheiraten, wie es im Evangelium heißt. Solange aber die Menschen die Vollkommenheit nicht erreicht haben, zeugen sie eine Nachkommenschaft, die sich immer mehr und mehr vervollkommnet. Wenn aber die Menschen so handeln würden, wie die Kastraten, so würde das menschliche Geschlecht aufhören und die Vollkommenheit nicht erreichen, d. h. den Willen Gottes nicht erfüllen.

Das ist der eine Grund, warum ich glaube, daß die Kastraten unrichtig handeln. Der andere Grund ist der, daß die evangelische Lehre den Menschen das Heil bringt und Christus sagt: „Mein Joch ist sanft und meine Last" und daß Christus jegliche Gewaltthätigkeit verbietet. Die Beibringung von Wunden und Leiden nicht nur Andern, sondern sich selbst ist eine Verletzung des christlichen Gesetzes.

Der dritte Grund liegt darin, daß die Kastraten den Vers 12 des Kapitels 19 des Matthäus unrichtig deuten.

Im Kapitel 19 ist von der Ehe die Rede; Christus aber erlaubt die Ehe und verbietet die Scheidung, d. h. den Wechsel der Frauen.

Christus verlangt auch in der Ehe die grösstmögliche Keuschheit, daß die Menschen sich an eine Frau halten. Als die Schüler zu ihm aber sagten, daß es sehr schwer sei, mit einer Frau auszukom-

men, gab er ihnen zur Antwort, daß zwar nicht alle sich so enthalten können, wie die geborenen Kastraten oder Eunuchen, daß es aber Menschen giebt, die sich selbst für das himmlische Reich zu Kastraten gemacht, d. h. durch den Geist das Fleisch besiegt haben, und daß man so wie sie sein muß. Daß man darunter den geistigen Sieg über das Fleisch, nicht aber die körperliche Kastrierung verstehen muß, ist daraus zu ersehen, daß es im Evangelium bei der körperlichen Kastrierung überall heißt: von den Menschen kastriert, bei dem Siege des Geistes über das Fleisch: die sich selbst zu Kastrierten gemacht haben.

So denke ich und so verstehe ich den Vers 12, ich muß aber hinzufügen, daß, wenn Ihnen auch meine Deutung des Buchstabens nicht überzeugend genug erscheint. Sie doch immer bedenken müssen, daß nur noch der Geist lebendig macht. Die unfreiwillige und auch freiwillige Kastrierung ist dem ganzen Geiste der christlichen Lehre zuwider.

Ich wollte ihm schreiben, daß die Erzeugung von Kindern in der Ehe keine Buhlerei ist; ich möchte aber die Frage gründlicher bearbeiten, denn auch die Meinung, daß die fleischliche Gemeinschaft mit der Frau sogar, nur der Wollust wegen, sündhaft ist, hat einen Kern von Wahrheit in sich. Ich denke, daß die Selbstkastrierung eine ebensolche Sünde ist, wie die physische Gemeinschaft zum Zwecke der Wollust. Ebenso wie ich glaube, daß es eine gleiche Sünde ist, ob man sich überißt oder Hungers stirbt oder sich vergiftet. Nur eine solche Nahrung ist gesetzlich, bei welcher der Mensch seinen Nebenmenschen dienen kann, und nur eine solche fleischliche Gemeinschaft ist gesetzlich, bei welcher das menschliche Geschlecht sich fortpflanzt.

Die Kastraten haben recht, wenn sie sagen, daß das Zusammenleben mit der Frau ohne die geistige Liebe und nur der Wollust wegen Buhlerei ist, sie haben aber Unrecht, wenn sie sagen, daß die Gemeinschaft mit der Frau zum Zwecke der Kindergeburt und auf dem Boden der geistigen Liebe eine Sünde ist. Das ist nicht eine Sünde, sondern der Wille Gottes.

Die Kastrierung ist meiner Ansicht nach ungefähr dasselbe, wie

wenn ein Mensch unenthaltsam gelebt und die Gewohnheit hätte, aus seinem Brot Schnaps zu brennen, Bier zu brauen, um sich zu betrinken, aber plötzlich, nachdem er die Einsicht gewonnen hat, daß es schlecht und sündhaft ist, sein Brot ganz verbrennen würde, anstatt es für die Ernährung der Menschen und Tiere herzugeben. Er würde ja alsdann der gleiche Sünder bleiben, und seine Nachbarn würden nach wie vor Schnaps brennen, nur er würde weder sich, noch die Familie, noch die Menschen ernähren können.

Mit Recht lobte Christus die Kinder und sagte, daß das Himmelreich ihnen gehört, daß dasjenige, was den Weisen verborgen ist, ihnen offen steht. Wir wissen es auch selbst: Wenn keine Kinder wären, wenn nicht immer wieder Kinder geboren werden würden, wäre auch jede Hoffnung auf das Himmelreich auf Erden geschwunden. Nur sie sind unsere Hoffnung, wir stecken schon ganz im Schmutz und können uns schwer reinigen, in jeder Generation aber giebt es neue, unschuldige, reine Seelen, die ihre Reinheit bewahren können. Das Wasser ist trübe und schmutzig, doch strömen in dasselbe viele reine Brunnen hinein, und die Hoffnung ist vorhanden, daß das Wasser rein werden wird.

Groß ist die Frage, und ich freue mich, über sie nachzudenken. Ich weiß nur eins, daß die Buhlerei und die Selbstkastrierung gleich schlecht und sündhaft sind.

Das zweite, die Selbstkastrierung, ist aber viel schlechter. In der Buhlerei liegt kein Stolz, sondern Scham, während die Kastrierten sich nicht schämen, sondern noch darauf stolz sind, daß sie das Gesetz Gottes mit einem Schlage vernichtet haben, um der Versuchung nicht anheim zu fallen und nicht kämpfen zu müssen. Sein Herz muß man kastrieren, alsdann wird die äußere Kastrierung nicht mehr nötig sein, denn sie rettet nicht vor der Kastrierung.

Man kann sich die fleischliche Wollust allein im Herzen vernichten, man muß jede Hoffnung vernichten, Gott so lieb gewinnen, um alle Reize der Welt zu hassen und das ist nun ein langer Weg. Bei der Kastrierung aber will man sich auf dem kürzesten Wege von der offenbarsten und schandhaftesten Sünde frei machen, nur fällt man auf diesem kürzesten Wege in den Sumpf.

———

Der Geschlechtsinstinkt ist das Streben, wenn nicht das ganze Gesetz zu erfüllen, so doch die Möglichkeit seiner Erfüllung durch die Nachkommenschaft zu sichern. Diese Wahrheit kann man auch bei den einzelnen Personen bestätigt finden: Je mehr sich der Mensch der Erfüllung des Gesetzes nähert, desto mehr wendet er sich von der geschlechtlichen Leidenschaft ab, und umgekehrt.

… Ebenso wie der Mensch zusammen mit allen Tieren dem Gesetze des Kampfes ums Dasein unterworfen ist, so ist er auch als Tier dem Gesetze der geschlechtlichen Fortpflanzung unterworfen; als Mensch aber fühlt er in sich noch ein anderes Gesetz, das Gesetz der Liebe, das dem Kampfe entgegengesetzt ist, und das Gesetz der Keuschheit, das mit der geschlechtlichen Gemeinschaft zum Zwecke der Fortpflanzung im Widerspruch steht.

… Nach dem kirchlichen Glauben muß das Ende der Welt eintreten; nach der Wissenschaft muß ebenfalls das menschliche Leben auf der Erde, sowie die Erde selbst untergehen; warum entrüstet es denn die Menschen so sehr, daß das sittliche gute Leben ebenfalls zum Untergang des menschlichen Geschlechts führen wird? Vielleicht fällt alles dieses zusammen. In einem Artikel der Schäker heißt es: Warum sollen sich nicht die Menschen durch die Enthaltsamkeit vor dem gewaltthätigen Tode retten? Das ist herrlich.

Es giebt eine Berechnung von Herschel, aus welcher hervorgeht, daß wenn die Menschen sich alle 50 Jahre, wie jetzt verdoppelt, es gegenwärtig, 7000 Jahre von dem ersten Menschenpaar gerechnet, soviel Menschen geben würde, daß, wenn man sie auf der ganzen Erdoberfläche aufeinander stellen würde, diese Pyramide nicht nur bis zur Sonne reichen, sondern diese Entfernung um das 27fache übertreffen würde. Welcher Schluß ergiebt sich nun daraus?

Nur zwei Schlußfolgerungen: Entweder wünscht man die Pest

und die Kriege, oder man strebt zur geschlechtlichen Reinheit. Nur das Streben zur Reinheit kann alles ins Gleichgewicht bringen.

Interessant wäre eine Statistik der Kriege, der Pest und der Ehelosigkeit. Sie stehen zweifellos alle im umgekehrten Verhältnis, d. h. je mehr es verderbende Bedingungen giebt, desto größer ist die Zahl der Ehen: das eine hält das andere im Gleichgewicht.

Alle jungen Menschen unseres Alters, die unter denselben Bedingungen leben wie Sie, befinden sich in einer sehr gefährlichen Lage.

Diese Gefahr besteht darin, daß Sie in dem Alter, in welchem sich die Gewohnheiten für das ganze Leben bilden, ohne jegliche, sittliche, religiöse Anleitung leben und nichts weiter vor sich sehen, als das Unangenehme des Lernens, von welchem Sie sich nur frei machen wollen, und die verschiedenen Befriedigungsarten der Wollust, die Ihnen zugänglich sind. Eine solche Lage erscheint Ihnen vollständig natürlich und kann Ihnen auch anders nicht erscheinen. Sie allerdings haben keine Schuld daran, denn Sie sind so erzogen worden, diese Lage ist aber eine ganz exklusive und äußerst gefährliche. Sie ist darum äußerst gefährlich, weil man immer neue Gegenstände der Begierden schaffen muß, denn die einmal befriedigte Begierde giebt uns zum zweitenmal nicht denselben Genuß, so daß man nach immer neueren und stärkeren Reizen streben muß (es giebt sogar ein Gesetz, wonach der Genuß in arithmetischer Progression wächst, während die Reizmittel zur Hervorbringung dieses Genusses in geometrischer Progression wachsen müssen) …

Und da nun von allen Begierden die geschlechtliche, die sich in der physischen Liebe, in Liebkosungen, in Onanismus und fleischlicher Gemeinschaft äußert, die stärkste ist, so läuft nun bald alles auf dieses Eine hinaus. Und wenn man alle diese Genüsse nicht mehr durch etwas Neues ersetzen kann, beginnt die künstliche Steigerung dieses Genusses durch die Selbstbetäubung mittelst Wein, Tabak, sinnlicher Musik.

Das ist der gewöhnliche Weg, den fast alle jungen Menschen, die reichen sowohl, als auch die armen, gehen, und wenn sie sich bei Zeiten besinnen, so sind sie ja schon mehr oder weniger verstümmelt, wenn sie nicht überhaupt zu Grunde gehen, wie vor meinen Augen Hunderte junger Leute zu Grunde gegangen sind.

Es giebt nur eine einzige Rettung aus ihrer Lage: sich besinnen,

zurückblicken und Ideale finden, d. h. das, was man sein will, und so leben, um dieses Ideal zu erreichen.

Es kommt alles auf die Enthaltsamkeit, auf die Erziehung zur Enthaltsamkeit an. Sobald man das Heil in der Enthaltsamkeit finden wird, werden auch die Ehen mäßiger werden.

Sich zu verheiraten, um freudiger leben zu können, wird niemals gelingen. Wer die Ehe sich zur Hauptaufgabe stellt, begeht einen großen Fehler, das ist sehr klar. Das Ziel ist die Ehe, – was soll nun nach der Ehe des Lebens Ziel sein? Hatte man vor der Ehe kein Lebensziel, so wird man es zusammen in der Ehe gar nicht finden können. Man kann sicher sagen, daß, wenn man kein gemeinschaftliches Ziel vor der Ehe hatte, man sich nachher unter keinen Umständen schon zum gemeinschaftlichen Ziele vereinigen, sondern vielmehr trennen wird. Die Heirat giebt nur dann Glück, wenn das Ziel ein gemeinschafliches ist; die Menschen begegneten sich auf ihrem Wege und wollen nun den Weg gemeinschaftlich machen. Sie kann aber kein Glück gewähren, wenn sie sich auf dem Abwege gegenseitig die Hand reichten.

Dies alles rührt davon her, daß die Ansicht, das Leben sei ein Thal des Jammers, ebenso falsch ist, wie die Ansicht, daß es eine Stätte des Genusses sei. Das Leben ist die Stätte des Dienstes, wo man bisweilen viel Schweres, häufiger aber sehr viel Freudiges erfährt. Die wahren Freuden haben aber die Menschen nur dann, wenn sie ihr Leben selbst als einen Dienst auffassen, wenn sie das Ziel ihres Lebens außerhalb ihres eigenen Glückes setzen. Die Ehe bietet so viele freudige Ereignisse, wie die Geburt der Kinder, daß man glaubt, diese Ereignisse machen das Leben selbst aus. Das ist aber ein gefährlicher Betrug. Erzeugen die Eltern Kinder, ohne ein Ziel des Lebens zu haben, so verschieben sie nur die Frage über das Ziel des Lebens, sowie die Strafe, welcher die Menschen unterworfen sind, die leben, ohne zu wissen wozu.

Sie verschieben sie nur, entkommen ihr aber nicht, denn sie wer-

den ihre Kinder erziehen und anleiten müssen, ohne die Mittel dazu zu haben.

Alsdann verlieren die Eltern ihre menschlichen Eigenschaften und das Glück, das damit verbunden ist, und sinken zum Tiere herab.

So sage ich denn auch: die Menschen, die sich verheiraten wollen, müssen gerade darum, weil ihnen ihr Leben als selig erscheint, sich mehr als jemals sonst klar zu machen suchen, wozu jeder von ihnen lebt. Um es sich aber klar zu machen, muß man über die Lebensbedingungen, die eigene Vergangenheit nachdenken, das bedeutungsvolle, d. h. dasjenige, was man für die ewige unzweifelhafte Wahrheit und für die Lebensanleitung hält, abmessen, und dies nicht nur erkennen, sich klar machen, sondern in Wirklichkeit erleben, es im Leben durchführen. Denn solange man das nicht thut, woran man glaubt, weiß man selbst nicht, ob man glaubt oder nicht. Euren Glauben kenne ich, und gerade jetzt müssen Sie sich diesen Glauben klar machen, indem Sie ihn in die That umsetzen.

Und der Glaube besteht darin, daß die Liebe der Menschen das Heil ist. Um das aber zu erreichen, kenne ich drei Thätigkeiten, in welchen ich mich beständig übe und welche Euch jetzt besonders nötig sind.

Die erste Thätigkeit ist die, daß man sich gewöhnt, von den Menschen das Wenigste zu fordern, denn verlange ich viel, so habe ich viele Entbehrungen, habe ich aber viele Entbehrungen, so bin ich geneigt, den Menschen eher Vorwürfe zu machen, als sie zu lieben. Das ist eine große Arbeit. Die zweite Thätigkeit besteht darin, daß man die Menschen nicht durch Wort, sondern durch die That liebt und eine den Menschen nützliche Thätigkeit erlangt. Da ist noch mehr Arbeit, namentlich für Euch in Euren Jahren, wo der Mensch für gewöhnlich zu lernen pflegt.

Die dritte Thätigkeit besteht darin, daß man die Milde, Bescheidenheit, sowie die Kunst lernt, unangenehme Menschen und Unannehmlichkeiten zu ertragen, – die Kunst, sie so zu behandeln, daß man niemandem zu nahe trete, und kann man nicht umhin, einen zu beleidigen, die möglichst geringste Beleidigung zu wählen. Das ist die allergrößte Arbeit, die eine unaufhörliche ist. Und das ist die

allerfreudigste Arbeit, denn man freut sich alltäglich an den Erfolgen derselben und erhält außerdem den ursprünglich unmerkbaren, aber sehr freudigen Lohn der Liebe des Menschen.

So rate ich Euch denn, so ernst als möglich zu denken und zu leben, denn nur dadurch werdet Ihr erkennen, ob Ihr wirklich denselben Weg geht, und ob es für Euch gut ist Euch gegenseitig die Hand zu reichen. Euer Ziel im Leben soll nicht die Freude der Ehe sein, sondern daß Ihr durch Euer Leben mehr Liebe und Wahrheit schaffet. Die Ehe ist nur dazu da, um sich bei der Erreichung dieses Zieles gegenseitig zu helfen. *Les extrèmes se touchent*. Das selbstsüchtigste und häßlichste Leben ist das Leben zweier Menschen, die sich dazu vereinigt haben, um das Leben zu genießen; der höchste Beruf der Menschen ist, wenn sie dazu leben, um Gott zu dienen, wenn sie das Gute in der Welt schaffen und sich zu diesem Zwecke vereinigen. Nun achtet darauf, daß Ihr Euch nicht verwirret. Denn warum soll denn der Mensch nicht das Höchste wählen? Hat man aber das Höchste gewählt, so soll man es mit seiner ganzen Seele thun, wenig ist nichts.

Man soll nicht aus Liebe heiraten, sondern durchaus aus Berechnung, nur muß man diese zwei Worte in ganz entgegengesetztem Sinne verstehen, als sie für gewöhnlich verstanden werden, d. h. man soll nicht aus sinnlicher Liebe heiraten, sowie auch nicht aus der Berechnung, wo und wie man leben soll (alle leben ja), sondern aus jener Berechnung, inwiefern es wahrscheinlich ist, daß die zukünftige Frau mir dazu helfen, nicht aber ein Hindernis in den Weg legen wird, um ein menschliches Leben zu leben.

Denke zwanzig, hundertmal über Deine Heirat nach. Sein Leben mit dem Leben eines andern Menschen durch das geschlechtliche Band zu vereinigen, ist für den sittlichen und feinfühlenden Menschen die bedeutendste folgeschwerste Handlung, die der Mensch überhaupt begehen kann. Verheiraten sollen wir uns immer so, wie wenn wir sterben, d. h. nur dann, wenn wir nicht anders können.

Nach dem Tode in Bezug auf die Wichtigkeit, und vor dem Tode in Bezug auf die Zeit giebt es nichts Wichtigeres und Unwiderruflicheres als die Ehe. Und ebenso wie der Tod nur dann gut ist, wenn er unvermeidlich ist, während jeder freiwillige Tod schlecht ist, so ist es auch die Ehe. Die Ehe ist nur dann kein Übel, wenn sie unvermeidlich ist.

Das Werk der Ehe ist an und für sich nicht so einfach wie es scheint. Die Verliebung ist die Ablenkung nach einer Seite, die kalte Berechnung ist aber eine noch schlechtere Ablenkung nach der andern Seite. Das Gefühl verwirrt, der Verstand wird aber noch mehr verwirren, und es handelt sich doch um die größte Sache im Leben. Meiner Ansicht nach darf man sich hier ebenso wenig, wie sonst im Leben die Aufgabe stellen, sich zu verheiraten, sondern nur eine einzige ständige Aufgabe vor Augen haben, gut zu leben, zu leiden und zu warten, bis die Zeit kommt und die Verhältnisse das ihrige thun, so daß man nicht umhin kann, zu heiraten. Auf diese Weise ist man vor Irrtum und Sünde sicher.

Das Urteil der Fürstin Marja Alexejewna über die Heirat ist bekannt: „Verheiraten sich junge Menschen ohne genügenden Wohlstand, so zeugen sie Kinder, leiden Not, werden einander überdrüssig, nach einigen Jahren zanken sie sich und ihr Leben wird zur Hölle.“ Die Fürstin Marja Alexejewna hat darin vollständig recht und sagt richtig voraus, wenn die Verheirateten nicht ein anderes einziges, der Fürstin unbekanntes Lebensziel vor Augen haben. Und zwar ein Lebensziel, welches das Licht des Lebens ist, dessen Erreichung den Menschen mehr bewegt, als alles andere. Ist dieses Ziel da, so ist das Leben gut, und die Fürstin Marja Alexejewna ist die Dumme. Ist es aber nicht da, so sind 99 Chancen, daß die Ehe nichts anderes als Unglück bringen wird. Die Romane endigen damit, daß der Held und die Heldin sich verheiraten. Man sollte aber mit der Heirat anfangen und damit endigen, daß sie sich scheiden, d. h. von einander frei werden. Das Leben der Menschen so beschreiben, daß man bei

der Heirat die Beschreibung abbricht, ist dasselbe, wie wenn man bei einer Reisebeschreibung die Beschreibung an jenem Punkt abbrechen würde, wo der Wanderer in die Hände von Räubern gefallen ist.

Nein, im Evangelium giebt es keinen Hinweis auf die Ehe, es ist nur die Verneinung derselben, die Gegenwirkung gegen die Ausschweifung, Begierde und Scheidung für diejenigen, die bereits in der Ehe leben, vorhanden; von der Institution der Ehe aber, wie es die Kirche behauptet, ist dort nichts erwähnt.

Ja, ich denke, daß die Ehe eine unchristliche Institution ist. Christus war niemals verheiratet, ebensowenig wie seine Jünger. Er sprach nur zu den Menschen folgendes:

Die Verheirateten sollen ihre Frauen nicht wechseln, wie es nach dem Gesetze Mosis erlaubt war, die Unverheirateten sollen nach Möglichkeit ehelos bleiben. Den einen sowohl als auch den anderen sagte er, daß die Hauptsünde darin besteht, daß man das Weib als einen Gegenstand des Genusses ansieht. (Dasselbe trifft auch selbstverständlich bei dem Verhältnis des Weibes zum Manne zu.)

Aus dieser Lage ergeben sich natürlicherweise folgende praktische sittliche Schlußfolgerungen:

1. Man soll nicht der Ansicht sein, wie jetzt, daß jeder Mensch unbedingt eine Ehe eingehen muß, sondern im Gegenteil, daß es für jeden Menschen – Mann oder Weib – besser ist, die Keuschheit zu wahren, damit nichts beim Dienste Gottes im Wege liege.

2. Man soll nicht, wie jetzt, das Fallen des Menschen – des Mannes oder des Weibes – als einen Fehltritt ansehen, den man durch den Eintritt in die geschlechtliche Gemeinschaft mit einer andern Person gutmachen kann, oder gar als eine erlaubte Bedürfnisbefriedigung oder als einen Genuß betrachten, sondern den ersten Eintritt in den Geschlechtsverkehr, mit wem es auch sein mag, als den Eintritt in die unzerreißbare Ehe auffassen (Matth. 19, 4–6), welche die Ehegatten zu einer bestimmten Thätigkeit als Erlös von der begangenen Sünde verpflichtet.

3. Man soll nicht die Ehe, wie jetzt, als die Erlaubnis der Befriedigung der fleischlichen Wollust ansehen, sondern als eine Sünde, die eines Sühneopfers bedarf.

Das Sühneopfer besteht erstens in der beiderseitigen Befreiung von der Wollust und der Schaffung eines Verhältnisses von Bruder und Schwester, nicht aber von Liebhabern zwischen den Gatten; und zweitens in der Erziehung der Kinder, jener künftigen Diener Gottes, die aus der Ehe hervorgehen werden.

Der Unterschied zwischen dieser Auffassung der Ehe und der jetzt üblichen ist ein sehr großer: Nach wie vor werden sich die Menschen verheiraten und die Eltern um die Verheiratung ihrer Kinder besorgt sein, doch ist es ein großer Unterschied, ob die Befriedigung der Wollust als ein erlaubtes gesetzliches und größtes Glück, oder als eine Sünde angesehen wird. Der Mensch, welcher die christliche Lehre befolgt, wird sich nur dann verheiraten, wenn er nicht anders kann, und wird sich in der Ehe nicht der Wollust ergeben, sondern nach der Mäßigung derselben streben. Die Eltern werden in ihrer Sorge um das geistige Wohl ihrer Kinder die Verheiratung nicht für eine Notwendigkeit halten, sondern ihnen nur, wenn sie nicht anders können werden, den Fehltritt zu erleichtern suchen. Die Ehegatten werden nicht, wie jetzt, viele Kinder haben wollen, sondern werden in ihrem Streben nach Lebensreinheit sich darüber freuen, daß sie wenige haben und alle ihre Kräfte der Erziehung ihrer eigenen, sowie der fremden Kinder widmen können, wenn sie Gott durch die Erziehung seiner künftigen Diener dienen wollen.

Es wird der gleiche Unterschied sein, wie zwischen denjenigen Menschen, welche nur deswegen Nahrung einnehmen, weil sie ohne dieselbe nicht auskommen können und darum so wenig als möglich Zeit und Aufmerksamkeit für die Bereitung und Verwendung der Nahrung zu verwenden suchen, und denjenigen Menschen, welche ihr ganzes Lebensinteresse in die Steigerung des Geschmacks und den Gebrauch der Nahrung setzen, wie es ganz besonders die Römer thaten, welche Brechmittel einnahmen,[4] um wiederum im stande zu sein, zu essen.

---

[4] Ganz dasselbe ist innerhalb unserer Gesellschaft im Gebrauch, um die Geburt von Kindern zu verhüten.

Zu allererst muß ich sagen, daß, wenn ich davon spreche, wie die Ehegatten leben sollen, ich keineswegs damit sagen will, daß ich selbst so lebte oder lebe; ich weiß vielmehr selbst aus eigener Erfahrung, wie man leben müßte, gerade weil ich selbst nicht so lebte.

Ich nehme nichts zurück von alledem, was ich sagte; im Gegenteil, ich möchte es noch stärker ausdrücken, doch muß ich es noch näher erklären. Denn wir sind so weit in unserem Leben davon entfernt, was man nach unserem Gewissen sowie der Lehre Christi thun muß, daß die Wahrheit uns eben so überrascht (ich weiß es aus eigener Erfahrung), wie einen reichen Kaufmann der Hinweis darauf überraschen würde, daß man nicht für seine Familie und die Kirchen sammeln, sondern alles, was man hat, weggeben müsse, um sich von dem Übel zu erretten.

Sie sagen: Man soll nicht beisammen schlafen. Gewiß nicht. Ich dachte auch selbst daran. Nun will ich meine Gedanken darüber so niederschreiben, wie sie mir gerade in den Kopf kommen.

Das übermächtige Gefühl der Verliebtheit zwischen den Menschen der verschiedenen Geschlechter führt zur Ehe; die Ehe aber hat sofort das Kind zur Folge. Es beginnt die Schwangerschaft und infolge derselben die fleischliche Gleichgiltigkeit der Ehegatten zu einander, – eine Gleichgiltigkeit, die ebenso wie bei den Tieren den fleischlichen Verkehr abbrechen würde, wenn die Menschen den fleischlichen Verkehr nicht für einen erlaubten Genuß halten würden. Diese Gleichgiltigkeit, die durch die Sorge um das Wachstum um die Ernährung des Kindes ersetzt wird, dauert bis zur Entwöhnung des Kindes, worauf dann das Gefühl der Verliebtheit zwischen denselben Ehegatten wiederum beginnt (darin unterscheidet sich der Mensch vom Tier).

Soweit wir auch von diesem Zustand entfernt sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß es so sein muß, und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens hat der geschlechtliche Verkehr, wenn die Frau zur Geburt von Kindern unfähig ist, keine Menstruationen hat, keinen vernünftigen Sinn und ist nur ein fleischlicher Genuß, und zwar ein sehr schlechter, schändlicher Genuß; er ist allen häßlichen, unnatürlichen, geschlechtlichen Entartungen gleich, wie es jeder feinfühlende Mensch wohl weiß. Wenn sich der Mensch diesem hingiebt, so wird er unvernünftiger als das Tier, d. h. er verwendet seine

Vernunft darauf, um von den Gesetzen der Vernunft abzuweichen.

Zweitens wissen es alle und stimmen darin überein, daß der geschlechtliche Verkehr den Menschen entkräftet, und zwar in seiner allermenschlichsten Thätigkeit, in seiner geistigen Thätigkeit. Die Verteidiger der gegenwärtigen Ordnung predigen die Mäßigkeit, doch es kann keine Mäßigkeit geben, sobald die von der Vernunft geschaffenen Gesetze überschritten sind. Für den Mann, wenn er mit einer Frau verkehrt, kann bei einer gewissen Mäßigkeit der Schaden vielleicht nicht so groß sein; was aber beim Manne noch Mäßigkeit ist, wird bei der Frau in der Periode der Schwangerschaft oder Stillung eine furchtbare Ausschweifung sein.

Ich denke, daß die Zurückgebliebenheit der Frauen und die Hysterie derselben zumeist davon herrührt; hier muß die Frau befreit werden, um mit dem Manne ein Leib zu werden und nicht mehr dem Teufel, wie jetzt, sondern Gott zu dienen. Es ist dies ein fernes Ideal, aber ein großes. Warum soll man nicht nach diesem Ideal streben?

Mir scheint es, daß die Ehe folgende Gestalt haben muß: Unter dem unüberwindbaren Druck der Verliebtheit vereinigt sich das Paar fleischlich, die Frau wird schwanger, und die Ehegatten suchen nun jede fleischliche Versuchung zu vermeiden und leben wie Bruder und Schwester.

Jetzt aber vergiftet der bereits verdorbene Mann die Frau durch seine Sinnlichkeit und legt ihr das Joch der Liebhaberin, der gequälten Mutter und des kranken, gereizten, hysterischen Menschen auf.

Und der Mann liebt sie als Liebhaberin, ignoriert sie als Mutter und haßt sie wegen ihrer Gereiztheit und Hysterie, die er selbst erzeugt. Hierin, scheint es mir, liegt der Schlüssel zu allen Leiden, die in den meisten Familien verborgen liegen.

So stelle ich mir vor, daß der Mann und die Frau wie ein Bruder mit einer Schwester leben, wobei dann die Frau in erhabener Ruhe schwanger ist und stillt und dabei sittlich wächst. Nur in den freien Perioden verlieben sie sich wieder für einige Wochen, worauf sich wiederum die Beruhigung einstellt.

Ich vergleiche die Verliebtheit mit jener Spannung des Dampfes, welche die Maschine zur Explosion bringen würde, wenn nicht ein Ventil angebracht wäre. Nur bei einer solchen starken Spannung wird das Ventil eröffnet, während es sonst vollständig geschlossen

ist und wir es nach Möglichkeit dicht zu schließen bestrebt sind. In diesem Sinne verstehe ich es auch, daß, „wer es vermag, es auch thun soll.“ Möge jeder danach streben, ehelos zu bleiben, in der Ehe aber mit seiner Frau wie Bruder und Schwester zu leben. Aber der Dampf sammelt sich an und öffnet die Ventile, doch nicht wir selbst dürfen sie öffnen, wie wir es jetzt thun, indem wir den geschlechtlichen Verkehr als einen erlaubten Genuß ansehen. Er ist nur dann erlaubt, wenn wir uns von demselben nicht enthalten können, und wenn er gegen unseren Willen zum Ausbruch kommt.

Wie sollen wir aber nun bestimmen, wann wir uns von dem Geschlechtsverkehr nicht enthalten können?

Unlösbar und verwickelt scheinen diese Fragen zu sein, wenn man sie für Andere löst, und doch sind sie sehr einfach, wenn man sie für sich selbst löst. Für die Anderen kennt man nur eine gewisse Abstufung: Ergiebt sich ein Greis dem Geschlechtsverkehr mit einer Prostituierten, so ist es äußerst widerwärtig, thut es ein junger Mnan, so ist es weniger widerwärtig; liebt ein Greis seine Frau sinnlich, so ist es ziemlich widerwärtig, weniger aber, als wenn ein junger Mensch mit einer Prostituierten liebelt. Liebt ein junger Mensch sinnlich seine Frau, so ist es noch weniger widerwärtig, wenn auch gleichfalls widerwärtig. Eine solche Abstufung ist für die anderen Menschen vorhanden und wir alle, namentlich die unverdorbenen Kinder und jungen Leute kennen sie sehr gut. Für uns selbst haben wir aber noch etwas anderes: jeder keusche Mensch hat das Bewußtsein (das sehr häufig durch falsche Ansichten verdunkelt wird), daß er seine Keuschheit rein halten muß, und daß es ein Unglück und eine Schande ist, wenn man dieselbe verliert. Es giebt eine Stimme des Gewissens, welche uns immer sagt, daß es schlecht und schändlich ist. Alles kommt nur auf das Bewußtsein, das Verstehen an.

In der Welt wird angenommen, daß es sehr gut ist, die Liebe zu genießen. Nach dem göttlichen Gesetz aber ist es nur gut, das wahre Leben zu leben, für Gott zu arbeiten, d. h. die Menschen, und zwar ihre Seelen zu lieben, und von diesen Menschen den allernächsten, seine Frau, zu lieben und ihr zur Erkenntnis der Wahrheit zu verhelfen, nicht aber ihre Empfänglichkeitsfähigkeit zu ersticken, indem sie zum Werkzeug des eigenen Genusses gemacht wird.

„Auf diese Weise wird doch aber das menschliche Geschlecht vernichtet werden.“ Aber so streng wir auch danach streben wür-

den, um keinen geschlechtlichen Verkehr zu pflegen, so sind doch die Sicherungsventile vorhanden, so lange sie nötig sind, so daß das Geschlecht nicht aufhören wird. Aber wozu sollen wir lügen? Sind wir denn bei der Verteidigung des geschlechtlichen Verkehrs um die Fortpflanzung des Geschlechts besorgt? Wir denken ja nur an unseren Genuß. So soll man auch sprechen. Das menschliche Geschlecht wird aufhören? Nein, das menschliche Tier wird aufhören. Was ist denn das für ein Unglück? Die vorsintflutlichen Tiere sind ausgestorben, und auch das menschliche Tier wird untergehen. Und er [sic] soll auch untergehen. Mir thut dieses zweibeinige Tier ebenso wenig leid, wie die Ichthyosauren, nur noch daß das wahre Leben, die Liebe der Wesen, nicht aufhören. Diese wird aber nicht nur nicht aufhören, wenn das menschliche Geschlecht durch die Abwendung von den fleischlichen Genüssen im Namen der Liebe untergehen wird, sondern wird sich unendlich vergrößern. Diese Liebe wird sich dann derart vermehren, und die Wesen, die diese Liebe erleben, werden derartige werden, daß die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts für sie nicht mehr nötig sein wird.

Die Tiere ergeben sich nur dann dem Geschlechtstrieb, wenn die Frucht gezeugt werden kann. Der unaufgeklärte Mensch, wie wir es alle sind, ist immer dazu bereit, und hat sich sogar eingebildet, daß es ein Bedürfnis ist. Dadurch richtet er das Weib zu Grunde, indem er ihm die schwere und unnatürliche Thätigkeit der Liebhaberin auferlegt, wenn es schwanger ist und stillt. Wir haben selbst durch diese Forderung die vernünftige Natur im Weibe erstickt, und klagen nachher, daß es unvernünftig ist, und suchen es mittelst Büchern und Vorlesungen zu bilden. Ja, in allen tierischen Beziehungen muß der Mensch sich noch bewußt zum Tiere erheben, und es geschieht von selbst, wenn die Vernunft zu leben anfängt. Sonst ist die Thätigkeit der Vernunft nur auf die Ausgeburt des tierischen Lebens gerichtet.

Die Frage über den Geschlechtsverkehr zwischen den Ehegatten, in welchem Maße er erlaubt ist, ist eine der wichtigsten Fragen des

praktischen Christentums, wie etwa die Frage über das Eigentum, und beschäftigt mich fortwährend. Und wie auch sonst ist diese Frage im Evangelium gelöst, und wie auch sonst ist unser Leben von der Lösung Christi so weit entfernt, daß wir dieselbe nicht nur nicht anwenden, sondern sogar nicht begreifen können. Matth. 19, 11 und 12. Er sagte zu ihnen: nicht alle können dieses Wort fassen, nur wem es gegeben ist. Denn es giebt Kastraten, die aus dem Mutterleib so geboren sind, und es giebt Kastraten, die sich selbst zu solchen des Himmelreiches wegen gemacht haben. Wer es fassen kann, der möge es fassen.

Diese so viel und falsch gedeutete Stelle sagt ja weiter nichts, als daß Christus auf die Frage, was ein Mensch in Bezug auf das geschlechtliche Gefühl thun solle, antwortet: ein Kastrat für das Himmelreich werden. Wer das erreichen wird, wird das Höchste erreichen, und wer es auch nicht erreichen wird, wird auch das Wohl erlangen, da er danach strebte. Wer fassen kann, der fasse.

Ich denke, daß der Mensch für sein Wohl nach absoluter Keuschheit streben muß; dann wird aus dem Menschen das werden, was werden muß. Man soll weit über das Ziel zielen, um das Ziel zu treffen. Wenn der Mensch, wie jetzt, bewußt nach dem geschlechtlichen Verkehr, wenn auch in der Ehe, streben wird, so wird er unvermeidlich der Ungesetzlichkeit, der Ausschweifung in die Arme fallen. Wird der Mensch bewußt danach streben, nicht für den Magen, sondern für den Geist zu leben, so wird sein Verhältnis zur Nahrung ein derartiges sein, wie es sein muß. Wird sich aber der Mensch schmackhafte Mahlzeiten einrichten, wird er unvermeidlich der Gesetzlosigkeit und Ausschweifung verfallen.

Über das Eheleben dachte ich viel nach und denke auch jetzt darüber nach, und werde auch darin von außen gefördert, wie es immer bei mir der Fall ist, wenn ich ernst über eine Sache zu denken anfange. Vorgestern erhielt ich aus Amerika das Buch einer Ärztin unter dem Namen *„Tocology“* (Wissenschaft über die Geburt der Kinder, von Stokham). Es ist dies ein ausgezeichnetes Buch in hygienischer Beziehung und handelt in einem Kapitel über denselben Gegenstand, über welchen ich mit Ihnen korrespondierte, um freilich

zu dem gleichen Resultat zu gelangen. Es ist erfreulich, zu sehen, daß die Frage schon längst aufgeworfen ist, und daß die wissenschaftlichen Autoritäten sie in demselben Sinne lösen. Es ist sehr erfreulich, in der Finsternis überrascht zu sein und weit vor sich das Licht zu sehen. Wegen meines Egoismus ist mir der Gedanke schmerzhaft, daß ich das ganze Leben wie ein Vieh gelebt, und daß ich mein Leben nicht mehr gutmachen kann. Es schmerzt mich ganz besonders, daß man sagen wird: „Du kannst schön sprechen, sterbender Greis, gelebt hast du aber nicht so. Wenn wir alt werden, werden wir gleichfalls dasselbe sprechen." Das ist eben die größte Strafe für die Sünden, – wenn man fühlt, daß man ein unwürdiges Werkzeug, ein verdorbenes, schmutziges Werkzeug zur Mitteilung des Gotteswillens ist. Da giebt es einen Trost, daß die anderen Menschen anders sein werden. Möge Gott Euch und den andern helfen.

Ich dachte unter anderem an folgendes: Ursprünglich bedeutete die Ehe die Erwerbung einer Frau, um dieselbe zu besitzen. Das Verhältnis zur Frau wurde durch den Krieg, die Gefangenschaft geregelt. Der Mann schuf sich ein Harem, ohne an die Frau zu denken. Die Einehe veränderte die Zahl der Frauen, nicht aber das Verhältnis zur Frau. Das wahre Verhältnis ist aber ganz umgekehrt. Der Mann kann immer mit der Frau verkehren und sich auch immer enthalten; die Frau aber (namentlich nachdem sie einen Mann erkannt) kann sich mit viel größerer Mühe enthalten, wenn sie den Verkehr haben kann, was bei ihr einmal in zwei Jahren vorkommt. Wenn jemand schon die Befriedigung des Geschlechtstriebes verlangen kann, so ist es nicht der Mann, sondern die Frau. Die Frau kann es fordern, denn für sie ist es kein Genuß, wie für den Mann, sondern sie giebt sich mit Schmerzen hin und erwartet auch Schmerzen und Leiden. Die Ehe sollte man folgendermaßen formulieren: der Mann und das Weib vereinigen sich, indem sie sich geistig lieben; sie geben sich ein gegenseitiges Versprechen, daß sie nur mit einander Kinder zeugen werden. Das Verlangen nach fleischlicher Gemeinschaft darf aber von dem Weibe, nicht aber von dem Manne ausgehen.

Ich denke, daß Sie Unrecht haben, wenn Sie glauben, daß Sie sich an den Vater ihrer Kinder nicht wenden dürfen. Sie schreiben: „Ich kann und will nicht.“ Das Band zwischen dem Manne und dem Weibe, welche gemeinschaftlich Kinder geboren haben, ist ein unzerreißbares, unabhängig davon, ob die Ehe von der Kirche geheiligt ist oder nicht. Und so glaube ich, daß, wer auch der Vater Ihrer Kinder sein mag, Sie sich an ihn wenden und ihm seine Pflicht klar machen müssen, daß er durch sein Leben seinen Kindern und ihrer Mutter zu dienen hat. Und wenn er auch darauf mit Verachtung und Beleidigungen antworten würde, so sind Sie dennoch vor Gott, vor sich selbst, vor den Kindern und hauptsächlich vor ihm selbst verpflichtet, sich an ihn zu wenden, und ihn zu bitten, daß er um seiner selbst willen seine Aufgabe erfülle; – und zwar müssen Sie ihn milde, liebevoll, aber hartnäckig bitten, wie die evangelische Witwe den Richter. Das ist meine aufrichtige Meinung; Sie können ihr keine Aufmerksamkeit schenken oder ihr folgen. Ich aber fühlte mich verpflichtet, dieselbe Ihnen auszusprechen.

Die physische Gemeinschaft mit einem zufälligen Gatten ist eins der von Gott geschaffenen Mittel zur Verbreitung seiner Wahrheit: zur Stärkung des Stärkeren, und zur Aufklärung des Schwächeren.

In der Bibel und im Evangelium heißt es, daß der Mann und die Frau nicht zwei Wesen, sondern eins sind, und das ist wahr, nicht, weil es angeblich Gott gesagt hat, sondern weil es unzweifelhaft wahr ist, daß der geschlechtliche Verkehr zweier Wesen zum Zwecke der Kindergeburt diese Menschen auf eine besondere geheimnisvolle Weise mit einander verbindet, so daß sie gleichsam ***ein*** Wesen werden.

Ich denke darum, daß dieses Doppelwesen, d. h. beide Ehegatten zusammen nach der Keuschheit streben und sich gegenseitig dabei unterstützen müssen.

Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß der Mensch Pflichten ge-

gen sich selbst hat, und die Befleckung seines Körpers nicht zulassen darf, das bezieht sich aber nicht auf denjenigen Eheverkehr, welcher Kinder zu seiner Folge hat. Die Geburt und Erziehung der Kinder hebt einen großen Teil der Schwere und Unsittlichkeit dieses Eheverkehrs auf und macht für längere Zeit von demselben frei.

Es ist nicht unsere Sache, darüber zu urteilen, ob die Geburt von Kindern ein Heil sei oder nicht. Derjenige, Der dieses Sühneopfer für unser Vergehen gegen die Keuschheit geschaffen hat, weiß, was Er thut.

Wenn Sie sagen, daß man durch die Geburt von Kindern immer nervöser wird, so liegt hierin, verzeihen Sie, daß ich es Ihnen sage, ein roher egoistischer Zug. Sie leben nicht dazu, um freudig und gesund zu sein, sondern dazu, um außer Ihrem inneren seelischen Leben Ihrem Mann zur Keuschheit zu verhelfen, und, wenn Sie nicht ganz ihre Pflicht erfüllt haben, der Welt andere Wesen zu geben, die die Möglichkeit haben werden, diese zu erfüllen.

An dem Eheverkehr nehmen beide Gatten teil, ist einer von ihnen leidenschaftlicher, so erscheint es schon dem andern, daß er ganz keusch ist; das ist aber ungerecht.

Ich denke, daß es auch in Ihrem Falle ungerecht ist. Sie sehen, Ihre Sünde ist nur wegen der merkbaren Sünde des andern Teils gering. Wenn Sie in dieser Beziehung vollständig rein wären, so wären Sie auch dafür gleichgiltig, wo Ihr Mann die Befriedigung seiner Leidenschaft sucht, – Sie würden nicht eifersüchtig sein, sondern ihn bemitleiden. Das ist aber nicht der Fall.

Mein praktischer Rat wäre folgender: wählen Sie die beste Minute der reinen Liebesstimmung Ihres Mannes, und sagen Sie ihm, wie schwer und qualvoll der Geschlechtsverkehr für Sie ist, und wie Sie von ihm frei werden wollen. Wird er Ihnen nicht zustimmen, sondern in Sie drängen, so gehorchen Sie; während der Schwangerschaft aber und der Stillung verlangen Sie unter allen Umständen Ihre Freiheit. Und so thun Sie immer dasselbe, ohne sich darum zu kümmern, was davon werden wird.

Für Sie sowohl, als für Ihren Mann und Ihre Kinder kann daraus nur Gutes erwachsen, denn bei dieser Handlungsweise werden Sie nicht Ihr Glück und Ihre Ruhe suchen, sondern die Erfüllung des Willens Gottes anstreben.

Verzeihen Sie, wenn ich etwas schlecht geschrieben habe; ich

wollte vor Gott das sagen, was ich erlebt und über diese Frage nachgedacht habe.

Die schweren Beziehungen zwischen den Ehegatten kann nur das demütige Leben lösen, wie nur das folgsame Nachgehen dem Faden das Knäuel auflöst.

Wissen Sie, daß keine äußeren Bedingungen an sich gut sind, und daß der unvernünftige Mensch, mag er einen Engel oder einen Teufel zum Weibe haben, gleich unzufrieden ist, und daß fast alle im Eheleben unzufriedenen Menschen (und sie sind alle unzufrieden) der Ansicht sind, daß ihre Lage die allerschlimmste ist. Folglich geht es allen Menschen gleich.

Betrachtest Du die Frau als einen Gegenstand des Genusses, so buhlst und sündigst Du, zumal wenn es Deine eigene Frau ist.

Ist man gefallen, so wisse man, daß es keine andere Erlösung von dieser Sünde giebt, als die gemeinschaftliche Befreiung von der Versuchung der Wollust und die Erziehung der Kinder.

Seid beide behutsam, äußerst aufmerksam zu Eueren gegenseitigen Beziehungen, damit sich nicht in dieselben die Gewohnheiten der Überreizung, der Entfremdung einschleichen. Es ist dies keine leichte Sache, ***eine*** Seele und ***ein*** Körper zu werden. Doch muß man danach streben. Dafür ist aber der Lohn groß. Das einzige Mittel dazu ist, daß man wegen der ehelichen Liebe für keinen Augenblick die menschliche Liebe und Achtung vergesse.

Steigert nicht Eure Anhänglichkeit zu einander, sondern die Feinheit der Beziehungen, nur damit alle Reibungen vermieden werden. Das ist eine furchtbare Gewohnheit. Zwischen niemanden giebt es solche engen, allseitigen Beziehungen, wie zwischen Mann und Frau, und wir vergessen darum immer, an sie zu denken, uns ihrer bewußt zu werden, wie wir uns nicht mehr unseres Körpers bewußt sind. Und das ist eben das Unglück.

… Damit die Gatten so glücklich seien, wie es in den Romanen geschrieben steht und wie es jedes menschliche Herz wünscht, muß zwischen ihnen Übereinstimmung sein. Dazu müssen aber die Ehegatten die Welt und den Sinn des Lebens gleich auffassen (das ist besonders in Bezug auf die Kinder notwendig). Daß aber der Mann und das Weib das Leben gleich auffassen, auf der gleichen Stufe des Verstehens stehen, kann ebenso selten vorkommen, wie daß ein Blatt des Baumes das andere vollständig decke. Da es aber nicht der Fall ist, so besteht die einzige Möglichkeit der Übereinstimmung und somit des Glückes darin, daß einer der Gatten sein Verstehen dem anderen unterordnet.

Darin besteht aber auch die Hauptschwierigkeit: der Mensch mit dem höheren Verstehen kann es trotz seines besten Willens nicht dem niederen unterordnen. Man kann der Eintracht wegen nicht schlafen, nicht essen, man kann aber nicht das thun, was man für schlecht, vernunftwidrig hält. Trotz aller Erkenntnis, daß das Glück von der Eintracht abhängt, kann doch die Frau nicht die Trunksucht oder das Kartenspiel des Mannes billigen, ebenso wenig wie der Mann den Bällen der Frau zustimmen oder es zulassen kann, daß man die Kinder Tanzen, Fechten, Religionslehre nach dem Katechismus von Philaret lehre. Zur Wahrung der Eintracht und nicht nur des Glückes, sondern des wahren Heils, das mit der Liebe und der Vereinigung zusammenfällt, muß derjenige, der auf der niedren Stufe des Verstehens steht, aber das höhere Verstehen des anderen Gatten empfindet, sich unterwerfen, doch nicht etwa in den kleinlichen praktischen Lebenssachen, sondern in der Lebenseinrichtung, in den Zielen der Thätigkeit.

Wenn es sich herausgestellt hätte, daß ich das Billardspiel oder

das Pferderennen oder meine Eitelkeit mehr liebte, als meine Kinder, so könnte man mir aus dem Dienst Gottes einen Vorwurf machen. Wenn ich aber Gott liebe, d. h. das Gute und das Wahre, so liebe ich zweifellos auf die beste Weise meine Kinder und thue für sie das Beste, was ich thun kann.

… Für das Glück der Ehegatten sowie ihrer Kinder und ihrer Nächsten ist die Eintracht notwendig. Die Trennung, die Zänkereien sind für sie und die Kinder ein Unglück, eine Hölle. Um dies zu vermeiden, muß einer der Ehegatten sich unterwerfen.

… Mir scheint es, daß derjenige der Ehegatten, welcher fühlt, daß seine andere Hälfte höher steht, welcher bei seiner anderen Hälfte etwas Gutes, Göttliches, wenn auch ihm nicht ganz Zugängliches empfindet, – daß er sich leicht und freudig unterwerfen kann …

Man soll den Dienst des Menschen und den Dienst der Familie vereinigen, nicht mechanisch, indem man seine Zeit für diese beiden Zwecke verteilt, sondern chemisch, indem man der Sorge um die Familie, der Erziehung der Kinder eine ideale, allgemein menschliche Bedeutung giebt. Die Ehe, die wirkliche Ehe, welche sich in der Geburt von Kindern äußert, ist in ihrer wahren Bedeutung nur ein indirekter Dienst Gottes durch die Kinder. Darum empfinden wir die Ehe, die eheliche Liebe als eine gewisse Erleichterung, Beruhigung. Es ist dies die Übertragung seiner Sache auf einen andern. „Wenn ich es nicht machen werde, so werden es meine Kinder machen."

Darauf kommt es aber an, daß sie es machen, daß sie so erzogen werden, daß sie das Werk Gottes nicht stören, sondern es fördern, daß, wenn ich das Ideal nicht erreiche, ich doch alles mögliche gethan habe, damit meine Kinder diesem Ideal dienen. Das giebt nun ein ganzes Programm für die Erziehung ab, giebt der Erziehung einen religiösen Sinn. Das vereinigt chemisch die opferwilligsten Bestrebungen der Jugend mit der Sorge um die Familie.

Den neu angekommenen Iwan[5] grüße ich. Woher ist er gekommen? Wozu ist er da? Und wer ist er? Für wen das Protoplasma keine genügende Antwort auf diese Frage ist, der muß unumgänglich daran glauben, daß in der Geburt des Iwan ein tiefer Sinn liegt und daß wir diesen Sinn in dem Maße verstehen werden, als wir alles thun werden, was in Bezug auf den Iwan nötig ist.

———

Die Verheirateten müssen entweder ihre Frauen und Kinder verlassen, was man nicht thun darf, oder seßhaft werden. Denn dieses Nomadentum muß für die Frauen, welche zum größten Teil (sie mögen es mir verzeihen), wenn sie ein christliches Leben führen, es für ihre Männer und nicht für Gott thun, sehr qualvoll sein. Man muß sie darum schonen. Kaum ist zwischen dem Manne und Weibe ein Gleichgewicht eingetreten, und schon müssen sie wiederum wandern, sich aufs neue einrichten. Und das übersteigt ihre Kräfte, so daß das ganze Gebäude zusammenstürzt. Ich weiß. Sie werden sagen: Verlasse die Frau und die Kinder, wie es Christus lehrte; aber ich glaube, daß man es nur nach beiderseitiger Übereinstimmung thun darf, und man das andere Wort Christi noch mehr beachten muß: der Mann und die Frau sind ein Körper, und was Gott vereinigt, darf der Mensch nicht trennen. Man soll nicht heiraten, wie Sie und andere Glückliche und Starke es durchgesetzt haben; hat man sich aber verheiratet, so kann man nicht die Sünde verwischen , sondern muß die Folgen derselben tragen. Es ist darum, so denke ich, eine große Sünde von den Männern zu verlangen, daß sie ihre Frauen verlassen. Das Werk Gottes kann zwar davon gewinnen, wenn man ohne Frau ist, aber häufig ist es ja nur ein Schein. Wenn ich ganz rein, sündlos sein könnte, so wäre es richtig. Man soll es auch darum nicht raten und nicht von den Menschen verlangen, weil bei einer solchen Ansicht die Menschen, die einmal gesündigt, d. h. sich verheiratet haben, als völlig verloren erscheinen, und das ist nicht gut. Denn ich denke, daß auch die sündhaften und schwachen Menschen Gott dienen können.

Hat man einmal durch die Ehe gesündigt, so muß man auf die

[5] Anläßlich der Geburt eines Kindes in der Familie eines Freundes. *Red.*

beste allerchristlichste Weise die Folgen derselben tragen, sich nicht aber von derselben dadurch befreien, daß man eine neue Sünde begeht.

Sie verstehen viel zu geradlinig die Worte des Evangeliums: Verlasse Vater und Mutter, Frau und Kinder und folge mir. Die Lösung der Widersprüche, welche aus den Pflichten gegen die Familie und den Forderungen Christi herrühren, kann nicht durch Regeln oder Vorschriften geschehen, sondern jeder löst diese Widersprüche nach seinen eigenen Kräften. Das Ideal bleibt freilich überall dasselbe und ist im Evangelium ausgesprochen: Verlasse deine Frau und folge mir. In welchem Grade aber der Mensch es thun kann, weiß nur er selbst und Gott.

Sie fragen, was bedeutet es: „Verlasse Deine Frau." Bedeutet es, daß man von ihr weggehen oder mit ihr nicht mehr schlafen oder keine Kinder mehr zeugen soll? Verlassen bedeutet freilich ein Zusammenleben mit der Frau wie Bruder und Schwester. Das ist das Ideal. Und man soll so thun, daß man die Frau dabei nicht ärgere, sie nicht in Versuchung bringe. Und das ist sehr schwer.

Der verheiratete Mensch, der nach dem christlichen Leben strebt, fühlt die ganze Schwierigkeit der Heilung dieser von ihm selbst beigebrachten Wunde. Nur eins denke und sage ich, daß man, wenn man einmal verheiratet ist, sein ganzes Leben und seine ganzen Kräfte darauf verwenden soll, um sich zu scheiden, ohne dabei aber die Sünde zu vergrößern.

Ja, das christliche Ideal des Dienstes des Vaters ist ein Dienst, der zuallererst die Sorge um das Leben sowohl als auch um die Fortpflanzung des Geschlechtes ausschließt. Bis jetzt hat der Versuch, auf diese Sorgen zu verzichten, die Vernichtung des Menschengeschlechts nicht zu seiner Folge gehabt. Was weiter kommen wird, weiß ich nicht.

Ich liebe es nicht, von den Besonderheiten unserer Zeit zu sprechen, doch liegt in den Verhältnissen zwischen den Männern und den Frauen in allen christlichen Ländern und in allen Gesellschaftsschichten etwas Besonderes. So scheint mir, daß das Verhältnis zwischen den Männern und den Frauen durch den Geist des Ungehorsams, der Feindseligkeit, des Übermuts, sowie der Sucht der Frauen, zu zeigen, daß sie nicht schlechter sind als die Männer, und dasselbe thun können, ein ganz besonderes ist; während sie in Wirklichkeit jenes sittlichen religiösen Gefühls entbehren, das bei ihnen durch das mütterliche Gefühl ersetzt wird. Ich denke, daß die Frauen den Männern vollständig gleich sind, daß aber, sobald sie sich verheiraten und Mütter werden, in der Ehe eine Arbeitsteilung eintritt. Die mütterlichen Gefühle verschlingen so viel Energie, daß sie für die sittliche Leitung nicht mehr ausreicht, die nunmehr auf den Mann übergeht. So war es seit Menschengedenken. Jetzt aber, nachdem die Leitung des Mannes durch die rohe Gewalt begründet, während die Frauen durch das Christentum befreit worden sind …. – hörte die Frau auf, dem Manne aus Furcht zu gehorchen, oder ihm aus der Einsicht, daß es so besser ist, die Leitung im Leben zu gestatten; nun begann die Verwirrung, welche sich in allen Gesellschaftsschichten und unter allen Bedingungen bemerkbar macht.

Die Mode, die Frauen zu loben und zu behaupten, daß sie in geistiger Beziehung nicht nur den Männern ebenbürtig sind, sondern dieselben noch übertreffen, ist eine sehr schlechte und schädliche Mode.

Daß die Frauen in ihren Rechten nicht eingeschränkt sein dürfen, daß sie dieselbe Liebe und Achtung verdienen, wie die Männer, und auf dieselben Rechte Ansprüche haben, unterliegt gar keinem Zweifel; behauptet man aber, daß die Frau im Durchschnitt ebenso begabt ist, wie der Mann, und daß man von ihr dasselbe erwarten kann, was man von jedem Manne erwartet, so übertrifft man sich selbst, und zwar zum Schaden der Frau.

Wenn wir von der Frau das erwarten werden, was wir von dem Manne erwarten, so werden wir es auch fordern; da uns aber unsere Erwartungen täuschen werden, so werden wir uns ärgern und dem

bösen Willen das zuschreiben, was aus der Unmöglichkeit hervorgeht.

Die Beurteilung der Frau, daß sie ein geistig schwächeres Wesen ist, ist keine Grausamkeit gegen die Frau; eine Grausamkeit ist es, wenn man sie für ebenbürtig erklärt.

Als Schwäche oder geringe Geisteskraft nenne ich den geringen Gehorsam des Fleisches dem Geiste, namentlich aber jenen Hauptcharakterzug der Frau, der sich in dem geringen Vertrauen zu den Geboten der Vernunft äußert.

Die meisten Leiden, die aus der Gemeinschaft zwischen Frauen und Männern herrühren, haben die vollständige Einsichtslosigkeit des einen Geschlechts gegenüber dem anderen zur Ursache.

Selten versteht ein Mann, was für die Frauen die Kinder bedeuten, welchen Platz sie in ihrem Leben einnehmen; und noch seltener versteht eine Frau, was die Ehrpflicht, die gesellschaftliche religiöse Pflicht bedeutet.

Ein Mann kann begreifen, wenn er auch selbst niemals schwanger war. und gebar, daß das Schwangersein und das Gebären schwer und schmerzhaft und ein wichtiges Werk sind; selten aber kann eine Frau verstehen, daß es schwer und ein wichtiges Werk ist, geistig einer neuen Lebensauffassung schwanger zu sein und sie zu gebären. Sie verstehen es für einen Augenblick, vergessen es aber sofort wieder. Und sobald ihre Sorgen auf die Oberfläche treten, wie die Wirtschaft, der Putz, so können sie schon nicht mehr an die Realität der Überzeugungen der Männer glauben, und dies alles erscheint ihnen als phantastische Träume im Vergleich mit Kuchen und Kattun.

Mich überraschte der Gedanke, daß eine der Hauptursachen der Feindseligkeit zwischen den Männern und Frauen ihr Wettstreit in der Leitung des Hauswesens ist.

Die Frau kann nicht den Mann als vernünftig und praktisch anerkennen, denn sonst würde sie seinen Willen thun müssen. Ebenso ist die Stellung des Mannes zur Frau. Wenn ich jetzt die Kreutzersonate geschrieben hätte, hätte ich diese Wahrnehmung in den Vordergrund gestellt.

Die Sinnlosigkeit unseres Lebens stammt von der Macht der Frauen; die Macht der Frauen aber stammt von der Unenthaltsamkeit der Männer, so daß die Ursache der Sinnlosigkeit des Lebens die Unenthaltsamkeit der Männer ist.

Die reizende Frau sagt zu sich: „Er ist klug, gelehrt, brav, reich, groß, sittlich, heilig, und doch unterwirft er sich mir, einer dummen, unwissenden, armen, nichtigen, unsittlichen Frau, folglich sind Verstand, Gelehrsamkeit u. s. w. nur noch Unsinn.“ Das richtet sie zu Grunde und macht sie schlecht.

Am Ende haben diejenigen die Macht, welche vergewaltigt werden, d. h. welche das Gesetz des Nichtwiderstehens erfüllen. So wollen die Frauen Rechte haben, beherrschen aber die Welt gerade darum, weil sie der Macht unterworfen waren und sind. Die Institutionen sind in der Macht der Männer, die öffentliche Meinung aber in der Macht der Frau. Und die öffentliche Meinung ist eine Million mal mächtiger, als die Gesetze und das Heer. Daß die öffentliche Meinung in den Händen der Frauen ist, ist daraus zu ersehen, daß nicht nur die Einrichtung der Wohnungen, der Nahrung von den Frauen bestimmt wird, sondern daß die Frauen auch die Reichtümer ausgeben, infolgedessen also die Arbeiten der Männer leiten. Der Erfolg der Kunst, der Bücher, ja sogar die Einsetzung der Regierungen hängt von der öffentlichen Meinung ab, die öffentliche Meinung aber liegt in den Händen der Frau.

Treffend hat mal jemand gesagt, daß die Männer sich von den Frauen emanzipieren müssen, und nicht umgekehrt.

Den Frauen ist es eigen, das Leben durch die Geburt, Erziehung von Kindern zu unterhalten, also neue Kräfte anstatt der verbrauchten

zu schaffen; den Männern aber ist es eigen, diesen Kräften, d. h. dem Leben selbst, die Richtung zu geben.

Was kann dummer und schädlicher für die Frauen sein, als die moderne Redensart von der Gleichwertigkeit der Geschlechter, ja sogar von dem Vorrang der Frauen vor den Männern. Für einen Christen sind freilich der Mann und die Frau rechtlich gleich, und muß die Frau ebenso geliebt und geachtet sein, wie jeder andere Mensch; behauptet man aber, daß die Frau eben solche geistige Kräfte hat, wie der Mann, und ebenso von der Vernunft geleitet werden kann, wie dieser, so verlangt man von ihr zu viel und ärgert sie, indem man in ihr die Vermutung hervorruft, daß sie das nicht thun wolle, was sie nicht thun kann, weil sie dazu keinen kategorischen Imperativ in ihrer Vernunft hat.

Daß der Mann sich von allen Sorgen und Arbeiten der Erziehung und Pflege seiner Kinder frei gemacht hat, ist nicht nur unchristlich, sondern ungerecht.

Die Frau trägt ja ohnehin die schwerste Bürde durch die Schwangerschaft und Stillung auf sich, und so dürfte doch der Mann wenigstens alle übrigen Arbeiten auf sich nehmen, in dem Maße, als sie sein sonstiges Werk nicht stören. So wäre es auch zweifellos in der Welt, wenn nicht die barbarische Sitte, die ganze Schwere der Arbeit dem Schwachen und Unterdrückten aufzuerlegen, solche tiefe Wurzeln in unserer Gesellschaft gefaßt hätte. Diese Sitte beherrscht so sehr unsere Gewohnheiten, daß der freidenkendste und ritterlichste Mann bereit ist, für das Recht der Frau, Professorin oder Geistliche zu sein, zu kämpfen oder das von der Frau hingefallene Taschentuch unter Lebensgefahr aufzuheben, ohne daß ihnen jemals in den Sinn kommt, die Windel ihres gemeinschaftlichen Kindes auszuwaschen oder dem Söhnchen Hosen zu nähen, wenn die Frau schwanger ist, stillt, oder überhaupt müde ist, oder etwas lesen und nachdenken will.

Die öffentliche Meinung ist in dieser Richtung so verdorben, daß man solche Handlungen für lächerlich hält, sodaß viel Mannesmut dazu gehört, um sie zu thun.

Die wahre Emanzipation der Frau liegt in folgendem:

Man soll kein Werk für Weiberwerk halten, an welches man keine Hand anlegen darf, sondern den Frauen gerade, weil sie physisch schwächer sind, helfen und nach Möglichkeit alles selbst thun.

Ebenso soll man bei der Erziehung der Mädchen, in Erwägung, daß sie doch wahrscheinlich gebären und weniger freie Zeit haben werden, die Mädchenschulen nicht schlechter einrichten, als die Knabenschulen, damit sie Kräfte und Wissen sammeln. Sie sind auch dessen fähig.

Daß es in Bezug auf die Frauen und ihre Arbeit sehr viele schädliche, vom Altertum herstammende Vorurteile giebt, ist vollständig richtig, noch richtiger aber, daß man sie bekämpfen muß. Ich denke aber nicht, daß eine Gesellschaft zur Gründung von Lesehallen und Frauenanstalten das Kampfesmittel wäre. Nicht das empört mich, daß die Frau weniger Lohn bekommt als der Mann, denn die Preise werden von dem Werk der Arbeit bestimmt, sondern daß die Frau, welche schwanger ist, die Kinder gebärt und stillt, noch alle häuslichen Arbeiten ausrichten muß. Warum muß denn diese äußerst schwere Arbeit nur noch die Frau machen? Der Bauer, Fabrikant, Beamte, sowie jeder Mann werden nichts thun, werden liegen und ausruhen, während sie die schwangere, kranke Frau kochen, waschen, oder bei Nacht das kranke Kind pflegen lassen. Und dies alles wegen des Vorurteils, daß es Weiberarbeit giebt.

Das ist eine furchtbare Sünde, und davon rühren die zahllosen Krankheiten der unglücklichen Frauen, der Tod und die Abstumpfung ihrer selbst und ihrer Kinder her.

Zur Eintracht der Gatten ist es notwendig, daß in der Auffassung der Welt und des Lebens derjenige, der weniger nachgedacht, demjenigen, der mehr nachgedacht hat, folge.

———

Die Frauen erkannten immer die Macht des Mannes über sich. Und anders konnte es nicht [sein] in der heidnischen Welt (mit Ausnahme der zweifelhaften Amazonen und des Mutterrechts) und so ist es auch jetzt bei 0,999 des menschlichen Geschlechts. Das Christentum erkannte die Vollkommenheit nicht in der Gewalt, sondern in der Liebe, und befreite somit alle Unterdrückten, die Gefangenen sowohl, als auch die Sklaven und Frauen. Damit aber die Freiheit der Sklaven und des Weibes kein Übel sei, müssen die Befreiten Christen sein, d. h. ihr Leben in den Dienst Gottes und der Menschen stellen … Was soll man denn nun thun? Man muß nur eins thun: die Menschen zum Christentum bekehren, und das kann man nur dann thun, wenn man das Gesetz Christi im Leben erfüllt.

———

Ich dachte unter anderm auch viel über die Frauen und die Ehe nach und wollte es aussprechen. Freilich aber nicht über die modernen Ideale unserer Zeit, die Frauenkurse, sondern über die große, ewige Bedeutung der Frau. Es wird viel Verkehrtes in dieser Beziehung in den intelligenten Frauenkreisen gepredigt, wie etwa, daß die Frau ihre Kinder nicht mehr lieben soll, als die fremden. Es wird viel Nebelhaftes, Unklares von der Entwickelung und Ebenbürtigkeit der Frau gelehrt. Diese Behauptung aber, daß die Frau ihre Kinder nicht mehr lieben soll, als die fremden, gilt als ein Axiom und bildet als praktische Regel das ganze Wesen der Lehre. Und gerade diese Behauptung ist grundfalsch.

———

Der Beruf jedes Menschen,[6] des Mannes sowohl als auch des Weibes, besteht in dem Dienste der Menschen. Mit dieser allgemeinen Behauptung stimmen, glaube ich, alle nicht unsittlichen Menschen überein. Der Unterschied zwischen den Männern und den Frauen in der Erfüllung dieser Bestimmung liegt nur noch in den Mitteln, wie sie den Menschen dienen. Der Mensch dient den Menschen durch seine physische, geistige und sittliche Arbeit. Die Mittel seines Dienstes sind sehr verschieden. Mit Ausnahme der Kindergeburt und der Stillung kann die gesamte Thätigkeit der Menschheit sein Beruf sein. Die Frau aber kann noch außerdem jenen Dienst der Menschen erfüllen, welcher allein aus dem Gebiete des Dienstes des Mannes ausgeschlossen ist. Der Dienst der Menschheit zerfällt in zwei Teile. Der eine besteht in der Steigerung des Heils innerhalb der existierenden Menschheit, der andere in der Fortsetzung der Menschheit. Zu dem ersten Dienst sind vornehmlich die Männer berufen, da sie von dem anderen Dienst ausgeschlossen sind. Zum anderen Dienst sind vornehmlich die Frauen berufen, weil sie ausschließlich dazu fähig sind. Diesen Unterschied zu vergessen und zu verwischen, ist sündhaft. Aus diesem Unterschied rühren die Pflichten der einen sowohl als auch der anderen her, Pflichten, die nicht von den Menschen ausgesonnen sind, sondern in der Natur der Dinge liegen. Aus diesem Unterschied rührt auch die Beurteilung der Tugend und des Lasters des Mannes und der Frau her, – eine Beurteilung, welche immer war und immer sein wird, so lange die Vernunft in den Menschen leben wird.

Der Mann, welcher sein Leben in der männlichen, vielseitigen Arbeit, und die Frau, welche ihr Leben in dem Gebären, Stillen und Erziehen ihrer Kinder zugebracht haben, werden fühlen, daß sie Gutes thun und die Achtung und Liebe der Menschen erwecken, weil sie Beide ihren zweifellosen Beruf erfüllt haben.

Der Beruf des Mannes ist vielseitiger und weiter, der Beruf der

---

[6] Wir halten es für notwendig, den Vorbehalt zu machen, daß das nächstfolgende Bruchstück ebenso wie andere ähnliche Stellen von dem Verfasser ***vor*** der endgiltigen Ausarbeitung seiner Ansicht über die geschlechtliche Frage, wie sie in dem *„Nachwort zur Kreutzersonate“* zum Ausdruck gekommen ist, niedergeschrieben worden sind. Wie man diesen scheinbaren Widerspruch zwischen seiner früheren und seiner späteren Ansicht über diese Frage versöhnen kann, darüber sprechen wir in unserem Vorwort zu dieser Schrift. *Red*.

Frau einseitiger und enger, aber tiefer, sodaß der Mann, der hundert Verpflichtungen hat, kein schlechter, schädlicher Mensch ist, wenn er nur neun Zehntel seines Berufes erfüllt hat. Die Frau aber, welche drei Verpflichtungen hat, erfüllt nur zwei Drittel ihres Berufes, wenn sie einer Verpflichtung untreu wird; vernachlässigt sie aber zwei Pflichten, so wird sie ein negativer, schädlicher Mensch. So war immer die öffentliche Meinung und so wird sie auch sein, weil das Wesen der Sache derart ist.

Nur durch seine Werke ist der Mann berufen, Gott und den Menschen zu dienen, und nur durch ihre Kinder ist die Frau berufen, zu dienen.

Die Liebe zu ihren Kindern, die ausschließliche Liebe, gegen welche die Vernunft vollständig vergebens kämpfen würde, wird und muß immer der Frau als Mutter eigen sein. Diese Liebe zum Kinde ist keineswegs Egoismus, wie man es falsch lehrt, sondern ist die Liebe des Arbeiters zu seiner Arbeit, die er im gegenwärtigen Augenblick macht. Wird die Liebe zum Gegenstand der Arbeit weggenommen, so wird die Arbeit unmöglich.

So lange ich einen Stiefel mache, liebe ich ihn mehr, als alles andere in der Welt, so wie die Mutter ihr Kind; verdirbt man ihn mir, so bin ich in Verzweiflung; ich liebe ihn aber auf eine solche Weise, nur so lange ich ihn arbeite. Habe ich ihn fertig gemacht, so bleibt nur eine Anhänglichkeit, eine schwache und ungesetzliche Bevorzugung. Dasselbe ist auch mit der Mutter der Fall.

Der Mann ist dazu berufen, den Menschen durch die verschiedenartigen Werte zu dienen und er liebt seine Werke, so lange er sie schafft. Die Frau ist dazu berufen, den Menschen durch ihre Kinder zu dienen, und sie muß sie darum lieben, so lange sie sie schafft, d. h. pflegt, erzieht.

Hierin sehe ich die vollständige Gleichheit zwischen dem Manne und der Frau in ihrem gemeinschaftlichen Beruf, Gott und den Menschen zu dienen, obwohl die Form dieses Dienstes eine verschiedene ist. Diese Gleichheit kommt auch darin zum Ausdruck, daß das eine ebenso wichtig ist wie das andere, daß das eine durch das andere bedingt ist und daß für beide Formen des Berufes die Erkenntnis der Wahrheit notwendig ist, ohne welche die Thätigkeit des Mannes sowohl als auch des Weibes für die Menschheit schädlich wird.

Der Mensch ist dazu berufen, sein vielseitiges Werk auszurich-

ten, sein Werk ist aber nur dann nützlich, seine physische Arbeit sowohl (das Säen von Brot oder Gießen von Kanonen), wie auch seine geistige Thätigkeit (die Erleichterung des Lebens des Menschen oder das Zählen von Geld) und seine religiöse Thätigkeit (die Vereinigung der Menschen oder die Abhaltung von Messen) sind nur dann fruchtbar, wenn sie im Namen der höchsten, dem Menschen zugänglichen Wahrheit gethan werden.

Dasselbe ist auch mit dem Berufe der Frau der Fall: Ihr Gebären und ihre Pflege der Kinder wird nur dann der Menschheit nützlich sein, wenn sie nicht nur für ihre Freude Kinder, sondern künftige Diener der Menschheit erziehen, wenn die Erziehung der Kinder im Namen der höchsten ihr zugänglichen Wahrheit geschehen wird, d. h. wenn sie die Kinder so erziehen wird, daß sie fähig sein werden, von den Menschen so wenig als möglich zu nehmen und ihnen so viel als möglich zu geben.

Die ideale Frau wird meiner Ansicht nach die sein, welche sich die höchste, ihr zugängliche Weltanschauung, den idealen Glauben zu eigen macht, sich ihrem Frauenberuf widmet, die größtmögliche Zahl von Kindern, die nach ihrer Weltanschauung fähig sein werden, für die Menschen zu arbeiten, gebären, pflegen und erziehen wird. Diese Weltanschauung wird aber nicht in den Frauenkursen gewonnen, sondern durch die Offenheit der Sinne und die Liebe des Herzens.

Wie ist es aber mit denjenigen Frauen, die keine Kinder haben, mit den Jungfrauen und Witwen? Jene werden gut thun, wenn sie an dem vielseitigen Werk der Männer teilnehmen werden.

Und jede Frau, nachdem sie aufgehört hat zu gebären, wird Zeit haben, diese Hilfe dem Manne zu leisten, und es ist eine sehr wertvolle Hilfe … Ein gutes Familienleben ist nur bei der bewußten[,] der Frau anerzogenen Überzeugung möglich, daß sie dem Manne immer gehorchen muß. Ich sagte, daß es dadurch bewiesen wird, daß es so seit Menschengedenken war, und daß das Familienleben samt den Kindern der Fahrt in einem Kahne gleich ist, die nur dann möglich ist, wenn man sich Einem unterordnet. Und dieser Eine war immer der Mann, weil er, da er nicht schwanger ist und nicht stillt, ein besserer Leiter der Frau sein kann, als die Frau eine Führerin für den Mann.

Sind aber immer die Frauen niedriger als die Männer? Keines-

wegs. Sobald beide jungfräulich sind, sind sie einander gleich.

Was bedeutet es aber, daß jetzt die Ehefrauen nicht die Gleichberechtigung, sondern die Herrschaft verlangen? Es bedeutet, daß die Familie sich umbildet und die frühere Form im Verfall ist. Das Verhältnis der Geschlechter ringt nach einer neuen Form, während die alte Form verschwindet.

Welche diese neue Form sein wird, kann man nicht wissen, obwohl viele Andeutungen bereits vorhanden sind. Vielleicht wird eine größere Zahl von Menschen keusch bleiben; vielleicht werden die Ehen zeitlich sein und nach der Geburt der Kinder aufhören, so daß beide Gatten nach der Geburt der Kinder auseinander gehen und keusch bleiben werden; vielleicht werden die Kinder von der Gesellschaft erzogen werden. Man kann die neuen Formen nicht voraus bestimmen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die alte Form im Verfall ist, und daß die Existenz der alten Form nur unter der Bedingung der Unterwerfung der Frau dem Manne möglich ist, wie es überall und immer war, und auch jetzt dort der Fall ist, wo die Familie noch existiert.

Gestern las ich: *„Ohne Dogma."* Die Liebe zur Frau ist sehr fein dargestellt, viel feiner, als bei den Franzosen, wo sie sinnlich, als bei den Engländern, wo sie heuchlerisch, und als bei den Deutschen, wo sie erhaben ausgemalt wird. Ich dachte daran, einen Roman der keuschen Liebe zu schreiben, welche nimmer zur Sinnlichkeit werden kann. Ja, ist es denn nicht die einzige Rettung von der Sinnlichkeit? Ja, ja, sie ist es. Dazu ist eben der Mensch als Mann und Weib geschaffen. Nur mit der Frau kann man die Keuschheit verlieren, und nur mit ihr kann man sie wahren. Es ist gut, so was zu schreiben …

Der Mensch unterwirft sich ebenso wie das Tier dem Gesetze des Kampfes und dem Geschlechtstrieb zur Erstarkung des Geschlechtes. Als vernünftiges, liebendes, göttliches Wesen unterwirft er sich dem umgekehrten Gesetze, nicht dem Gesetze des Kampfes mit den Widersachern, sondern der Demut, der Ertragung, der Beleidigun-

gen und der Liebe zu ihnen, und nicht des geschlechtlichen Triebes, sondern der Keuschheit.

Eins der wichtigsten Werke der Menschheit besteht in der Erziehung der keuschen Frau.

Die Frau, sagt die Legende, ist das Werkzeug des Teufels. Sie ist sonst dumm, der Teufel leiht ihr aber seinen Verstand, wenn sie für ihn arbeitet. Da hat sie Wunder des Verstandes, der Weitsichtigkeit, der Ausdauer vollzogen, um Niederträchtigkeiten zu thun; sobald es sich aber nicht mehr um eine Niedertracht handelt, kann sie die einfachste Sache nicht verstehen, hat nicht die geringste Ausdauer und Geduld (außer dem Gebären und der Pflege der Kinder).

Dies alles bezieht sich nur auf die unchristliche, unkeusche Frau … wie möchte ich doch die ganze Bedeutung der keuschen Frau zeigen. Die keusche Frau wird die Welt erlösen (die Legende von Maria).

Die Bestimmung der Frau ist zu allererst die Bestimmung des Menschen überhaupt. Die Heirat und die Kinder sind im Vergleich mit der Ehelosigkeit dasselbe, wie die Bedingungen des Lebens auf dem Lande im Vergleich mit dem städtischen Leben: die Lebensbedingungen selbst, die Ehelosigkeit oder die Familie können an sich auf den Menschen keinen Einfluß haben. Es kann eine heilige und sündhafte Ehelosigkeit, eine sündhafte und heilige Ehe geben.

Jedem Mädchen, namentlich aber jenen, bei welchen die innere geistige Arbeit beginnt, rate ich, sich nach Möglichkeit von alledem fern zu halten, das in unserer Gesellschaft beim Mädchen den Gedanken von der Notwendigkeit der Ehe unterstützt. Und das sind die Romane, die Musik, das Geschwätz, die Tänze, Spiele, Karten, ja sogar der Putz. Wahrlich, es ist viel angenehmer, sein Hemd zu waschen (schon für die Seele zweifellos nützlicher), als den ganzen

Abend mit den geistreichsten Menschen Karten zu spielen. In erster Reihe ist aber jene in der Welt allgemein verbreitete Ansicht, daß es eine Schande ist, unverheiratet zu bleiben, ebenso der Wahrheit zuwider, wie alle weltlichen Urteile über die Fragen des Lebens. Das ehelose Leben, das voll guter Werke ist, ist unendlich höher, als jegliches Familienleben. Matthäus 19, 11: Nicht alle aber fassen dieses Wort, nur wem es gegeben ist. So betrachteten alle Menschen aller Völker und aller Zeitalter mit der größten Achtung und Herzensrührung diejenigen Menschen, die um Gottes wegen ehelos geblieben sind. In unserer Welt aber sind es die lächerlichsten Menschen. Es ist dies dasselbe, wie die Armen für Gott, und diejenigen, die sich keinen Reichtum erwerben konnten. Ich rate es jedem Mädchen, sowie Ihnen, sich den Dienst Gottes, d. h. die Wahrung des Gottesfunkens in sich, und darum die Ehelosigkeit, wenn die Ehe diesen Dienst stört, als Ideal zu stellen. Hat man sich aber, von dem selbstsüchtigen Liebesgefühl ergriffen, verheiratet, so soll man sich nicht freuen und nicht darauf stolz sein, daß man Frau und Mutter ist, wie es jetzt gewöhnlich der Fall ist, sondern nur das Hauptziel des Lebens im Auge bewahren, nämlich den Dienst Gottes, und mit allen Kräften danach streben, daß diese ausschließliche und egoistische Anhänglichkeit an die Familie den Dienst Gottes nicht störe.

Ich dachte immer, daß eins der sichersten Zeichen des Ernstes in sittlichen Fragen die Strenge zu sich selbst in der geschlechtlichen Frage ist …

Die Versuchung, welcher N. verfallen ist, ist begreiflich, und gerade solchen ehrlichen und wahrheitstreuen Naturen eigen, wie ich ihn mir vorstelle. Das Verhältnis war gebildet und er wollte nichts verbergen, sondern es gerade und offen anerkennen und es vergeistigen.

Ich verstehe wohl seine Gedanken: er wollte seine geistige Erhöhung, die aus der Verliebtheit entstand, benutzen, um sie für das Werk Gottes zu verwenden. Das ist möglich, und ich denke, daß die Energie des Menschen während der Verliebtheit sich steigern und große Resultate geben kann. Ich habe es mehrfach gesehen und solche Fälle gekannt. Das Schreckliche dabei ist aber das, daß nach dem

Verschwinden der Verliebtheit (was sehr möglich und wahrscheinlich ist), nicht nur diese ganze Energiesteigerung, sondern auch jedes Interesse zum Gotteswerke schwinden kann. Auch davon sah ich viele Beispiele. Daß dies aber vorkommt, beweist eben, daß der Dienst Gottes sich auf nichts stützen darf, sondern daß alles vielmehr sich auf die Erkenntnis der Notwendigkeit und Freude dieses Dienstes stützt.

So kann man (und auch das geschieht häufig) die Energie des Dienstes Gottes durch den menschlichen Ruhm steigern. Aber auch hier ist dieselbe Gefahr, daß man zum Werke Gottes gleichgiltig wird, sobald die Billigung der Menschen aufhört.

Sie wissen dies alles, ich will aber nur noch eins hinzufügen, daß ich N. darin zustimme, daß die Ehe gut ist, wenn sie den gemeinschaftlichen Dienst Gottes und der Menschen zu ihrem Ziele hat. Aber das nicht deswegen, weil die körperliche Ehe die Kräfte zum Dienste steigert, sondern weil sie gewisse Menschen, die von der Unruhe des Liebesbedürfnisses ergriffen sind, beruhigt und ihnen die Möglichkeit der Widmung aller ihrer Kräfte für den Dienst giebt. Obwohl darum die vollständige Keuschheit die vorteilhafteste Bedeutung für den Dienst ist, so ist doch für einige Menschen die Ehe ein Mittel der Beruhigung und steigert in ihnen die Fähigkeit des Dienstes, indem sie das Hindernis fortschafft. Dabei ist es notwendig, daß die Menschen außerhalb und innerhalb der Ehe verstehen und anerkennen, daß die Fähigkeit der Liebe und der daraus hervorgehenden seelischen Erhöhung nicht für den Genuß, auch nicht für die künstlerische Schöpfung und auch nicht für die Steigerung der Energie für den Dienst Gottes, wie es N. glaubt, sondern nur für die geschlechtliche und eheliche Gemeinschaft mit einem Mann und einer Frau zum Zwecke der Erzeugung von Kindern und der gemeinschaftlichen Befreiung von der Wollust bestimmt ist. Jede Ablenkung dieser Fähigkeit auf etwas anderes kann diesen Lebensweg der Menschen nur erschweren, nicht aber erleichtern. Ich bin darum mit Ihnen einverstanden, daß es die gefährlichste Versuchung ist, gegen welche man nicht behutsam genug sein kann. Nun, man sagt, warum soll man denn nicht mit den Personen des anderen Geschlechts ebenso Freundschaft führen, wie mit den Personen des eigenen Geschlechts? Gewiß soll man es; je mehr wir lieben, desto besser.

Ein in sittlicher Beziehung aufrichtiger und ernster Mensch wird aber sofort bemerken, wie es N. gethan hat, daß solche Beziehungen zu den Frauen von besonderer Art sind. Wenn der Mensch sich nicht betrügen wird, so wird er immer bemerken, daß die Annäherung leichter vor sich geht, als gewöhnlich; daß das Fahrrad sich sehr leicht und rasch bewegst und daß man die sonst dazu nötigen Anstrengungen nicht braucht, und daß doch eine Ursache hierzu notwendig vorhanden sein muß. Sobald ein in sittlicher Beziehung ernster Mensch das wahrnimmt und nicht bergab gleiten will, wird er innehalten, da er doch weiß, daß diese Bewegung sich immer steigern und zur Ehe oder zum ausschließlichen Gefühl führen wird.

———

Die Ehe ist allerdings für die Fortpflanzung des Geschlechts gut und notwendig, die Eltern müssen aber dazu die Kraft in sich fühlen, die Kinder als Diener Gottes und der Menschen zu erziehen. Dazu ist aber nötig, nicht durch fremde, sondern durch eigene Arbeit zu leben und den Menschen mehr zu geben, als ihnen zu nehmen.

Bei uns ist aber das bürgerliche Prinzip vorherrschend, daß man sich nur dann verheiraten darf, wenn man fest auf dem Rücken der anderen Menschen sitzt, d. h. Mittel hat. Man soll aber gerade das Gegenteil thun: nur derjenige kann sich verheiraten, der leben und ein Kind erziehen kann, ohne Mittel zu haben. Nur solche Eltern können ihre Kinder gut erziehen.

———

Das Büchlein habe ich durchgesehen.[7]

Man kann darüber nicht schreiben und es nicht widerlegen, wie man das nicht widerlegen kann, wenn ein Mensch beweisen wird, daß es angenehm und unschädlich ist, mit Leichen fleischlich zu verkehren. Wenn ein Mensch das nicht fühlt, was die Elephanten

[7] In diesem Bruchstück spricht sich L. N. Tolstoi über eine englische Schrift, welche Schutzmaßregeln gegen die Erzeugung von Kindern empfiehlt, aus. Wir schickten ihm diese Schrift zu, um seine genaue Meinung über diese Frage, die er auf den früheren Seiten nur gestreift hat, zu hören. Wir erhielten seine Antwort, nachdem der letzte Bogen dieses Buches bereits im Satz war. *Red*.

fühlen?[8] daß der geschlechtliche Verkehr ein erniedrigender und ekelhafter Akt ist, der nur noch durch die Erfüllung des Ziels der Kindererzeugung erlöst wird, so kann man es ihm, da er auf der Stufe des Tieres steht, nicht beweisen und nicht erklären. Ich spreche schon nicht von dem falschen Malthusianismus, welcher objektive Überlegungen zur Grundlage der subjektiven Sittlichkeit macht. Ich spreche schon nicht davon, daß es zwischen dem Mord, der Tötung des Keimes und diesem Verfahren keinen qualitativen Unterschied giebt.

Verzeihen Sie; es ist schändlich und ekelhaft, davon ernst zu sprechen. Man muß darüber sprechen und nachdenken, welche Entartung und Stumpfheit des sittlichen Gefühls die Menschen doch dazu bringen konnte. Und man soll mit ihnen nicht streiten, sondern sie heilen. Fürwahr, der russische analphabete Bauer, der an den „Freitag" glaubt und den Geschlechtsakt als eine Sünde ansieht, steht bedeutend höher, als diese Menschen, die herrlich schreiben und die Frechheit haben, die Philosophie zur Verteidigung ihrer Wildheit anzuführen.

Keine Art menschlicher Verbrechen gegen das moralische Gesetz werden von den Menschen gegenseitig so sehr verborgen, wie die durch den Geschlechtstrieb hervorgerufenen. Auch giebt es kein Verbrechen gegen das moralische Gesetz, das so sehr allen Menschen gemeinsam ist und sie in den verschiedensten und furchtbarsten Formen ergreift, wie das sexuelle. Es giebt kein Verbrechen gegen das sittliche Gesetz, das die Menschen mit so verschiedenen Augen betrachten, indem die einen eine gewisse Handlung für eine furchtbare Sünde halten, die andern aber dieselbe Handlung für eine Bequemlichkeit oder einen gewöhnlichen Genuß ansehen. Es giebt ferner kein anderes Verbrechen, dessen Beurteilung das sittliche Niveau des Menschen so richtig zum Ausdruck bringt, und es giebt schließlich kein Verbrechen, das für die Einzelmenschen

[8] Die Naturforscher beobachteten, daß die Elephanten sich durch eine besondere Mäßigkeit im geschlechtlichen Verkehr, in der Gefangenschaft sogar durch eine besondere Schamhaftigkeit in dieser Beziehung auszeichnen. *Red*.

sowohl, wie für den Fortschritt der gesamten Menschheit so verderblich ist.

Diese Gedanken sind sehr einfach und klar für denjenigen, der dazu denkt, um die Wahrheit zu erkennen. Sonderbar, paradox, ja ungerecht erscheinen nur demjenigen diese Gedanken, wer nicht dazu denkt, um die Wahrheit zu erkennen, sondern dazu, um sein Leben mit all seinen Lastern und Verirrungen für wahr zu halten.

Diese Sache hat niemals ein Ende. Ich denke auch jetzt darüber nach (über die Geschlechtsfrage), und es scheint mir immer, daß man noch vieles klarer sagen und vieles noch hinzufügen muß. Und das ist begreiflich, denn das Werk ist von großer Wichtigkeit und Neuheit, während die Kräfte, ohne falsche Bescheidenheit zu üben, schwach und der Bedeutung des Gegenstandes nicht gewachsen sind.

Ich denke darum, daß alle daran arbeiten müssen, um diese Frage aufzuklären. Wenn jeder von seinem persönlichen Gesichtspunkte aus aufrichtig das sagen wird, was er darüber denkt und fühlt, so wird das Dunkle aufgeklärt werden, das Sonderbare nicht mehr sonderbar erscheinen, und vieles, was wir aus unserer Gewohnheit schlecht zu leben, für natürlich halten, seine Selbstverständlichkeit verlieren. Eine glückliche Zufälligkeit wollte es, daß ich mehr als die Andern die Möglichkeit hatte, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf diesen Gegenstand zu lenken. Es ist nötig, daß die Andern das Werk von den verschiedenen Seiten fortsetzen.

Anhang

[Illustrationsseite]

Tolstoi und seine Gattin Sofja Andrejewna
im Jahr 1887 mit acht von ihren
dreizehn lebend geborenen Kindern

Толстой Лев Николаевич. Собрание сочинений /
Электронное издание. - ИДДК, 2001
(commons.wikimedia.org)

Leo N. Tolstoi

Die Kreutzersonate

Крейцерова соната | 1887/89

Übersetzt
von August Scholz[1]

I.

Es war zu Beginn des Frühlings. Wir reisten bereits den zweiten Tag. Für kürzere oder längere Strecken stiegen Passagiere in den Zug ein und stiegen wieder aus, nur drei Reisende waren, ebenso wie ich, schon von der Abgangsstation aus unterwegs: eine Dame, weder hübsch noch jung, die Zigarette im Mund, mit abgespannten Gesichtszügen, in einem halb nach Herrenart zugeschnittenen Paletot und einer Kappe; ein Bekannter der Dame, ein gesprächiger Vierziger, sorgfältig und modern gekleidet; und noch ein Herr von kleinem Wuchse, der sich abseits hielt, jedoch durch seine heftigen Bewegungen auffiel; er war noch nicht alt, sein krauses Haar war augenscheinlich vorzeitig ergraut und seine auffallend glänzenden Augen flitzten rasch von einem Gegenstand zum andern. Er trug einen alten Paletot mit Lammfellkragen, den einstmals ein tüchtiger Schneider angefertigt haben mochte, und eine hohe Lammfellmütze. Wenn er den Paletot aufknöpfte, gewahrte man darunter ein

[1] Textquelle | Leo TOLSTOI: Die Kreutzersonate / Herr und Knecht. Aus dem Russischen von August Scholz. Berlin: Paul Franke Verlag o. J. [ca. 1920]. [Erstauflage der Übersetzung von August Scholz nicht ermittelt; die Jahresangabe 1890 in einigen Nachdrucken ist irreführend. Das von Scholz ebenfalls übersetzte Nachwort zur „Kreutzersonate“ wird hier fortgelassen, da der vorliegende Band bereits zwei Übersetzungen dieses Textes enthält.] – Der in Oberschlesien geborene Slawist *August Scholz* (1857-1923) arbeitete als Lehrer in Berlin und war ein sehr anerkannter Übersetzer und Vermittler russischer Literatur (u. a. Tolstoi, Dostojewski, Gorki, Tschechow, Gogol).

ärmelloses Wams und ein gesticktes russisches Hemd. Eine Eigentümlichkeit dieses Herrn war, daß er von Zeit zu Zeit seltsame Laute ausstieß, die einem Räuspern oder einem eben begonnenen, jedoch plötzlich unterdrückten Lachen glichen.

Dieser Herr hatte während der ganzen Fahrt jede Unterhaltung und Bekanntschaft mit den übrigen Reisenden sorgfältig vermieden. Auf Anreden der Nachbarn gab er kurze, schroffe Antworten, sonst las er oder sah rauchend zum Fenster hinaus oder holte aus einer alten Reisetasche seinen Proviant hervor, trank Tee oder stärkte sich durch einen Imbiß.

Ich hatte den Eindruck, daß seine Vereinsamung ihm lästig sei, und wollte ihn mehrmals ansprechen, aber jedesmal wenn unsere Augen einander begegneten – was häufig geschah, da wir einander schräg gegenübersaßen – wandte er sich ab und nahm sein Buch vor oder blickte zum Fenster hinaus.

Als der Zug am späten Nachmittag des zweiten Tages auf einer großen Station hielt, stieg dieser nervöse Herr aus, um sich siedendes Wasser zu holen, und bereitete sich im Kupee Tee. Der sorgfältig und modern gekleidete Herr – wie ich später erfahren sollte, ein Advokat – war mit seiner Nachbarin, der rauchenden Dame in dem halb nach Herrenart zugeschnittenen Paletot, in den Wartesaal gegangen, um dort Tee zu trinken.

Während der Abwesenheit des Herrn und der Dame stiegen etliche neue Personen ein, darunter auch ein hochgewachsener, glattrasierter Alter mit runzeligem Gesicht, anscheinend ein Kaufmann, in einem Iltispelz und einer Tuchmütze mit mächtigem Schirm. Der Kaufmann nahm gegenüber dem Sitze des Advokaten und der Dame Platz und begann sogleich ein Gespräch mit einem jungen Menschen, dem Aussehen nach einem Handlungsgehilfen, der gleichfalls auf dieser Station eingestiegen war.

Ich saß den beiden gegenüber, und da der Zug stillstand, konnte ich in den kurzen Augenblicken, wenn gerade niemand vorüberging, Bruchstücke ihrer Unterhaltung hören. Der Kaufmann erzählte zunächst, er fahre nach seinem Gute, das nur eine Station weit abliege; dann kamen sie wie gewöhnlich auf die Marktpreise, die Moskauer Geschäftslage und die Nishnij-Nowgoroder Messe zu sprechen. Der Handlungsgehilfe begann von den Orgien zu schwärmen, die ein ihnen bekannter reicher Kaufmann auf der Messe gefei-

ert habe, der Alte ließ ihn jedoch nicht ausreden, sondern begann selbst von einstigen Zechgelagen in Kunawino, die er mitgemacht hätte, zu erzählen.

Er war offenbar stolz auf seine Teilnahme an jenen Gelagen und berichtete schmunzelnd, wie sie einmal mit eben jenem Bekannten zusammen in Kunawino einen ganz tollen Streich verübt hätten, von dem man nur im Flüstertone reden könne, worauf der Handlungsgehilfe in ein solches Gelächter ausbrach, daß es im ganzen Wagen widerhallte; auch der Alte stimmte in das Lachen ein und ließ seine beiden noch vorhandenen Zähne sichtbar werden.

Ich versprach mir nicht viel Interessantes von der weiteren Unterhaltung der beiden und stand auf, um mich bis zum Abgange des Zuges noch ein wenig auf dem Bahnsteig zu ergehen. In der Tür begegnete ich dem Advokaten mit der Dame, die sich über irgend etwas lebhaft unterhielten.

„Sie werden nicht mehr weit kommen," sagte der gesprächige Advokat zu mir, „es wird gleich zum zweitenmal geläutet."

In der Tat hatte ich kaum den letzten Wagen erreicht, als das Glockenzeichen erklang. Ich kehrte in mein Kupee zurück, wo die Dame und der Advokat immer noch ihre lebhafte Unterhaltung fortsetzten, während der alte Kaufmann ihnen schweigend gegenübersaß, streng vor sich hinschaute und von Zeit zu Zeit mißbilligend an den Lippen kaute.

„… Sie erklärte also ihrem Gatten kurz und bündig," sagte der Advokat lächelnd, als ich an ihm vorüberging, „daß sie mit ihm nicht zusammenleben könne und wolle, da …"

Und er begann irgend etwas zu erzählen, was ich nicht verstand. Hinter mir stiegen noch andere Passagiere ein, dann kam der Zugführer, ein Gepäckträger eilte vorüber und es gab noch eine ganze Weile Trubel und Geräusch, so daß man das Gespräch der beiden nicht hören konnte. Als es endlich still geworden war und ich wieder die Stimme des Advokaten vernahm, war die Unterhaltung zwischen ihm und der Dame anscheinend bereits von dem Sonderfall auf allgemeine Betrachtungen übergegangen.

Der Advokat meinte, daß die Ehescheidungsfrage augenblicklich die öffentliche Meinung in Europa lebhaft beschäftige und daß auch bei uns derartige Fälle immer häufiger vorkämen. Als er merkte, daß alles ringsum schwieg und nur seine Stimme zu verneh-

men war, brach er die Unterhaltung mit der Dame ab und wandte sich zu dem Alten.

„In der alten Zeit kamen solche Dinge nicht vor, nicht wahr?“ sagte er leutselig lächelnd.

Der Alte wollte etwas erwidern, in diesem Augenblick jedoch setzte sich der Zug in Bewegung und der Alte nahm seine Mütze ab, bekreuzigte sich und begann im Flüstertone zu beten. Der Advokat wandte seinen Blick zur Seite und wartete respektvoll. Als der Alte sein Gebet samt der dreimaligen Bekreuzigung beendet hatte, setzte er seine Mütze gerade und tief in die Stirn, machte es sich auf seinem Platze bequem und nahm dann das Wort:

„Sie kamen auch früher wohl vor, mein Herr,“ sagte er, „wenn auch nicht so häufig. Heutzutage kann es ja schließlich nicht anders sein. Die Menschen sind schon gar zu gebildet geworden.“

Der Zug bewegte sich immer rascher und rascher und fuhr donnernd über die Schienenkreuzungen; ich konnte nicht recht hören, was die beiden sprachen, ihre Unterhaltung zog mich jedoch an und so rückte ich näher zu ihnen hin. Mein Gegenüber, der nervöse Herr mit den glänzenden Augen, interessierte sich anscheinend gleichfalls für den Gegenstand des Gespräches und hörte aufmerksam zu, ohne im übrigen seinen Platz zu verlassen.

„Was ist denn an der Bildung so Übles?“ fragte die Dame mit kaum merklichem Lächeln. „Ist es vielleicht richtiger, sich so zu verheiraten, wie es in der alten Zeit geschah, als Bräutigam und Braut einander vorher überhaupt nicht zu Gesicht bekamen?“ fuhr sie fort, indem sie nach Art vieler Damen nicht auf das eben Gesagte erwiderte, sondern darauf, was ihrer Meinung nach noch gesagt werden könnte.

„Sie wußten nicht, ob sie sich liebten, ob sie sich überhaupt jemals würden lieben können, und sie heirateten den ersten besten, um sich vielleicht ihr ganzes Leben lang zu quälen – ist das etwa nach Ihrer Meinung richtiger?“ sagte sie, sich offenbar mehr an mich und an den Advokaten als an den Alten wendend, mit dem sie sich eigentlich unterhielt.

„Gar zu gebildet ist man heute geworden“, wiederholte der Kaufmann, sah die Dame verächtlich an und würdigte sie keiner Antwort.

„Ich wüßte gern, wie Sie den Zusammenhang zwischen der Bil-

dung und der Unverträglichkeit in der Ehe erklären“, sagte kaum merklich lächelnd der Advokat.

Der Kaufmann wollte etwas sagen, doch die Dame fiel ihm ins Wort.

„Nein, die Zeiten sind vorbei“, begann sie und wollte weiterreden, doch der Advokat unterbrach sie.

„Lassen Sie doch, bitte, den Herrn seinen Gedanken klar aussprechen“, sagte er.

„Von der Bildung kommen alle Dummheiten“, sagte der Alte in entschiedenem Tone.

„Erst verheiratet man die jungen Leute miteinander, obwohl sie sich nicht lieben, und dann wundert man sich, daß sie sich nicht vertragen“, beeilte sich die Dame einzuwerfen und sah dabei mich und den Advokaten, ja sogar den Handlungsgehilfen an, der sich von seinem Platze erhoben hatte und, den Ellbogen auf die Rückenlehne gestützt, lächelnd das Gespräch mit anhörte.

„Nur Tiere lassen sich nach dem Willen des Besitzers paaren, während Menschen ihre Neigungen und Sympathien haben“, versetzte die Dame, die den Kaufmann offenbar herauszufordern suchte.

„Sie haben unrecht, wenn sie so reden, meine Gnädige“, erwiderte der Alte. „Ein Tier ist sozusagen ein Stück Vieh, dem Menschen aber ward das Gesetz gegeben.“

„Wie soll man denn aber mit einem Menschen zusammenleben, wenn keine Liebe da ist?“ ereiferte sich die Dame, sichtbar bemüht, ihre Anschauungen, die sie anscheinend für sehr neu hielt, in Worte zu kleiden.

„Früher legte man darauf nicht so viel Gewicht“, sagte der Alte in eindringlichem Tone. „Erst in neuerer Zeit ist das Mode geworden. Sobald etwas vorfällt, sagt die Frau gleich: ‚Ich verlasse dich.‘ Auch bei den Bauern ist das jetzt so üblich geworden. ‚Da,‘ sagt die Frau, ‚hier sind deine Hemden und Hosen, ich geh zum Wanjka, der hat schönere Locken als du.‘ Da hilft kein Reden. Ein Weib muß vor allem durch Furcht im Zaum gehalten werden.“

Der Handlungsgehilfe sah erst den Advokaten, darauf die Dame, dann mich an und bezwang sein Lächeln, um die Worte des Kaufmanns zu bespötteln oder gutzuheißen, je nachdem, wie wir sie aufnehmen würden.

„Was für eine Furcht meinen Sie?“ fragte die Dame.

„Die Furcht, die die Frau vor ihrem Manne haben soll. Diese Furcht meine ich.“

„Nun Väterchen, diese Zeiten dürften doch ein für allemal vorüber sein“, entgegnete die Dame mit einem gewissen Ingrimm.

„Nein, meine Gnädige, diese Zeiten werden noch lange nicht vorüber sein. Wie Eva, das Weib, aus der Rippe des Mannes geschaffen wurde, so wird es auch bleiben bis ans Ende der Welt“, sagte der Alte und schüttelte dabei so streng und triumphierend sein Haupt, daß der Handlungsgehilfe ihm ohne weiteres den Sieg zuerkannte und laut auflachte.

„Ja, so urteilt ihr Männer“, sagte die Dame, die durchaus nicht nachgeben wollte und uns in der Runde anblickte. „Euch selbst nehmt ihr jede Freiheit, die Frau aber wollt ihr unter Schloß und Riegel halten. Ihr dürft euch natürlich alles erlauben.“

„Wer hat da zu erlauben, nicht darum handelt es sich; durch uns Männer kommt kein Zuwachs ins Haus, aber eine Ehefrau bleibt eine Frau, ein leckes Gefäß“, fuhr der Kaufmann in seiner eindringlichen Weise fort.

Die überzeugende Tonart des Alten brachte die Zuhörer offenkundig auf seine Seite und auch die Dame fühlte sich bereits besiegt, doch gab sie noch immer nicht nach.

„Mag sein, aber ich denke, Sie werden doch zugeben, daß auch die Frau ein Mensch ist und Gefühle hat wie der Mann. Was soll sie nun tun, wenn sie ihren Gatten nicht liebt?“

„Nicht liebt!“ wiederholte der Kaufmann finster und zuckte mit den Brauen und Lippen. „Nur keine Angst. Sie wird ihn schon lieben.“ Dieses unerwartete Argument gefiel dem Handlungsgehilfen ganz besonders und er stieß einen Laut des Beifalls aus.

„Nein, sie wird ihn nicht lieben,“ versetzte die Dame, „und wo keine Liebe ist, da hilft auch kein Zwang.“

„Und wenn die Frau dem Manne untreu wird – was dann?“ fragte der Advokat.

„Das darf es nicht geben,“ sagte der Kaufmann, „da heißt es eben die Augen offen halten.“

„Und wenn es doch geschieht? Schließlich kommt es doch einmal vor.“

„Bei andern Leuten mag es vorkommen, bei uns kommt es nicht vor“, sagte der Alte.

Alle schwiegen. Der Handlungsgehilfe rückte näher heran, und da er vermutlich hinter den andern nicht zurückstehen wollte, begann er lächelnd:

„Ja, bei einem Kollegen von mir ist auch so ein Skandal passiert. Schwer zu entscheiden, wen die Schuld trifft. Hatte das Pech, sich eine leichtsinnige Frau zu nehmen. Und die machte ihm tolle Streiche. Er war ein gesetzter, gescheiter Mensch. Zuerst ließ sie sich mit dem Buchhalter ein. Ihr Mann redete ihr im guten zu. Sie war nicht zu halten. Allerlei Gemeinheiten trieb sie. Sein Geld stahl sie ihm, da schlug er sie. Doch es wurde nur immer schlimmer mit ihr. Mit einem Ungetauften, einem Juden, mit Verlaub zu sagen, bändelte sie an. Was sollte er tun? Er ließ sie ganz und gar laufen. Unbeweibt lebt er jetzt, sie aber treibt sich herum.“

„Weil er ein Dummkopf ist“, sagte der Alte. „Hätte er sie gleich von Anfang an richtig im Zaume gehalten und ihr nicht nachgegeben, dann wäre sie schon bei ihm geblieben. Man muß von Hause aus die Zügel stramm ziehen. Trau dem Gaul nicht auf dem Felde und der Frau nicht im Hause!“

In diesem Augenblick trat der Schaffner ins Kupee und fragte nach den Fahrkarten zur nächsten Station. Der Alte gab seine Fahrkarte ab.

„Ja, die Weiber muß man bei Zeiten kurz halten, sonst geht die Sache schief!“

„Aber Sie haben doch eben selbst erzählt, wie verheiratete Leute sich auf dem Jahrmarkt in Kunawino belustigen!“ platzte ich heraus.

„Das ist eine Sache für sich“, sagte der Kaufmann und versank in Schweigen.

Als das Haltesignal ertönte, erhob sich der Kaufmann, holte seine Reisetasche unter der Bank hervor, schlug die Pelzschöße übereinander, lüftete die Mütze und stieg aus dem Wagen.

II.

Kaum war der Alte hinaus, so begann sofort eine mehrstimmige Unterhaltung.

„Ein Patriarch des Alten Testaments“, meinte der Handlungsgehilfe.

„Der leibhaftige Domostroj,“ sagte die Dame, „was für eine rückständige Auffassung von der Frau und der Ehe!“

„Ja, wir sind noch weit entfernt von der europäischen Ansicht über die Ehe“, sagte der Advokat.

„Der Kernpunkt, den solche Leute eben nicht begreifen,“ sagte die Dame, „liegt darin, daß eine Ehe ohne Liebe keine Ehe ist, daß nur die Liebe die Ehe heiligt und daß nur eine Ehe, die von der Liebe geheiligt ist, als richtige Ehe gelten kann.“

Der Handlungsgehilfe hörte zu und lächelte, augenscheinlich bemüht, möglichst viel von den klugen Gesprächen zu gelegentlichem Gebrauche zu behalten.

Während die Dame sprach, ließ sich hinter meinem Rücken ein Laut wie ein ersticktes Lachen oder ein Knurren hören und wir erblickten meinen Nachbar, den grauhaarigen Krauskopf mit den glänzenden Augen, der während der ihn offenbar interessierenden Unterhaltung unbemerkt zu uns herangetreten war. Er stand die Hände auf die Lehne seines Sitzes stützend da und war sichtlich erregt: sein Gesicht war gerötet und der eine Wangenmuskel zuckte beständig.

„Was ist denn das für eine Liebe … Liebe … die die Ehe heiligt?“ sagte er stockend.

Die Dame bemerkte seine Erregung und bemühte sich, ihm so sanft und ausführlich wie möglich zu antworten.

„Die wahre Liebe … Besteht diese Liebe zwischen Mann und Frau, so ist auch eine Ehe möglich“, sagte die Dame.

„Ganz recht – aber was soll man unter der wahren Liebe verstehen?“ fragte schüchtern lächelnd der Herr mit den glänzenden Augen.

„Jedermann weiß doch, was Liebe ist“, sagte die Dame, die offenbar die Unterhaltung mit ihm abzubrechen wünschte.

„Ich weiß es aber nicht“, sagte der Herr. „Wollen Sie mir genauer erklären, was Sie darunter verstehen!“

„Wie denn? Die Sache ist doch sehr einfach“, begann die Dame, dachte jedoch einen Augenblick nach. „Liebe ist die ausschließliche Bevorzugung eines Mannes oder einer Frau vor allen übrigen“, erklärte sie schließlich.

„Bevorzugung – auf wie lange? Auf einen oder zwei Monate oder auf eine halbe Stunde?“ fragte der grauhaarige Herr und lachte hell auf.

„Nein, gestatten Sie – Sie reden anscheinend von etwas anderem.“

„Durchaus nicht, ich rede von demselben Thema.“

„Die Dame meint,“ mischte der Advokat sich ein, „die Ehe müsse erstens einmal auf gegenseitiger Zuneigung – Liebe, wenn Sie wollen – beruhen; nur wenn diese vorhanden sei, könne die Ehe sozusagen als etwas Heiliges gelten; jede Ehe dagegen, der diese natürliche Zuneigung – oder Liebe, wenn Sie wollen – nicht zugrunde liegt, trage nichts sittlich Bindendes in sich. Habe ich Sie richtig verstanden?“ wandte er sich an die Dame.

Die Dame gab ihm durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß er ihre Auffassung richtig dargelegt habe.

„Weiterhin …“ wollte der Advokat in seiner Rede fortfahren, doch der nervöse Herr, dessen Augen jetzt wirklich wie im Feuer glühten und der sich kaum noch beherrschen konnte, ließ den Advokaten nicht weitersprechen, sondern begann selbst:

„Gewiß, ich rede von eben derselben Bevorzugung eines Mannes oder einer Frau vor allen übrigen, und doch frage ich: eine Bevorzugung auf wie lange Frist?“

„Auf wie lange Frist? Auf sehr lange – zuweilen für das ganze Leben“, sagte die Dame achselzuckend.

„Aber das kommt ja nur in Romanen vor, niemals in Wirklichkeit. In Wirklichkeit hält diese Bevorzugung des einen vor den andern vielleicht ein paar Jahre an, was sehr selten ist, häufiger ein paar Monate oder Wochen, zumeist jedoch bemißt sie sich nur nach Tagen oder Stunden“, sagte der Grauhaarige, der sehr wohl zu wissen schien, daß er alle durch seine Meinungsäußerung in Erstaunen versetzte und darin ein gewisses Vergnügen fand.

„Ach, was sagen Sie da! Nicht doch, nein … Nein, erlauben Sie einmal“, begannen wir alle drei wie aus einem Munde. Sogar der

Handlungsgehilfe ließ zum Zeichen des Protestes einen unbestimmten Laut vernehmen.

„Nun ja, ich weiß," überschrie uns der grauhaarige Herr, „Sie sprechen von dem, was man für Wirklichkeit hält, ich aber spreche von dem, was wirklich ist. Jeder Mann empfindet das, was Sie Liebe nennen, für jede hübsche Frau."

„Ach, das ist ja schrecklich, was Sie da sagen! Gibt es denn unter den Menschen nicht jenes Gefühl, das man Liebe nennt, und das nicht nur Monate und Jahre, sondern das ganze Leben lang vorhält?"

„Nein, ein solches Gefühl gibt es nicht. Angenommen, selbst, ein Mann würde eine bestimmte Frau allen andern Frauen für das ganze Leben vorziehen, so würde doch die Frau aller Wahrscheinlichkeit nach einen andern vorziehen. So war es und so ist es immer in der Welt", sagte er, zog eine Zigarette aus seinem Etui und zündete sie an.

„Aber das Gefühl kann doch auch gegenseitig sein", sagte der Advokat.

„Nein, das ist unmöglich," versetzte der Grauhaarige, „wie es unmöglich ist, daß auf einer Fuhre voll Erbsen zwei vorher markierte Erbsen nebeneinander zu liegen kommen. Es handelt sich übrigens hier nicht bloß um eine Frage der Wahrscheinlichkeit, sondern es tritt eben Übersättigung ein. Sein Leben lang einen einzigen Mann oder eine einzige Frau lieben – das wäre etwa dasselbe, wie behaupten wollen, daß eine Kerze das ganze Leben lang brennen werde", sagte er und zog gierig an seiner Zigarette.

„Aber Sie sprechen immer nur von der sinnlichen Liebe. Geben Sie nicht zu, daß es daneben eine Liebe gibt, die auf der Übereinstimmung der Ideale, auf geistiger Verwandtschaft beruht?" sagte die Dame.

„Geistige Verwandtschaft! Übereinstimmung der Ideale!" wiederholte er und ließ seinen Laut hören. „Aber dann brauchen sie doch nicht miteinander zu schlafen – verzeihen Sie, daß ich so geradezu rede! Um der Übereinstimmung der Ideale willen legen sich also die Menschen zusammen schlafen!" sagte er und lachte nervös auf.

„Aber gestatten Sie," sagte der Advokat, „die Tatsachen widersprechen dem, was Sie sagen. Wir sehen, daß Ehen existieren, daß

die Menschheit oder doch ihre Mehrheit im Ehestande lebt, und daß viele Paare ein langjähriges, ehrbares Eheleben führen."

Der grauhaarige Herr lachte wieder auf.

„Sie sagen, die Ehen seien auf Liebe begründet; wenn ich aber bezweifle, daß es neben der sinnlichen Liebe eine andere gibt, dann wollen Sie mir die Existenz dieser andern Liebe damit beweisen, daß Ehen existieren. Die Ehen aber sind doch in unserer Zeit geradezu ein Betrug!"

„Durchaus nicht – erlauben Sie, bitte!" sagte der Advokat, „ich sage nur, daß Ehen existiert haben und noch existieren."

„Gewiß existieren sie! Aber wo und wie existieren sie? Sie existierten und existieren bei den Leuten, die in der Ehe etwas Geheimnisvolles sehen, ein Sakrament, das vor Gott verpflichtet. Bei diesen Leuten existiert eine Ehe, bei uns jedoch nicht. Bei uns heiraten die Leute, ohne in der Ehe etwas anderes zu sehen als eine Paarung, und das Ende vom Liede ist Betrug oder Gewalttat. Der Betrug wird noch einigermaßen leicht ertragen. Mann und Frau lügen den Leuten vor, daß sie in der Einehe leben, in Wirklichkeit jedoch leben sie in Vielweiberei und Vielmännerei; das ist widerwärtig, aber es geht noch an; doch wenn, wie es zumeist der Fall ist, Mann und Frau die äußerliche Verpflichtung übernommen haben, ihr ganzes Leben lang gemeinsam zu leben und schon vom zweiten Monat an einander hassen und den Wunsch hegen, sich zu trennen, und dennoch zusammen weiterleben, dann entsteht jene fürchterliche Hölle, in welcher Trunksucht, Revolver und Gift, Mord und Selbstmord ihre verhängnisvolle Rolle spielen." Er hatte das alles ganz rasch gesagt, ließ niemanden zu Worte kommen und war mehr und mehr in Hitze geraten.

Eine peinliche Stimmung herrschte unter uns.

„Gewiß, ohne Zweifel gibt es kritische Episoden im Eheleben", sagte der Advokat, der dem anstößigen, hitzigen Tone des Gespräches ein Ende machen wollte.

„Sie haben mich erkannt, wie ich sehe?" sagte der grauhaarige Herr leise und scheinbar ruhig.

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen."

„Das Vergnügen wäre nicht allzu groß. Ich bin Posdnyschew, der Mann, dem jene kritische Episode passiert ist, auf die Sie ange-

spielt haben – der Mann, der seine Frau getötet hat“, sagte er und ließ seinen Blick rasch über uns alle hingleiten.

Niemand faßte sich schnell genug, um ihm etwas zu erwidern, und alles schwieg.

„Nun, gleichviel,“ sagte er und stieß wieder seinen Laut aus. „Verzeihen Sie übrigens … äh! Ich will nicht stören.“

„Oh, nicht doch, bitte recht sehr“, sagte der Advokat, ohne selbst zu wissen, um was er eigentlich „bitten“ sollte. Posdnyschew hörte jedoch nicht auf ihn, wandte sich rasch um und ging auf seinen Platz. Der Advokat flüsterte mit der Dame. Ich saß jetzt neben Posdnyschew und wußte nicht, was ich sagen sollte. Zum Lesen war es zu dunkel, so schloß ich die Augen und stellte mich, als wollte ich einschlafen. Schweigend fuhren wir bis zur nächsten Station.

Auf dieser Station stiegen der Advokat und die Dame in einen andern Wagen, sie hatten das schon vorher mit dem Schaffner verabredet. Der Handlungsgehilfe hatte sich auf der Sitzbank ausgestreckt und war eingeschlafen, Posdnyschew rauchte und trank seinen Tee, den er sich schon auf der vorhergehenden Station bereitet hatte.

Als ich die Augen öffnete und ihn ansah, wandte er sich plötzlich in erregtem, heftigem Tone an mich:

„Es ist Ihnen vielleicht unangenehm, neben mir zu sitzen, nachdem Sie wissen, wer ich bin? Dann will ich hinausgehen.“

„O nein, ich bitte Sie!“

„Nun, dann erlaube ich mir, Ihnen ein Glas Tee anzubieten. Er ist aber sehr stark.“

Er schenkte mir ein Glas Tee ein.

„Da machen sie nun schöne Worte. … Und alles ist Lüge. …“ sagte er.

„Wovon reden Sie?“ fragte ich.

„Immer noch von derselben Sache: von der sogenannten Liebe und was so drum und dran ist. Sie wollen vielleicht schlafen?“

„Nein, ich bin nicht müde.“

„Dann will ich Ihnen, wenn Sie gestatten, erzählen, wie ich durch eben diese Liebe zu alledem gekommen bin, was ich erlebt habe.“

„Ja, wenn es Ihnen nicht schwer fällt.“

„Nein, eher fällt mir das Schweigen schwer. Trinken Sie, bitte – oder ist Ihnen der Tee zu stark?“

Der Tee war in der Tat so dunkel wie Bier, doch ich trank mein Glas aus. In diesem Augenblick ging der Schaffner durch das Kupee. Posdnyschew folgte ihm mit finsterem Blick und begann erst, als er fort war.

III.

Nun, so will ich Ihnen also erzählen … Es ist Ihnen doch recht?“

Ich versicherte nochmals, daß es mir sehr recht sei. Er schwieg eine Weile, fuhr sich mit den Händen über das Gesicht und begann:

„Wenn ich schon davon erzähle, so muß ich alles von Anfang an erzählen: ich muß erzählen, wie und weshalb ich heiratete und wes Geistes Kind ich vor meiner Heirat gewesen bin.

„Ich lebte vor meiner Heirat so, wie alle – d. h. alle, die zu unserem Gesellschaftskreise gehören – zu leben pflegen. Ich bin Gutsbesitzer, Kandidat der Universität und war Adelsmarschall. Ich lebte bis zu meiner Heirat wie alle leben, d. h. ich gab mich Ausschweifungen hin und war überzeugt, daß ich ein ganz normales Leben führe. Ich hielt mich für einen lieben Jungen und einen durchaus moralischen Menschen. Ich war kein Verführer, hatte keine unnatürlichen Neigungen und machte den Sinnengenuß nicht zum Hauptziel meines Lebens, wie das so viele meiner Altersgenossen taten, sondern gab mich der Ausschweifung mit Maß, auf anständige Art, um der Gesundheit willen hin. Ich ging solchen Frauen aus dem Wege, die mich durch die Geburt eines Kindes oder durch allzu große Anhänglichkeit an meine Person hätten fesseln können.

„Übrigens, vielleicht waren Kinder da, und vielleicht war auch gelegentlich eine größere Anhänglichkeit vorhanden, doch ich stellte mich so, als ob nichts davon da wäre. Und das hielt ich nicht nur für moralisch, sondern ich bildete mir gar etwas darauf ein …“

Er hielt inne und gab seinen Laut von sich, wie er immer zu tun pflegte, wenn ihm offenbar ein neuer Gedanke durch den Kopf ging.

„Darin liegt ja gerade die Hauptgemeinheit“, schrie er auf. „Die Ausschweifung beruht nicht auf irgend etwas Physischem – physische Unanständigkeit ist bei weitem noch keine Ausschweifung; die Ausschweifung besteht gerade darin, daß der Mann sich von jeglicher moralischen Beziehung zu der Frau, mit der er in physischen

Verkehr tritt, für frei hält. Und eben diese Selbstbefreiung rechnete ich mir sogar zum Verdienst an. Ich erinnere mich, welche Qual es mir bereitete, als ich einstmals einer Frau, die sich mir wahrscheinlich aus Liebe hingegeben hatte, kein Geld hatte geben können und wie ich mich erst beruhigte, als ich ihr eine gewisse Summe übersandt und damit zu verstehen gegeben hatte, daß ich mich nunmehr ihr gegenüber in keiner Weise für moralisch gebunden erachte … Nicken Sie nicht mit dem Kopfe, als wenn Sie mir beistimmten!" schrie er mich plötzlich an. „Ich kenne diese Mätzchen. Wir alle, und auch Sie, wenn Sie nicht eine seltene Ausnahme bilden, haben bestenfalls dieselben Ansichten, die auch ich damals hatte. Nun, gleichviel, nehmen Sie es mir nicht übel," fuhr er fort, „aber die Sache ist eben die, daß das alles so entsetzlich, entsetzlich, entsetzlich ist!"

„Was ist so entsetzlich?" fragte ich.

„Dieser Abgrund der Verirrung, worin wir hinsichtlich der Frauen und der Beziehungen zu ihnen dahinleben. Nein, ich vermag davon nicht ruhig zu sprechen – nicht darum, weil mir diese ‚Episode', wie jener Herr sich ausdrückte, zugestoßen ist, sondern weil mir seit der bewußten Episode die Augen aufgegangen sind und ich alles in einem völlig neuen Lichte sehe. Alles umgekehrt, alles umgekehrt!"

Er zündete sich eine Zigarette an, stützte die Ellbogen auf die Knie und begann aufs neue.

In der Dunkelheit konnte ich sein Gesicht nicht sehen, sondern hörte nur durch das Rütteln des Wagens seine eindringliche, wohlklingende Stimme.

IV.

„Ja, nur dank den Leiden, die ich erduldete, nur durch sie habe ich die Wurzel alles Übels erkannt, und begriffen, wie alles sein sollte, und darum die ganze Entsetzlichkeit des Bestehenden durchschaut.

Wollen Sie nun gefälligst aufmerken, wie und wann das seinen Anfang nahm, was schließlich zu meiner Episode führte. Es begann zu einer Zeit, da ich noch nicht volle sechzehn Jahre zählte. Ich war damals noch auf dem Gymnasium und mein älterer Bruder stand als Student im ersten Semester. Ich kannte die Frauen noch nicht,

doch war ich, wie all die unglücklichen Kinder unserer Gesellschaftskreise, kein unschuldiger Knabe mehr; seit mehr als einem Jahre war ich bereits durch andere Knaben verdorben. Schon machte mir die Frau zu schaffen, nicht eine bestimmte Frau, sondern die Frau als ein süßes Etwas, die Frau schlechthin, jede Frau, die Nacktheit der Frau war es, die mich bereits peinigte. In den Stunden der Einsamkeit vermochte ich nicht, meine Reinheit zu wahren. Ich litt und quälte mich, wie neunundneunzig vom Hundert unserer Knaben sich quälen. Entsetzen ergriff mich, ich duldete, ich betete – und kam immer wieder zu Falle. Ich war bereits verdorben in Gedanken und in Wirklichkeit, den letzten Schritt jedoch hatte ich noch nicht getan. Ich ging allein dem Untergange entgegen, hatte aber noch nicht Hand angelegt an ein anderes menschliches Wesen. Doch ein Kamerad meines Bruders, gleichfalls Student, ein lustiger Bursche, ein sogenannter guter Kerl, d. h. ein richtiger Taugenichts, der uns auch das Trinken und Kartenspielen beigebracht hatte, überredete uns nach einer Kneiperei, ‚dahin' zu fahren. Und so fuhren wir denn da hin. Mein Bruder, der gleichfalls noch unschuldig war, kam in jener Nacht zu Falle. Und ich, der sechzehnjährige, unreife Bursche, besudelte mich selbst und half ein Weib besudeln, ohne auch nur im geringsten zu begreifen, was ich tat. Hatte mir doch niemand von den Älteren je gesagt, daß das, was ich tat, etwas Böses sei. Auch heute wird man eine solche Warnung nie zu hören bekommen. In den ‚zehn Geboten' ist davon allerdings die Rede, gewiß, aber die ‚zehn Gebote' sind doch schließlich nur dazu da, daß man dem Religionslehrer bei der Prüfung eine Antwort gibt, auch sind diese Gebote lange nicht so wichtig, wie das Gebot über den richtigen Gebrauch des ‚ut' in Bedingungssätzen.

So hatte ich von allen älteren Leuten, auf deren Meinung ich Wert legte, nie davon gehört, daß es sich dabei um etwas Böses handle. Im Gegenteil hatte ich von diesen Leuten, die ich hochschätzte, immer nur gehört, die Sache sei durchaus gut und löblich. Ich hatte gehört, daß meine Kämpfe und Leiden danach zum Stillstand kommen würden, hatte es gehört und gelesen; von älteren Leuten hatte ich gehört, daß diese Sache der Gesundheit dienlich sei, und die Kameraden meinten, es läge darin etwas Verdienstliches, eine gewisse Schneidigkeit. Man sah also darin nur lauter Gutes. Die Gefahr einer Erkrankung? Auch dafür ist Vorsorge getroffen. Die

Polizeibehörde trifft ihre umsichtigen Maßnahmen. Sie überwacht und regelt das Leben der Freudenhäuser und schützt die Ausschweifungen der Gymnasiasten. Besoldete Ärzte tragen Sorge dafür. Somit ist alles aufs beste bestellt. Sie behaupten, die Ausschweifung sei der Gesundheit zuträglich, und sie achten darauf, daß die Ausschweifung ihren wohlgeregelten, geordneten Gang nehme. Ich kenne Mütter, die in dieser Hinsicht sich selbst um die Gesundheit ihrer Söhne bekümmern. Und auch die Wissenschaft schickt ja die jungen Leute in die Freudenhäuser."

„Die Wissenschaft? Wieso?" fragte ich.

„Nun, was sind denn die Ärzte anderes als Priester der Wissenschaft! Wer verdirbt denn die jungen Leute durch die Behauptung, daß dies für die Gesundheit notwendig sei – wer denn anders als sie? Und dann kurieren sie mit dem ernstesten Gesichte von der Welt – die Syphilis!"

„Warum soll man denn die Syphilis nicht heilen?"

„Weil, wenn auch nur der hundertste Teil der Anstrengungen, welche auf die Heilung der Syphilis verwandt werden, der Bekämpfung des Lasters gewidmet würde, die Syphilis längst ausgerottet wäre. So aber werden diese Anstrengungen nicht zur Bekämpfung der Ausschweifung, sondern zu ihrer Förderung, zur Sicherung ihrer Gefahrlosigkeit verwendet. Doch nicht das ist der Kernpunkt der Sache. Der Kernpunkt ist vielmehr, daß ich, gleich neun Zehnteln – oder noch mehr – der jungen Leute unserer Kreise, ja überhaupt aller, auch der bäuerlichen Kreise, das Unglück hatte, nicht dem natürlichen Zauber der Reize einer bestimmten Frau zu erliegen. Nein, nicht *eine* Frau hat mich verführt, sondern ich erlebte diesen sittlichen Fall darum, weil die Angehörigen des mich umgebenden Gesellschaftskreises in meinem sittlichen Fall teils eine normale, gesundheitsfördernde Funktion, teils einen völlig natürlichen, nicht nur verzeihlichen, sondern sogar unschuldigen Zeitvertreib eines jungen Mannes sahen. Ich begriff gar nicht, daß hier von einem sittlichen Fall die Rede sein könne; ich begann mich diesen Dingen einfach hinzugeben, die einerseits als Vergnügen, andrerseits als Bedürfnis gelten und, wie man mir eingeprägt hatte, einem bestimmten Alter eigentümlich seien, begann mich dieser Ausschweifung hinzugeben, wie ich seinerzeit mit dem Trinken und Rauchen be-

gonnen hatte. Und doch lag in diesem ersten sittlichen Fall etwas Besonderes und tief Bewegendes.

Ich erinnere mich, daß mir gleich dort, an Ort und Stelle, bevor ich noch das Zimmer verlassen hatte, ganz traurig zumute wurde, so traurig, daß ich nahe daran war, zu weinen. Zu weinen um meine verlorene Unschuld, um das für immer zerstörte Verhältnis zum Weibe. Ja, das natürliche, einfache Verhältnis zum Weibe war für mich auf immer verloren; ein reines Verhältnis zum Weibe gab es seither für mich nicht mehr und konnte es nicht mehr geben. Ich war das geworden, was man einen Wüstling nennt. Und ein Wüstling zu sein, ist ein ähnlicher physischer Zustand wie der Zustand des Morphinisten, des Trinkers, des Rauchers. Wie der Morphinist, der Trinker, der Raucher kein normaler Mensch mehr ist, so ist der Mann, der mehrere Frauen zu seinem Genusse kennengelernt hat, kein normaler Mensch mehr, sondern ein für immer verdorbener ‚Wüstling'. Wie man den Trinker und den Morphinisten sogleich am Gesichte und am ganzen Gebaren erkennt, so ist auch der Wüstling sogleich als solcher zu erkennen. Der Wüstling mag sich bemühen, enthaltsam zu sein und seinen Hang zu bekämpfen – eine einfache, klare, reine Beziehung zum Weibe, wie die Beziehung des Bruders zur Schwester, wird es für ihn niemals mehr geben. An der Art, wie er aufblickt und ein junges Weib ansieht, ist der Wüstling zu erkennen. So war ich also ein Wüstling geworden und blieb ein solcher, und das eben war es, was mich zugrunde gerichtet hat."

V.

„Ja, so ist es; dann ging es weiter und weiter, ich hatte alle möglichen Verhältnisse. Mein Gott, wenn ich so an alle Gemeinheiten zurückdenke, die ich in dieser Hinsicht begangen habe, dann erfaßt mich ein wahrer Schrecken. Und dabei lachten mich die Kameraden noch aus wegen meiner sogenannten Unschuld. Was bekam man erst zu hören, wenn von der goldenen Jugend, den Offizieren, den Gecken nach Pariser Art die Rede war! Und wie kamen sich alle diese Herren, darunter auch ich, diese dreißigjährigen Lebemänner, die wohl Hunderte aller möglichen abscheulichen Verbrechen gegen die Frauen auf dem Gewissen hatten, wie kamen sie sich vor, wenn sie

sauber gewaschen, glatt rasiert und parfümiert, in schimmernder Wäsche, in Frack oder Uniform in den Empfangssalon oder den Ballsaal traten – ein wahres Sinnbild der Reinheit, zum Entzücken!

Bedenken Sie doch einmal, wie es eigentlich sein müßte, und wie es in Wirklichkeit ist! Es müßte so sein: wenn in einer Gesellschaft ein solcher Herr sich meiner Schwester oder Tochter nähert, so müßte ich, der ich sein Leben kenne, zu ihm hintreten, ihn auf die Seite nehmen und ihm leise ins Ohr flüstern: ‚Mein Lieber, ich weiß, was für ein Leben du geführt hast, wie und mit wem du deine Nächte verbringst. Du gehörst nicht hierher. Hier sind reine, unschuldige Mädchen. Entferne dich!' So müßte es sein; in Wirklichkeit aber ist es so, daß, wenn ein solcher Herr auf der Bildfläche erscheint und mit meiner Schwester oder Tochter tanzt und sie an sich preßt, wir förmlich jubeln, wofern er nur reich ist und gute Verbindungen hat. Wer weiß, vielleicht macht er nach dieser oder jener berühmten Kurtisane auch meine Tochter glücklich! Und wenn selbst Spuren einer Erkrankung an ihm verblieben sind – was tut es? Heutzutage bringt die Medizin so etwas ganz leicht weg. Ja, ich kenne sogar ein paar Mädchen aus den höheren Kreisen, die von ihren Eltern bereitwilligst an Männer verheiratet wurden, denen eine gewisse Krankheit tief im Leibe saß. Oh, oh … welche Gemeinheit! Doch es kommt die Zeit, da auch diese Gemeinheit und Lüge entlarvt werden wird!"

Er ließ mehrmals seinen sonderbaren Laut hören und machte sich an seinen Tee. Der Tee war sehr stark – es war kein Wasser da, um ihn zu verdünnen. Ich spürte es, wie sehr mich die zwei Gläser erregten, die ich getrunken hatte. Auch auf ihn mußte der Tee wohl eingewirkt haben, denn er wurde immer erregter. Seine Stimme nahm immer mehr einen markanten, singenden Ausdruck an. Jeden Augenblick wechselte er seine Haltung, nahm seine Mütze ab, setzte sie wieder auf und sein Gesicht veränderte sich ganz seltsam in dem Halbdunkel, worin wir saßen.

„So also lebte ich bis zu meinem dreißigsten Jahre," fuhr er fort, „und nicht einen Augenblick gab ich die Absicht auf, zu heiraten und ein ganz ideales, reines Familienleben zu begründen, und in dieser Absicht sah ich mich eifrig unter den jungen Mädchen um, die für mich in Betracht kommen konnten. Ich besudelte mich selbst mit dem Schmutz der Ausschweifung und schaute gleichzeitig nach

jungen Mädchen aus, die im Punkte der Keuschheit meiner würdig wären! Viele schied ich eben darum aus dem Wettbewerb aus, weil sie mir nicht rein genug erschienen; endlich aber fand ich eine, die ich für würdig erachtete, meine Gattin zu werden. Es war eine der beiden Töchter eines Gutsbesitzers aus dem Gouvernement Pensa, der einstmals sehr reich gewesen war, jedoch sein Vermögen verloren hatte.

Eines Abends, nachdem wir zusammen eine Kahnfahrt gemacht hatten und beim Mondschein heimgekehrt waren, saß ich neben ihr und war ganz entzückt von ihrem schlanken, in eine knappe englische Robe gepreßten Figürchen und ihren Locken; plötzlich kam ich zu dem Entschluß: sie und keine andere ist es! Es schien mir an jenem Abend, daß sie alles, alles verstehe, was ich fühlte und dachte. In Wirklichkeit lag nichts weiter vor, als daß die englische Robe und die Locken ihr ausnahmsweise gut zu Gesichte standen, und daß ich nach dem in ihrer traulichen Nähe verbrachten Tag den Wunsch nach noch intimerer Traulichkeit hegte.

Merkwürdig, wie leicht die Menschen der Illusion verfallen, daß Schönheit zugleich auch Güte sei! Eine schöne Frau kann ruhig Dummheiten schwatzen – man hört ihr zu und hört nicht die Dummheiten heraus, sondern nur lauter kluge Sachen. Sie redet und tut häßliche Dinge – und man findet alles nett. Redet sie nun gar weder dumme noch häßliche Dinge und ist sie wirklich schön: gleich bildet man sich ein, sie sei ein Wunder an Verstand und Tugend.

Ich war in einem Wonnerausch heimgekehrt, vollkommen überzeugt, daß sie der Gipfel sittlicher Vollkommenheit, daher würdig sei, meine Gattin zu werden, und so trug ich ihr denn am nächsten Tage meine Hand an.

Was für eine Begriffsverwirrung! Unter tausend Männern, die heiraten, gibt es – nicht nur in unseren Kreisen, sondern leider auch in den breiten Volksschichten – kaum einen einzigen, der nicht vorher schon zehn-, ja, wie Don Juan, hundert- und tausendmal verheiratet gewesen wäre.

Es gibt allerdings heutigestags, wie man mir sagt, und wie ich selbst beobachtet habe, sittenreine junge Leute, die da fühlen und wissen, daß dies kein Scherz ist, sondern eine sehr, sehr ernste Sache. Gott segne sie! Zu meiner Zeit gab es nicht *einen* einzigen auf

zehntausend. Und alle wissen das und stellen sich so, als ob sie es nicht wüßten. In allen Romanen sind die Gefühle der Helden, die Teiche und Gebüsche, an denen sie entlang wandeln, bis ins kleinste geschildert; doch wenn die große Liebe solch eines Helden zu irgendeinem Mädchen beschrieben wird, verschweigt man wohlweislich, was mit ihm, diesem interessanten Helden, früher vorgefallen ist; kein Wort verlautet von seinen Besuchen in den Freudenhäusern, von seinen Abenteuern mit Stubenmädchen, Köchinnen und fremden Frauen. Wenn aber solche ‚unanständigen' Romane dennoch existieren, so gibt man sie gerade denjenigen nicht in die Hand, die sie vor allem lesen sollten, nämlich – den jungen Mädchen.

Den jungen Mädchen wird zunächst einmal vorgeheuchelt, daß die Unsittlichkeit, die die Hälfte des Lebens unserer Städte und selbst unserer Dörfer ausfüllt, überhaupt gar nicht existiere. Dann gewöhnt man sie so sehr an diese Heuchelei, daß sie schließlich, wie die Engländer, allen Ernstes zu glauben beginnen, wir seien alle sehr moralische Menschen und lebten in einer sehr moralischen Welt. Die armen Mädchen glauben das wirklich steif und fest. Auch meine unglückliche Frau glaubte es. Ich erinnere mich, wie ich einmal als Verlobter ihr mein Tagebuch zeigte, aus dem sie wenigstens einiges aus meiner Vergangenheit erfahren konnte, namentlich über mein letztes Verhältnis, über das sie leicht auch von anderer Seite unterrichtet werden konnte, so daß ich es vorzog, sie selbst darüber einiges wissen zu lassen. Ich erinnere mich ihres Entsetzens, ihrer Verzweiflung, ihrer Verwirrung, als sie alles erfahren und begriffen hatte. Ich sah, daß sie damals mit mir brechen wollte. Ach, warum hat sie es nicht getan? …"

Er ließ wieder seinen Laut hören, schlürfte noch einen Schluck Tee und schwieg eine Weile.

VI.

Doch nein, es ist besser so, wirklich besser!" rief er dann laut aus. „Es ist mir ganz recht geschehen. Aber nicht davon soll die Rede sein. Ich wollte sagen, daß die Betrogenen hier doch eigentlich nur die unglücklichen Mädchen sind.

Die Mütter wissen das recht gut, namentlich jene Mütter, die von ihren Männern erzogen worden sind. Und während sie sich so stellen, als glaubten sie an die Reinheit der Männer, handeln sie in der Praxis ganz anders. Sie wissen, mit welchem Köder sie für sich und ihre Töchter die Männer fangen sollen.

Nur wir Männer allein wissen es nicht – und zwar wissen wir es darum nicht, weil wir es nicht wissen wollen, während die Frauen sehr wohl wissen, daß die sogenannte ideale Liebe nicht von moralischen Vorzügen abhängt, sondern von der physischen Vertraulichkeit und von solchen Dingen wie die Frisur, die Farbe und der Schnitt des Kleides. Fragen Sie eine erfahrene Kokette, die es sich vorgenommen hat, einen Mann zu bezaubern, was sie eher riskieren würde: in seiner Gegenwart der Lüge, der Grausamkeit, ja selbst der Unsittlichkeit überführt zu werden oder in einem schlecht gearbeiteten, geschmacklosen Kleide vor ihm zu erscheinen! Jede einzelne wird sich für das erste entscheiden. Sie weiß, daß die erhabenen Gefühle, die unsereins zur Schau trägt, durch und durch erlogen sind, daß es dem Manne nur auf den Körper ankommt, daß er alle Laster verzeiht, nicht aber ein häßliches, schlecht gearbeitetes, geschmackloses Kleid.

Die Kokette ist sich dessen klar bewußt, dem unschuldigen Mädchen aber sagt es, wie den Tieren, eine aus dem Unbewußten kommende Empfindung.

Daher diese englischen Roben, diese abscheulichen Tournüren, diese nackten Schultern, Arme und womöglich auch Brüste. Die Frauen, namentlich jene, die durch die Schule der Männer gegangen sind, wissen sehr wohl, daß die Gespräche über ideale Dinge eben nur Gespräche sind, und daß der Mann nur nach dem Körper verlangt und nach alledem, was diesen anziehend und verlockend erscheinen läßt. Und danach richten sie sich dann auch.

Streifen wir nur einmal die Gewöhnung an diese Zuchtlosigkeit ab, die uns zur zweiten Natur geworden ist, und betrachten wir das Leben unserer höheren Klassen in der ganzen Schamlosigkeit, in der es sich darstellt, dann haben wir tatsächlich nichts weiter vor uns als ein einziges Freudenhaus … Sie wollen das bestreiten? Gestatten Sie, ich will es Ihnen beweisen“, versetzte er, mich unterbrechend. „Sie sagen, die Frauen unserer Gesellschaft hätten andere Interessen als die Frauen in den Freudenhäusern, und ich sage Ihnen: das ist nicht

der Fall, und ich werde Ihnen das beweisen. Wenn zwei Menschen sich in ihren Lebenszielen und ihrem Lebensinhalt unterscheiden, so wird dieser Unterschied zweifellos auch in ihrem Äußeren zutage treten, dieses Äußere wird bei beiden verschieden sein. Werfen Sie nur einen Blick auf jene Unglücklichen, Geächteten, und auf die vornehmen Damen unserer höchsten Gesellschaft: dieselben Toiletten, derselbe Schnitt, dieselben Parfüms, dieselben nackten Arme, Schultern und Brüste und dieselben knappen, prallen Tournüren; die gleiche Schwäche für Edelsteine, für kostspielige, blitzende Gegenstände, die gleiche Vorliebe für Vergnügungen und Tanz, für Musik und Gesang. Gleichwie jene die Männer durch alle möglichen Mittel anzulocken suchen, so auch diese. Nur daß die Prostituierten ‚für kurze Frist' in der Regel mit Verachtung behandelt werden, während die Prostituierten ‚für lange Frist' volle Hochachtung genießen."

VII.

„Ja, so wurden also diese englischen Taillen, diese Locken und Tournüren für mich sozusagen zu Fallen. Mich zu fangen, war übrigens leicht, weil ich unter ähnlichen Bedingungen wie die meisten jungen Leute aufgewachsen war, bei denen die verliebten Gefühle wie Gurken im Warmhause aufschießen. Unsere aufreizende, überreichliche Kost bei völliger Enthaltung von körperlicher Arbeit ist ja schließlich nichts anderes als eine systematische Aufreizung unserer Sinnlichkeit. Sie mögen das mit Staunen hören oder nicht, es ist einmal so. Auch ich hatte für alles das bis in die letzte Zeit keinen Blick. Jetzt aber bin ich sehend geworden. Darum peinigt es mich auch so, daß niemand die Sache klar übersieht und daß die Menschen so törichtes Zeug darüber reden, wie vorhin diese Dame hier.

Ja … in meiner Nachbarschaft arbeiteten im Frühjahr die Bauern an der Aufschüttung des Eisenbahndammes. Die gewöhnliche Nahrung des Bauernburschen besteht aus Brot, Kwas und Zwiebeln; er bleibt dabei lebhaft, kräftig und gesund und ist imstande, tüchtige Feldarbeit zu verrichten. Arbeitet er auf der Eisenbahn, so besteht seine Kost aus Grütze und einem Pfund Fleisch täglich. Dieses Fleischquantum jedoch setzt er in sechzehnstündiger Arbeitszeit,

hinter einem Karren von dreißig Pud, in Kraft um. Und er befindet sich wohl dabei. Wir aber verzehren täglich zwei Pfund Rindfleisch, dazu Wild und Fische und allerhand erhitzende Speisen und Getränke – wie soll der Körper das alles verarbeiten? Er setzt es in sinnliche Exzesse um. Wird das Sicherheitsventil nach dieser Richtung geöffnet und funktioniert es richtig, so ist alles in Ordnung; schließt man das Ventil jedoch, wie ich es zuzeiten getan habe, so tritt alsbald eine innere Umwandlung und damit ein Zustand ein, der, durch das Prisma unseres unnatürlichen Lebens hindurchschreitend, als Verliebtheit vom reinsten Wasser und selbst als Platonismus in Erscheinung tritt. Und so verliebte auch ich mich, wie sich alle verlieben. Alles war da: das Entzücken, die Rührung, die Poesie. In Wirklichkeit jedoch war diese meine Liebe einerseits ein Produkt der Tätigkeit Mamas und der Schneiderinnen, andererseits ein Ergebnis der von mir verschlungenen überschüssigen Nahrung bei untätiger Lebensweise. Wären nicht die Bootsfahrten, die Taillen der Schneiderinnen usw. gewesen, hätte die junge Dame ein Hauskleid von schlechtem Schnitt getragen, hätte ich, wie jeder Mensch in normalen Lebensverhältnissen, so viel Nahrung zu mir genommen, als ich zur Verrichtung meines täglichen Arbeitspensums bedurfte, und wäre das Sicherheitsventil bei mir geöffnet gewesen, statt daß ich es um jene Zeit gerade aus irgendeinem Grunde geschlossen hatte, dann hätte ich mich nicht verliebt, und es wäre nichts geschehen.

VIII.

So aber klappte alles ausgezeichnet: meine Stimmung, das schicke Kleid, die Kahnfahrt – alles war nach Wunsch ausgefallen. Zwanzigmal war der Versuch mißlungen, diesmal jedoch gelang er ganz glatt. Ich saß drin, wie in einem Fuchseisen. Ich scherze nicht. Die Ehen werden ja jetzt genau so angelegt wie die Fuchseisen. Nichts natürlicher auch: das Mädchen ist herangereift, also muß es einen Mann haben. Die Sache erscheint sehr einfach, wenn das Mädchen keine Mißgeburt ist und es an heiratslustigen Männern nicht fehlt. Früher, in der alten Zeit, erledigten die Eltern die ganze Angelegenheit: war das Mädchen herangewachsen, so suchten sie ihm einen Mann.

So war und so ist es bei der ganzen Menschheit Brauch: bei den Chinesen, den Indern, Mohammedanern, bei uns im Volke – beim gesamten Menschengeschlecht, mindestens bei neunundneunzig Hundertsteln, ist das der Fall. Nur das eine Hundertstel oder noch weniger von uns Wüstlingen hat gefunden, das sei nicht das Richtige, und hat sich etwas Neues ausgedacht. Und worin besteht nun dieses Neue? Es besteht darin, daß die Mädchen dasitzen und die Männer wie auf dem Markte auf und ab gehn und wählen. Die Mädchen aber warten und denken, ohne daß sie es auszusprechen wagen: ‚Ach, mein Lieber, nimm mich!' – ‚Nein, nein – mich!' – ‚Nicht jene dort, sondern mich; sieh doch, was für Schultern ich habe und was sonst noch alles!' – Und wir Männer gehen auf und ab und mustern sie und sind höchst zufrieden. ‚Wir wissen Bescheid,' sagen die Herren der Schöpfung, ‚wir fallen nicht so leicht herein!' Und wie sie so prüfend auf und ab schreiten und sich freuen, daß alles für sie so nett hergerichtet ist – schwapp, sitzt schon einer, der sich nicht genug vorgesehen hat, in dem Eisen fest."

„Wie soll es denn nun gehalten werden?" sagte ich. „Soll vielleicht die Frau den Antrag machen?"

„Das weiß ich wirklich nicht; aber wenn schon Gleichheit herrschen soll, dann soll auch vollständige Gleichheit herrschen. Wenn man die alte Methode der Ehestiftung erniedrigend findet, so ist ***diese*** Methode noch tausendmal schlimmer. Dort sind die Rechte und Aussichten gleich, hier ist die Frau die Sklavin auf dem Markte oder die Lockspeise im Eisen. ‚In die Gesellschaft' soll das Töchterchen eingeführt werden. Man sage der Frau Mama oder dem Fräulein selbst einmal die Wahrheit, daß es ihnen nur darum zu tun sei, einen Mann einzufangen: o Gott, wie beleidigt werden sie sein! Und dabei haben sie wirklich nichts anderes im Sinn und befassen sich mit nichts anderem. Und ganz besonders empörend ist, daß zuweilen ganz junge, unschuldige arme Mädelchen sich mit diesen Dingen befassen, und zwar nicht offen und ehrlich, sondern auf höchst listige Weise. ‚Ach, die Entstehung der Arten, wie interessant!' – ‚Ach, Lili interessiert sich so sehr für Malerei!' – ‚Werden Sie die Ausstellung besuchen? Wie lehrreich!' – ‚Und die Troikafahrten? … und die Theatervorstellungen? … und die Sinfoniekonzerte?' – ‚Ach, wie wundervoll! Meine Lili ist ganz hin, wenn sie Musik hört. Wie kommt es, daß Sie keinen Geschmack daran finden? Sind Sie ein

Freund von Bootsfahrten? …' So geht es in einem fort – in Wirklichkeit aber haben sie nur den einen Gedanken: ‚Oh, greif doch zu! Nimm mich!' – ‚Nimm! meine Lili!' – ‚Nein, mich! – So versuch es doch wenigstens! …' O welche Gemeinheit, welche Verlogenheit!" schloß er, trank seinen letzten Schluck Tee aus und machte sich daran, die Tassen und das sonstige Geschirr wegzuräumen.

IX.

„Sie kennen doch", begann er wieder, während er Tee und Zucker in die Reisetasche legte, „das Weiberregiment, unter dem die Welt leidet? Alles das hat darin seinen Ursprung."

„Weiberregiment? Was verstehen Sie darunter?" sagte ich. „Das rechtliche Übergewicht, samt allen Privilegien, ist doch auf Seiten der Männer!"

„Ja, ja, das eben ist es", unterbrach er mich. „Das, was ich Ihnen sagen will, erklärt eben die auffallende Erscheinung, daß die Frau auf der einen Seite, wie mit Recht behauptet wird, bis zur tiefsten Stufe der Erniedrigung unterdrückt ist, auf der andern Seite dagegen herrscht. Genau so wie das Volk der Juden. Wie diese durch ihre Geldherrschaft sich für ihre Bedrückung revanchieren, so auch die Frauen. ‚Ah, ihr wollt, wir sollen uns nur mit dem Handel befassen? Gut, so wollen wir nur Händler sein und euch auf diese Weise unterjochen!' sagen die Juden. – ‚Ah, ihr wollt, wir sollen nur ein Gegenstand der Sinnenlust sein? Gut, so wollen wir, als Gegenstand der Sinnenlust, euch zu unsern Sklaven machen!' sagen die Frauen. Nicht darin besteht die Rechtlosigkeit der Frau, daß sie nicht wählen und kein Richteramt bekleiden darf. Dies schmälert ihre rechtliche Stellung nicht. Wohl aber darf sie das Recht beanspruchen, im Geschlechtsverkehr dem Manne gleichgestellt zu sein, nach eigenem Wunsche mit ihm zu verkehren oder ihn zu meiden und nach eigenem Wunsche sich den Mann zu wählen, nicht aber vom Manne gewählt zu werden. Vielleicht meinen Sie, dies sei unsittlich. – Wohlan: dann soll auch der Mann dieses Recht nicht besitzen. Heute ist die Frau dieses Rechtes beraubt, welches dem Manne zusteht. – Und um sich für die Entziehung dieses Rechtes schadlos zu halten, wirkt sie auf die Sinnlichkeit des Mannes ein und unterjocht ihn durch Sinn-

lichkeit in einer Weise, daß er nur formell der Wählende ist; in Wirklichkeit jedoch wählt sie. Hat sie sich einmal dieser Sinnlichkeitssphäre bemächtigt, so mißbraucht sie gar bald ihre Macht und gewinnt damit eine furchtbare Gewalt über Menschen."

„Worin äußert sich denn diese außerordentliche Macht?" fragte ich.

„Worin die Macht sich äußert? Überall, in allem. Besuchen Sie nur in der ersten besten Großstadt die Verkaufsläden. Millionenwerte stecken in ihnen; unschätzbar ist die Summe menschlicher Arbeitskraft, die auf die Herstellung der feilgehaltenen Waren verwandt ist. Sehen Sie einmal zu, ob in neun Zehnteln dieser Läden überhaupt etwas zum Gebrauch der Männer zu haben ist. Aller Luxus des Lebens ist ein Bedürfnis der Frauen und wird von ihnen gefördert.

Gehen Sie die Fabriken durch, eine wie die andere. Ein ganz beträchtlicher Teil von ihnen verfertigt überflüssigen Schmuck, Equipagen, Möbel, Nippsachen für die Frauen. Millionen Menschen, Generationen von Sklaven gehen in der Tretmühlenarbeit der Fabriken zugrunde, nur um den Launen der Frauen zu frönen. Wie absolute Kaiserinnen halten die Frauen neun Zehntel des Menschengeschlechts in Sklavenfron und schwerer Arbeit fest. Und alles nur darum, weil man sie unterdrückt und der Gleichberechtigung mit den Männern beraubt hat. Sie rächen sich nun dadurch, daß sie auf unsere Sinnlichkeit einzuwirken und uns in ihren Netzen zu fangen suchen. Ja, darum allein geschieht das alles. Die Frauen haben sich selbst in ein Werkzeug umgewandelt, mittels dessen sie auf die Sinnlichkeit des Mannes derart einwirken, daß er mit einer Frau nicht mehr ruhig und harmlos verkehren kann. Sowie der Mann sich der Frau nur nähert, verfällt er ihrem betäubenden Einflusse und verliert seinen klaren Verstand. Auch früher schon hatte ich ein peinliches, beängstigendes Gefühl, wenn ich eine aufgeputzte Dame im Ballkostüm sah, jetzt aber ist mir das geradezu entsetzlich, ich sehe förmlich eine Gefahr darin, die die Menschen bedroht, ja etwas Gesetzwidriges, und ich möchte den nächsten Polizisten anrufen, daß er mir Hilfe leiste gegen die Gefahr, möchte ihn auffordern, den gefährlichen Gegenstand fortzuschaffen und unschädlich zu machen.

Ja, Sie lachen darüber!" schrie er mich an – „die Sache ist jedoch

keineswegs scherzhaft. Ich bin überzeugt, daß eine Zeit kommen wird – und vielleicht schon sehr bald – wo die Menschen das begreifen und sich wundern werden, wie eine Gesellschaft bestehen konnte, in der solche die öffentliche Ruhe störende Dinge erlaubt waren, wie es die heutzutage unsern Frauen gestatteten auf den Sinnenreiz abzielenden Ausschmückungen ihres Körpers zweifellos sind. Das ist ja genau dasselbe, als wenn man überall auf den Promenaden und an den Spazierwegen Fußangeln und sonstige Fallen aufstellen wollte – ja schlimmer als das! Warum ist das Hasardspiel verboten, das Auftreten von Frauen jedoch, die gleich den Prostituierten durch ihre Tracht auf die Erregung der Sinnlichkeit hinwirken, noch immer erlaubt? Sie sind tausendmal gefährlicher als alles Hasardspiel!

X.

Nun denn, so wurde auch ich gefangen. Ich war das, was man so ‚verliebt' nennt. Ich sah nicht nur den Gipfel der Vollkommenheit in ihr, ich hielt auch mich in dieser meiner Bräutigamszeit für einen höchst vollkommenen Menschen. Es gibt doch schließlich keinen Schurken, der, wenn er nur richtig suchte, nicht ein paar Schurken fände, die in der einen oder andern Hinsicht noch schlimmer wären als er, und der darum keine Ursache hätte, sich in die Brust zu werfen und mit sich zufrieden zu sein. So stand es auch um mich: ich heiratete nicht des Geldes wegen, Berechnung sprach also nicht mit, wie dies bei den meisten meiner Bekannten der Fall war, die entweder um des Geldes oder um guter Beziehungen willen geheiratet hatten. Ich war vermögend und sie arm – das war schon ein Punkt, der zu meinen Gunsten sprach. Ein zweiter Punkt, auf den ich mir etwas einbildete, war, daß die andern bei ihrer Verheiratung von vornherein die Absicht hatten, in demselben Zustande der Vielweiberei weiterzuleben, in dem sie vor der Heirat gelebt hatten, während ich mir fest vornahm, nach meiner Verheiratung in der Einehe zu leben. Ja, gerade darauf war ich ungemein stolz. Ich war ein durch und durch verdorbener Bursche – und bildete mir ein, ein Engel zu sein!

Die Zeit, während ich den Bräutigam spielte, dauerte nicht lange.

Nicht ohne Scham vermag ich heute an diese Verlobungszeit zurückzudenken. Wie abscheulich war das alles! Es sollte doch zwischen uns die geistige, nicht die sinnliche Liebe herrschen. Sollte es eine geistige Liebe, ein geistiger Verkehr sein, so mußte dieser geistige Verkehr sich in Worten, in Gesprächen, in Unterhaltungen kundtun. Nichts von alledem jedoch gab es zwischen uns. Das Reden fiel uns zuweilen, wenn wir allein waren, furchtbar schwer. Was für eine Sisyphusarbeit war das manchmal! Kaum hatte man einen Gedanken gefunden und ausgesprochen, so hieß es schon wieder, schweigen und einen neuen Gedanken suchen. Es gab einfach für uns keinen Gesprächsstoff. Alles, was über das uns bevorstehende Leben, über seine Einrichtung, über unsere Zukunftspläne gesagt werden konnte, war bereits gesagt – und was nun weiter? Wären wie Tiere gewesen, so hätten wir gewußt, daß zwischen uns gar kein Reden notwendig war, so aber sollten wir durchaus reden und wußten nicht wovon, weil uns eben solche Dinge, die durch Reden und Gespräche zu erledigen waren, nicht beschäftigten. Dazu kam noch diese widerwärtige Gewohnheit des Konfektmitbringens, der Überladung mit allerhand Süßigkeiten und alle die abscheulichen Vorbereitungen zur Hochzeit: nur von der Wohnung, dem Schlafzimmer, den Betten, von Haus- und Schlafröcken, Wäsche, Toilettenartikeln hörte man ringsum reden. Sie werden begreifen, daß, wenn die Heirat nach den Vorschriften des ‚Domostroj' stattfände, wie jener Alte sich ausdrückte, die Daunenkissen, die Mitgift, die Betten nur ein äußerliches Zubehör des Sakraments wären. Bei uns jedoch, wo unter zehn Männern, die heiraten, kaum einer ist, der an das Sakrament glaubt, oder auch nur glaubt, daß das, was er tut, eine gewisse Verpflichtung darstelle, wo von hundert Männern kaum einer ist, der nicht schon vorher verheiratet gewesen wäre, und kaum einer von fünfzig, der nicht von vornherein bereit wäre, bei jeder Gelegenheit seiner Frau untreu zu werden, wo die meisten die Fahrt zur Kirche nur als eine besondere Bedingung betrachten, um in den Besitz einer bestimmten Frau zu gelangen: – bedenken Sie, was für eine Bedeutung bei uns unter solchen Umständen alle diese Einzelheiten gewinnen. Es sieht aus, als laufe alles nur auf diesen einen Punkt, auf eine Art von Verkauf hinaus: einem Wüstling wird ein unschuldiges Mädchen verkauft, und der Verkauf vollzieht sich eben unter bestimmten Zeremonien und Formalitäten …!

XI.

So heiraten alle, so habe auch ich geheiratet, und es begann der vielgepriesene Honigmond. Schon diese Bezeichnung – wie widerwärtig!“ sagte er zornig, mit zischender Stimme. „Ich sah mir einmal in Paris verschiedene Schaustellungen an und ging auch in eine Bude, in der, wie draußen geschrieben stand, eine bärtige Frau und ein Seehund zu sehen waren. Es stellte sich heraus, daß es sich um nichts weiter handelte, als um einen Mann in einem ausgeschnittenen Frauenkleide und einen Hund, der in einem Walroßfell steckte und in einer mit Wasser gefüllten Wanne umherschwamm. Alles war höchst uninteressant; als ich jedoch hinausging, begleitete mich der Inhaber der Bude höflich und sagte, zum draußen wartenden Publikum gewandt, indem er auf mich wies: ‚Fragen Sie diesen Herrn da, ob es sich lohnt, die Sache anzusehen! Immer herein, immer herein, nur einen Frank die Person!‘ Es war mir peinlich zu sagen, daß es sich nicht lohne hineinzugehen, und darauf hatte der Budenbesitzer wohl gerechnet. So geht es vermutlich auch denen, welche die ganze Widerwärtigkeit des Honigmonds kennengelernt haben und die andern nicht enttäuschen wollen. Auch ich habe niemanden enttäuscht, jetzt aber sehe ich nicht ein, weshalb ich nicht die Wahrheit sagen soll. Ja, ich bin sogar der Meinung, daß man unbedingt die Wahrheit darüber sagen müsse. Nun denn: dieser Honigmond ist etwas Peinliches, Beschämendes, Widerliches, Klägliches und vor allem Langweiliges, ganz trostlos Langweiliges. Es war ein Gefühl, ähnlich jenem, das ich damals empfand, als ich mir das Rauchen angewöhnen wollte: ein Brechreiz überkam mich, der Speichel lief mir im Munde zusammen und ich schluckte ihn hinunter mit einer Miene, als sei mir das alles sehr angenehm. Der Genuß vom Rauchen kommt, ebenso wie hier, wenn er sich überhaupt einstellt, erst später: der Gatte muß seiner Frau erst den Geschmack an diesem Laster beibringen, damit er selbst davon einen Genuß habe.“

„Wieso ein Laster?“ sagte ich. „Sie sprechen doch von dem natürlichsten Triebe, der dem Menschen eigen ist.“

„Natürlich?“ sagte er. „Natürlich! Nein, ich will Ihnen sogar sagen: ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß dies durchaus nicht natürlich ist. Fragen Sie die Kinder, fragen Sie die unverdorbenen Mädchen! Mein Schwester heiratete sehr jung einen Mann, der dop-

pelt so alt wie sie und ein arger Lüstling war. Ich erinnere mich noch, wie verblüfft wir alle in der Hochzeitsnacht waren, als sie bleich und in Tränen von ihm fortlief und am ganzen Leibe zitternd zu uns sagte, sie werde um keinen Preis zu ihm zurückkehren und sie könne es gar nicht aussprechen, was er von ihr verlangt habe. Sie sagen: ‚natürlich'. Natürlich ist es, zu essen. Essen bereitet Genuß, ist angenehm und leicht und ruft auch nicht einen Augenblick das Gefühl der Scham hervor; hier aber handelt es sich um etwas, das zugleich widerlich, beschämend und schmerzlich ist. Nein, das ist einfach unnatürlich! Und ich bin überzeugt: ein unverdorbenes Mädchen wird dies stets hassen."

„Wie soll sich dann aber das Menschengeschlecht fortpflanzen?" wandte ich ein.

„Ach ja, damit es bloß nicht ausstirbt, dieses Menschengeschlecht!" sagte er in boshaft ironischem Tone, als hätte er diesen ihm bekannten, unehrlichen Einwurf längst erwartet. „Wenn es sich darum handelt, daß die englischen Lords üppiger prassen können – dann, ja, dann ist's erlaubt, die Enthaltsamkeit vom Kindergebären zu predigen. Auch dann, wenn es den Eltern eine angenehmere Lebensgestaltung ermöglicht. Aber man sage nur ein Wort davon, daß man diese Enthaltsamkeit um der Sittlichkeit willen üben solle – o Gott, was für ein Geschrei wird dann gleich erhoben! Damit das Menschengeschlecht nur ja nicht aussterbe, wenn ein oder zwei Dutzend Menschen nicht länger ein unreines Leben führen wollten! Übrigens, verzeihen Sie: das Licht ist mir unangenehm," sagte er und zeigte auf die Laterne, „darf ich die Vorhänge da oben zuziehen?"

Ich erklärte, daß ich nichts dagegen hätte, und so stieg er rasch – wie er überhaupt alles auffallend rasch tat – auf seinen Sitz und zog den wollenen Vorhang an der Laterne herunter.

„Wenn alle dies als Gesetz für sich anerkennen wollten," sagte ich, „würde das Menschengeschlecht in der Tat bald ausgestorben sein." Er antwortete erst nach einer Weile. „Sie fragen: wie das Menschengeschlecht weiterexistieren solle", sagte er, als er wieder mir gegenüber Platz genommen hatte, setzte die Beine breit auseinander und stützte die Ellbogen auf die Knie. „Warum soll es denn überhaupt weiterexistieren, dieses Menschengeschlecht?"

„Wie denn – ‚warum'? Dann würden doch auch wir nicht existieren!"

„Und warum sollen wir existieren?“

„Was heißt ‚warum‘? Um zu leben.“

„Und warum sollen wir leben? Wenn wir kein Ziel haben, wenn uns das Leben nur so um des Lebens willen gegeben ist, dann ist doch kein Grund da zum Leben. Wenn es so ist, dann haben Schopenhauer und Hartmann und die Buddhisten vollkommen recht. Wenn aber das Leben ein Ziel hat, dann ist es doch klar, daß das Leben zu Ende gehen muß, sobald das Ziel erreicht ist. Und so ist es in der Tat,“ sagte er in sichtlicher Erregung, offenbar nicht wenig stolz auf seinen Gedanken, „so ist es in der Tat! Begreifen Sie wohl: wenn das Ziel der Menschheit darin besteht, was in den Prophezeiungen gesagt ist, daß nämlich alle Menschen sich in eine friedliche Herde vereinigen, daß die Speere dereinst in Sicheln umgeschmiedet werden usw. – was steht dann der Erreichung dieses Zieles im Wege? Einzig die menschlichen Leidenschaften. Unter diesen Leidenschaften aber ist die geschlechtliche, sinnliche Liebe die stärkste, böseste und hartnäckigste; wenn also die Leidenschaften und darunter die stärkste von ihnen, die sinnliche Liebe, vernichtet werden, so wird die Prophezeiung erfüllt, die Menschen werden sich friedlich zu einer Herde vereinigen, das Ziel der Menschheit wird erreicht sein und sie wird keinen Grund mehr haben zu leben. Solange jedoch die Menschheit lebt, schwebt ihr ein Ideal vor, das natürlich nicht das Ideal der Kaninchen oder Schweine sein kann, sich so stark wie möglich zu vermehren, und auch nicht das Ideal der Affen oder der Pariser, den Geschlechtstrieb so raffiniert wie möglich auszuüben, sondern ein Ideal des Guten, das durch Enthaltsamkeit und Reinheit erreicht wird. Diesem Ideal haben die Menschen stets nachgestrebt und streben ihm immer noch nach. Und sehen Sie zu, was die Folge davon ist! Die Folge ist, daß die sinnliche Liebe – eben das Sicherheitsventil ist. Wenn die jetzt lebende Generation der Menschheit das Ziel nicht erreicht, so hat sie es nur darum nicht erreicht, weil sie von Leidenschaften beherrscht ist, darunter der stärksten, der geschlechtlichen. Ist aber die geschlechtliche Leidenschaft vorhanden, so ist auch eine neue Generation garantiert, mithin kann das Ziel erst in der folgenden Generation erreicht werden. Hat auch diese es nicht erreicht, so kommt die nun folgende an die Reihe und so fort, bis das Ziel erreicht, die Prophezeiung erfüllt und die Menschheit zu einer friedlichen Herde vereinigt ist. Was würde

nun schließlich dabei herauskommen? Angenommen, Gott habe die Menschen geschaffen, damit sie ein bestimmtes Ziel erreichen – so hat er sie entweder sterblich, ohne die sinnliche Leidenschaft, oder unsterblich geschaffen. Wenn sie sterblich wären, doch ohne sinnliche Leidenschaft – was käme dabei heraus? Nur so viel, daß sie eine Zeitlang leben und dann, ohne das Ziel erreicht zu haben, sterben; und damit das Ziel erreicht würde, müßte Gott neue Menschen schaffen. Wären sie unsterblich, so würden sie vielleicht das Ziel nach vielen Tausend Jahren erreichen – (obwohl immer neue Generationen die Fehler leichter gutmachen und der Vollkommenheit näher kommen würden als eine einzige fortdauernde Generation) aber wozu sind die Menschen dann noch da? Was soll mit ihnen geschehen? So, wie es jetzt ist, ist es wohl am besten … Doch vielleicht finden Sie keinen Geschmack an dieser meiner Ausdrucksform, vielleicht sind Sie Evolutionist. Dann kommt die Sache aber auf dasselbe hinaus. Die höchste Form der Lebewesen ist der Mensch; will er sich im Kampfe mit den übrigen Lebewesen behaupten, so muß er sich mit seinesgleichen in eins zusammenschließen wie ein Bienenschwarm, und sich nicht ins Endlose vermehren; er muß, wie die Bienen, Geschlechtslose zeugen, das heißt wiederum nach Enthaltsamkeit streben und jedenfalls nicht nach Schürung der Sinnlichkeit, auf die unsere ganze Lebensordnung abzielt." – Er schwieg eine Weile. – „Das Menschengeschlecht wird einmal aussterben," fuhr er alsdann fort. „Kann jemand, wie er auch die Dinge dieser Welt ansehen möge, daran zweifeln? Das ist doch so unzweifelhaft wie der Tod. Nach allen kirchlichen Lehren tritt einmal das Ende der Welt ein, und alle wissenschaftlichen Theorien verkünden dasselbe. Was ist also daran so sonderbar, daß auch die Sittenlehre zu demselben Ergebnis gelangt?"

Er schwieg nach diesen Ausführungen sehr lange, rauchte seine Zigarette zu Ende, holte aus seiner Reisetasche eine neue Schachtel hervor und legte deren Inhalt in sein abgegriffenes altes Etui.

„Ich begreife Ihren Grundgedanken," sagte ich, „etwas Ähnliches behaupten auch die Shaker."

„Ja, ja, und sie haben recht", erwiderte er. „Der Geschlechtstrieb ist ein Übel, ein schreckliches Übel, das man bekämpfen und nicht, wie es bei uns geschieht, fördern soll. Die Worte des Evangeliums, daß, wer eine Frau begehrlich ansieht, mit ihr schon die Ehe breche,

beziehen sich nicht nur auf eine fremde, sondern ausdrücklich und vor allem auf die eigene Frau.

XII.

In unserer Welt ist es gerade umgekehrt: dachte der Mann als Junggeselle noch an Enthaltsamkeit, so glaubt ein jeder, sobald er verheiratet ist, die Enthaltsamkeit sei nicht mehr nötig. Diese Hochzeitsreisen, diese idyllischen Einöden, in die sich die jungen Leute mit Erlaubnis der Eltern begeben – alles das ist nichts anderes als die Erlaubnis zur Ausschweifung. Aber die Verletzung des Sittengesetzes findet ihre Strafe in sich selbst. So sehr ich mich auch bemühte, mir einen Honigmond zu bereiten, es kam nichts dabei heraus. Es war eine widerwärtige Zeit, voll Beschämung und Langerweile. Ja sehr bald wurde die Stimmung geradezu peinlich und qualvoll. Es war am dritten oder vierten Tage, da traf ich sie bei sehr mißmutiger Laune an. Ich fragte, was ihr fehle und umarmte sie, was nach meiner Meinung alles war, was sie verlangen konnte. Sie entzog sich meiner Umarmung und begann zu weinen. Ich fragte nach der Ursache ihrer Tränen; sie vermochte es mir nicht recht zu sagen, blieb jedoch in ihrer vergrämten, niedergedrückten Stimmung. Ihre ermatteten Nerven verrieten ihr wahrscheinlich die Wahrheit über die Widerwärtigkeit unserer Beziehungen, doch war sie nicht imstande, das in Worten auszudrücken. Ich fragte sie weiter aus, und sie sagte irgend etwas von Sehnsucht nach ihrer Mutter. Ich glaubte ihr nicht und suchte sie zu trösten, ohne von der Mutter etwas zu erwähnen. Ich begriff nicht, daß sie einfach von Schwermut befallen und die Sehnsucht nach der Mutter nur ein Vorwand war. Sie aber war sehr gekränkt, daß ich mit keinem Wort auf die Mutter eingegangen war, als ob ich ihr nicht geglaubt hätte. Sie sehe nun, meinte sie, daß ich sie gar nicht liebe. Ich warf ihr vor, daß sie launisch sei, und nun veränderte sich plötzlich ihr Gesichtsausdruck ganz und gar, statt der Traurigkeit malte sich Zorn in ihren Zügen und sie warf mir in giftigsten Worten Selbstsucht und Grausamkeit vor. Ich sah sie an. Ihr Gesicht zeigte die Miene der ausgeprägtesten Feindseligkeit und Kälte, ja beinahe des Hasses. Ich weiß noch, wie sehr ich erschrak, als ich das sah. ‚Wie? was?' dachte ich. ‚Das soll Liebe sein, der Bund

der Seelen? Und statt dessen bietet sie mir das? Nein, das kann nicht sein, das ist nicht ***sie***.' Ich versuchte sie nochmals zu besänftigen, stieß dabei jedoch auf eine so undurchdringliche Mauer von kalter, giftiger Feindseligkeit, daß auch ich im Handumdrehen in eine heftige Erregung geriet und wir einander recht bittere Dinge sagten. Die Wirkung dieses ersten Streites war entsetzlich. Ich nenne es einen Streit, doch es war kein Streit – es war nur eine Enthüllung des Abgrundes, der in Wirklichkeit zwischen uns bestand. Die Verliebtheit hatte sich in der Befriedigung der Sinnlichkeit erschöpft und wir standen einander nun in unserem wirklichen Verhältnis gegenüber als zwei einander völlig fremde Egoisten, von denen ein jeder sich bemühte, durch den andern so viel Genuß wie möglich zu empfangen. Ich nannte das, was zwischen uns vorgefallen war, einen Streit, es war jedoch kein Streit, sondern nur eine Folge der Unterbrechung unserer sinnlichen Beziehungen, die unsere wirklichen Beziehungen zueinander offenbarte. Ich begriff nicht, daß dieses kalte, feindselige Verhalten im Grunde genommen unsere normale Beziehung war, begriff es darum nicht, weil diese Feindseligkeit in der ersten Zeit alsbald wieder vor unsern Augen durch eine sozusagen verdünnte Sinnlichkeit, das heißt Verliebtheit, verhüllt wurde. Und ich dachte, wir hätten uns einfach gezankt und wieder vertragen, und so etwas würde nicht wieder vorkommen! Doch schon in diesem ersten Honigmond trat sehr bald wieder eine Periode der Übersättigung ein, wiederum hörten wir auf, einander zu bedürfen, und von neuem gab es einen Streit. Dieser zweite Streit verblüffte mich noch mehr als der erste. Der erste Streit beruhte also nicht auf einem Zufall, sondern es muß eben so sein und wird so bleiben, dachte ich. Der zweite Streit verblüffte mich um so mehr, als er aus einer ganz nichtigen Ursache entstand. Es handelte sich um Geld, mit dem ich doch niemals knauserte, am wenigsten meiner Frau gegenüber. Nur eine Bagatelle war es, und ich erinnere mich, daß sie die Sache so wendete, als hätte irgendeine Äußerung von mir meine Absicht verraten, sie durch mein Geld zu beherrschen und irgendein ausschließliches Recht auszuüben – jedenfalls eine Auffassung, die höchst töricht und niedrig und weder meiner noch ihrer würdig war. Ich geriet in Zorn und so ging es von neuem los. Aus ihren Worten wie aus ihrer Miene und dem Ausdruck ihrer Augen trat mir wieder jene grausame, kalte Feindseligkeit entgegen, die mich

das erstemal so erschreckt hatte. Mit meinem Bruder, meinen Freunden, meinem Vater hatte ich wohl, wie ich mich erinnere, zuweilen Streit gehabt, niemals jedoch hatte zwischen uns diese giftige Bosheit geherrscht, wie sie hier zutage trat. Nach einiger Zeit jedoch verbarg sich dieser gegenseitige Haß wieder hinter dem Schleier der Verliebtheit, das heißt der Sinnlichkeit, und ich suchte noch Trost in dem Gedanken, daß diese beiden Zusammenstöße auf Irrtümern beruhten, die sich wieder gutmachen ließen. Bald indes folgte ein dritter und ein vierter Streit und ich begriff, daß hier kein zufälliger Irrtum in Frage käme, sondern daß dies so sein müsse und immer so sein werde, und ich war entsetzt über das, was mir bevorstand. Dabei quälte mich noch der schreckliche Gedanke, daß ich allein mit meiner Frau so schlecht, so ganz anders, als ich es mir ausgemalt hatte, zusammenlebe, während in anderen Ehen so etwas ausgeschlossen sei. Ich wußte damals noch nicht, daß dies ein allgemeines Geschick aller Ehemänner ist, daß jedoch alle gleich mir glauben, es sei ein Unglück, das nur sie betroffen habe; daß sie alle dieses ausschließliche, beschämende Unglück nicht nur vor andern, sondern auch vor sich selbst verbergen und es sich nicht eingestehen.

Die Sache begann in den ersten Tagen, hielt während der ganzen Zeit an und wurde immer unerträglicher, immer schlimmer. Im Innersten meiner Seele hatte ich gleich von den ersten Wochen an das Gefühl, daß ich eine verkehrte Wahl getroffen und meine Erwartung sich nicht erfüllt habe, daß die Ehe nicht nur kein Glück, sondern im Gegenteil eine schwere Last sei, doch, wie alle andern, wollte ich das nicht eingestehen – ich würde es auch jetzt nicht eingestehen, wenn nicht alles zu Ende wäre – und verheimlichte den Sachverhalt nicht nur vor den andern, sondern auch vor mir selbst. Jetzt wundre ich mich, daß ich meine wirkliche Lage so lange verkannte. Ich hätte sie schon daraus richtig ersehen sollen, daß unsere Zänkereien aus solch nichtigen Anlässen entstanden, daß es, sobald sie vorüber waren, einfach unmöglich war, ihren Ursprung anzugeben.

Die Vernunft vermochte nicht Gründe genug – wenn auch nur Scheingründe – anzuführen, um die zwischen uns bestehende Dauerfeindschaft genügend zu rechtfertigen. Doch noch auffallender war, daß die Vorwände zur Versöhnung so geringfügig waren. Zuweilen genügten ein paar Worte, Erklärungen, Tränen, zuweilen jedoch – ach, wenn ich daran denke, wird mir noch jetzt übel – folgten

auf die gröbsten Worte plötzlich stumme Blicke, lächelnde Mienen, Küsse, Umarmungen … Pfui, wie abscheulich! Wie konnte ich nur damals die ganze Widerwärtigkeit dieses Gebarens nicht erkennen! …“

XIII.

Zwei Reisende stiegen in den Zug ein und setzten sich auf eine der entfernteren Bänke. Mein Partner schwieg, während die beiden Platz nahmen. Sowie sie jedoch still geworden waren, fuhr er fort, offenbar, um seinen Gedankenfaden nicht zu verlieren:

„Was ganz besonders an der Sache anwidern muß,“ begann er, „das ist, daß die Liebe in der Theorie als etwas höchst Ideales, Erhabenes gilt, während sie doch in Wirklichkeit etwas durchaus Häßliches, Schmutziges ist, dessen bloße Erwähnung schon etwas Schamverletzendes, Ekelerregendes hat. Nicht umsonst hat die Natur es so eingerichtet, daß die Sache so widerwärtig und häßlich ist. Ist sie widerwärtig und häßlich, so muß sie auch als widerwärtig und häßlich bezeichnet werden – während die Menschen im Gegenteil so tun, als sei das Widerwärtige und Häßliche in Wirklichkeit herrlich und erhaben.

Welches waren die ersten Beweise meiner Liebe? Daß ich mich der Betätigung des animalischen Triebes im Übermaß hingab und mich dessen nicht nur nicht schämte, sondern aus irgendeinem Grunde auf meine physischen Leistungen sogar stolz war. Ohne dabei auch nur im geringsten an ihr geistiges oder selbst ihr physisches Leben zu denken, wunderte ich mich nur, woher die Feindseligkeit stammte, die uns gegeneinander erfüllte; und dabei war der Sachverhalt doch vollkommen klar. Diese Feindseligkeit war nichts anderes als der Protest der menschlichen Natur gegen das Tier, das sie zu verschlingen drohte. Ich wunderte mich über den Haß, den wir gegeneinander hegten. Es konnte doch aber gar nicht anders sein, als daß wir einander haßten. Es war der gegenseitige Haß zweier Mitschuldiger an einem Verbrechen, zu dem sie sich gegenseitig angespornt und aufgemuntert hatten. Oder wie sollte man es nicht als ein Verbrechen bezeichnen, da doch sie, die Ärmste, gleich im ersten Monat schwanger wurde und wir gleichwohl unsere gemeine Be-

ziehung zueinander fortsetzten? Sie meinen vielleicht, ich weiche vom Faden meiner Erzählung ab? Nicht im geringsten! Alles das, was ich da erzähle, gehört schon zur Darstellung des Hergangs, ***wie*** ich meine Frau getötet habe. Vor Gericht fragten sie mich, womit und wie ich meine Frau getötet hätte. Die Dummköpfe – sie glaubten, ich hätte sie damals, am 5. Oktober, mit dem Messer getötet! Nein, nicht damals habe ich sie getötet, sondern schon viel früher. So wie heute alle, alle Männer ihre Frauen töten, alle, alle …"

„Womit denn?" fragte ich.

„Das ist eben das Sonderbare, daß niemand das wissen will, was so klar und offenkundig ist, was vor allem die Ärzte wissen und lehren sollten, wovon sie jedoch schweigen!

Die Sache ist doch furchtbar einfach. Mann und Weib sind geschaffen wie das Tier, so daß nach dem Akt der sinnlichen Liebe die Schwangerschaft und dann das Nähren folgt, Zustände, in denen für die Frau wie für ihr Kind die sinnliche Liebe schädlich ist. Die Zahl der Männer und Frauen ist etwa gleich groß. Was folgt daraus? Ich meine, das ist klar. Und es bedarf keiner großen Weisheit, um daraus den Schluß zu ziehen, den auch die Tiere daraus ziehen, nämlich, daß Enthaltsamkeit geboten sei. Doch nein! Die Wissenschaft hat es so weit gebracht, daß sie irgendwelche Leukocyten entdeckt hat, die sich im Blute tummeln, wie auch sonstige spaßige Albernheiten, aber den Sinn der Enthaltsamkeit vermochte sie nicht zu begreifen. Wenigstens hört man nichts davon, daß sie etwas darüber verlauten ließe.

So gibt es denn für die Frauen nur zwei Auswege: der eine läuft darauf hinaus, daß sie sich selbst zum Krüppel machen, daß sie entweder auf einmal oder allmählich, bei Gelegenheit, die Fähigkeit, Frau, das heißt Mutter zu sein, in sich zerstören, damit sie für den Mann beständig und in aller Ruhe ein Gegenstand des Genusses sein können. Der andere Ausweg, der im Grunde genommen gar kein Ausweg, sondern einfach eine grobe Übertretung des Naturgesetzes ist und in allen sogenannten anständigen Familien gewählt wird, besteht darin, daß die Frau, entgegen ihrer Natur, gleichzeitig schwanger sein, ihr Kind nähren und die Geliebte ihres Gatten sein muß, wozu ein Tier sich niemals herabdrücken lassen würde und wozu sie im Grunde genommen auch gar nicht die Kraft besitzt. Daher stammen in unseren Kreisen all die hysterischen und nervösen

Frauen und in den Kreisen des Volkes die ‚Fallsüchtigen'. Bei Mädchen, die unberührt sind, werden sie die Fallsucht nicht finden, sondern nur bei verheirateten Frauen, die mit Männern in geschlechtlichem Verkehr stehen. So ist es bei uns und so ist es auch in Europa. Alle Krankenhäuser sind voll von hysterischen Frauen, die das Gesetz der Natur verletzt haben. Aber die Fallsüchtigen und die Patientinnen Charcots sind nur die vollständig Verkrüppelten, von weiblichen Halbkrüppeln jedoch wimmelt die ganze Welt. Man sollte nur bedenken, welch großes, heiliges Werk sich im Weibe vollzieht, wenn es mit einem Kinde schwanger geht oder wenn es das Kind nährt, das es geboren hat. Es ist ein Wachstum dessen, was unser Menschengeschlecht fortsetzen und uns dereinst ablösen soll. Und dieses heilige Werk wird angetastet – wodurch? Schrecklich, es auszudenken! Und da schwatzen sie nun von der Freiheit und den Rechten der Frau! Das ist genau dasselbe, als wenn die Menschenfresser die Gefangenen, die sie gemacht haben, mästeten und dabei behaupteten, daß sie die Rechte und die Freiheit ihrer Opfer hüten."

Alles das war mir neu und verblüffte mich.

„Wie denn also?" sagte ich. „Unter diesen Umständen darf man seine Frau nur einmal in zwei Jahren lieben, und der Mann …"

„Für den Mann, wollen Sie sagen, ist der häufigere Sinnengenuß ein Bedürfnis", fiel er mir ins Wort. „Das haben wiederum die Priester der Wissenschaft uns eingeredet. Ich möchte diesen Medizinmännern einmal aufgeben, die Pflichten der Frauen zu erfüllen, die nach ihrer Meinung diesen obliegen, damit die Männer ihrem häufigeren Genußbedürfnis frönen können – was sie dann wohl sagen würden? Reden Sie einem Menschen ein, daß der Branntwein, der Tabak, das Opium ihm unentbehrlich seien, und es wird nicht lange dauern, bis sie ihm wirklich unentbehrlich werden. Zuletzt stellt es sich heraus, daß Gott nicht recht begriffen hat, was dem Menschen nottut, und weil er die Medizinmänner nicht um Rat fragte, hat er eben die Sache verpfuscht. Sie sehen doch, die Geschichte klappt nicht. Der Mann muß, so haben die Neunmalweisen beschlossen, unbedingt seinen Trieb befriedigen und da kommt nun das Kindergebären und Kinderstillen dazwischen, das die Befriedigung dieses Triebes hemmt. Was soll man da machen? Es bleibt nichts weiter übrig, als den Rat der Medizinmänner einzuholen – die werden schon Ordnung schaffen! Sie haben ja auch den ganzen Schwindel ausge-

klügelt. Ach, wann werden diese Zauberkünstler mit ihren Betrügereien endlich entlarvt werden! Es ist höchste Zeit! Es ist schon so weit gekommen, daß die Menschen verrückt werden und sich totschießen – alles nur aus diesem einen Grunde! Wie könnte es auch anders sein? Die Tiere wissen es, daß die Nachkommenschaft ihre Art fortsetzt, und halten sich in dieser Beziehung an ein bestimmtes Gesetz. Nur der Mensch stellt sich, als ob er es nicht wisse, und will es nicht wissen. Alle seine Sorge geht nur darauf, daß er recht viel Genuß habe. Ja, das ist er, der Herr der Schöpfung, der Mensch! Achten Sie wohl darauf: die Tiere vereinigen sich nur dann, wenn sie in der Lage sind, Nachkommenschaft hervorzubringen, und dieser schändliche ‚Herr der Schöpfung' kann nicht genug bekommen von dem sinnlichen Genusse. Und obendrein preist er seine ekelhafte Affentätigkeit noch als die Perle der Schöpfung, die ‚Liebe' … Und im Namen dieser ‚Liebe', dieser Schweinerei, wie er richtiger sagen sollte, stürzt er das halbe Menschengeschlecht in Elend und Verderben. Statt die Frauen beim Streben der Menschheit nach Wahrheit und Glück zu seinen Gehilfinnen zu berufen, macht er sie im Namen seiner Sinnenlust zu seinen Feindinnen.

Schauen Sie nun hin, wer dem Fortschritt der Menschheit überall im Wege steht – wer ist es? Die Frauen. Und worin hat das seinen Grund? Einzig in den angeführten Tatsachen. Ja, ja", wiederholte er mehrmals, bewegte sich unruhig hin und her, zog seine Zigaretten hervor und begann zu rauchen, augenscheinlich um sich wenigstens zu beruhigen.

XIV.

„Solch ein unflätiges Leben also habe ich geführt", fuhr er wieder im alten Tone fort.

„Das Schlimmste aber war, daß ich bei dieser widerwärtigen Lebensführung mir einbildete, daß ich darum, weil ich mich nicht von anderen Frauen verlocken ließ, ein ehrbares Familienleben führe, daß ich ein moralischer Mensch sei, und wenn zwischen uns Streitigkeiten vorkämen, dies an ihr allein und ihrem Charakter liege.

Natürlich traf auch sie keine Schuld. Sie war so wie alle andern, wie die Mehrzahl ihresgleichen. Erzogen war sie so, wie es die Lage

der Frau in unserer Gesellschaft verlangt, und wie daher auch ausnahmslos alle Frauen der besitzenden Klassen notwendigerweise erzogen werden. Man redet jetzt viel von einer neuen Art Frauenbildung. Alles das ist leeres Geschwätz: die Bildung der Frau entspricht vollkommen der herrschenden wahren, wirklichen, allgemeinen Anschauung von der Frau.

Die Bildung der Frau wird natürlich stets von der Ansicht abhängen, die der Mann über die Frauen hat. Wir wissen ja alle, wie die Männer von der Frau denken: ‚Wein, Weib, Gesang', singen die Dichter. Nehmen Sie die ganze Poesie, die ganze Malerei und Skulptur, angefangen von den Liebesgedichten und den nackten Venus- und Phrynefiguren, so sehen Sie, daß die Frau ein Gegenstand des sinnlichen Genusses ist; sie gilt als solcher auf dem einfachsten Tanzplatze wie auf dem vornehmsten Balle. Und geben Sie einmal acht, wie pfiffig der Teufel das alles anstellt: nun ja, sie dient dem Genuß, der Befriedigung der Sinnlichkeit, ist sozusagen ein Leckerbissen. Schon die Sänger der Ritterzeit haben versichert, daß sie das Weib vergöttern – dasselbe Weib, das ihnen gleichzeitig ein Mittel des Genusses ist – und heutzutage versichern die Herren der Schöpfung, daß den Frauen Verehrung gebühre, daß man aufstehen und ihnen seinen Platz anbieten, ihnen das zur Erde gefallene Taschentuch reichen, ihnen das Recht zur Bekleidung aller Ämter wie zur Teilnahme an der Regierung einräumen müsse usw. Alles das tut man wohl, aber die Ansicht von der Frau bleibt doch dieselbe: sie ist ein Gegenstand des Genusses. Ihr Körper ist ein Mittel zur Befriedigung der Sinnlichkeit und sie weiß das auch. Es ist damit ähnlich wie mit der Sklaverei. Die Sklaverei ist nichts anderes als die Ausbeutung der unfreiwilligen Arbeit der vielen durch einige wenige. Soll die Sklaverei wirklich abgeschafft werden, so müssen die Menschen das Bestreben der einen, die unfreiwillige Arbeit des andern für sich selbst auszubeuten, völlig ausrotten und als Sünde und Schmach erklären. Tatsächlich begnügen sie sich jedoch damit, die äußere Form der Sklaverei zu verändern, verbieten die Ausstellung von Kaufbriefen auf Sklaven und bilden sich ein, es gebe keine Sklaverei mehr, während in Wirklichkeit die Sklaverei fortbesteht, weil die Ausbeutung fremder Arbeit den Menschen als eine gar zu angenehme und schließlich auch leicht zu rechtfertigende Sache erscheint. Sobald jedoch etwas Angenehmes darin zu finden ist,

werden sich stets Individuen finden, die stärker oder listiger sind als die andern und kein Bedenken tragen werden, sich diese andern zu unterjochen. Dasselbe ist mit der Frauenemanzipation der Fall. Die Sklaverei der Frau besteht darin, daß die Männer etwas Angenehmes darin finden, sie als einen Gegenstand des Genusses auszubeuten. Nun, so emanzipieren sie denn die Frau, geben ihr alle Rechte, die der Mann besitzt, fahren dabei jedoch fort, sie vom Standpunkte des sinnlichen Genusses zu betrachten und erziehen sie in diesem Sinne schon als Kind sowie auch später für die Gesellschaft. So bleibt sie stets dieselbe erniedrigte, verdorbene Sklavin und der Mann derselbe korrupte Sklavenhalter.

Man läßt die Frauen zum Hochschulstudium, zu den Ämtern zu und betrachtet sie dennoch als einen Gegenstand des Genusses. Lehret die Frau ihr eigenes Ich so zu betrachten, wie wir es gewöhnt sind, so wird sie stets ein niederes Wesen bleiben. Sie wird entweder mit Hilfe der Halunken von Ärzten die Empfängnis hintertreiben, das heißt eine vollkommene Prostituierte sein, die auf die Stufe der leblosen Sache, nicht einmal auf die Stufe des Tieres, das nichts derartiges kennt, herabgesunken ist oder sie wird, was bei den meisten der Fall ist, ein seelisch krankes, hysterisches, unglückliches Geschöpf sein, unfähig zu irgendwelcher geistigen Entwicklung. Die Gymnasien und Hochschulen vermögen daran nicht das geringste zu ändern. Ein Wechsel kann nur eintreten, wenn der Mann seine Ansicht über die Frau und diese ihre Ansicht über sich selbst ändert. Und zwar muß diese Änderung in dem Sinne erfolgen, daß der Frau der Zustand der Jungfräulichkeit als der höchste und idealste, nicht wie es jetzt der Fall ist, als beschämend und bedauernswert gilt. Solange diese Einschätzung nicht zur Tatsache geworden, wird das Ideal eines jeden Mädchens, welche Bildung es auch genossen haben mag, darin bestehen, recht viele Männer – oder vielmehr Männchen – anzulocken, um eine Auswahl von Freiern zu haben.

Der Umstand, daß die eine mehr Mathematik kann, die andere sich auf das Harfenspiel versteht, hat nichts zu sagen. Die Frau ist glücklich und kann die Erfüllung jedes Wunsches erreichen, wenn sie es versteht, den Mann zu bezaubern. Darum ist es eben ihre Hauptaufgabe, ihn zu bezaubern. So war es von jeher und so wird es weiter sein. Die jungen Mädchen wie die verheirateten Frauen werden stets nach diesem Ziele streben. Jenen ist es dabei um die

Auswahl zu tun, diesen – um die Herrschaft über den Ehemann.

Was diesen Zustand, wenigstens für einige Zeit, unterbricht, ist die Niederkunft der Frau, vorausgesetzt, daß sie selbst nährt und kein Krüppel ist. Doch da spielen wieder die Ärzte ihre verhängnisvolle Rolle.

Meine Frau, die selbst hatte nähren wollen und auch ihre späteren fünf Kinder selbst genährt hat, wurde beim ersten Kinde krank. Die Ärzte, die sie zynisch entblößten und am ganzen Leibe betasteten, wofür ich mich noch bei ihnen bedanken und mein gutes Geld entrichten mußte, diese lieben Ärzte fanden, daß sie nicht nähren dürfe, und so war sie für die erste Zeit dieses einzigen Mittels beraubt, das sie vor der Koketterie hätte bewahren können. Wir nahmen eine Amme, das heißt wir mißbrauchten die Armut, die Not und Unwissenheit einer Frau aus dem Volke, lockten sie von ihrem Kinde hinweg zu dem unsrigen und setzten ihr dafür einen Kopfputz mit bunten Bändern auf. Doch nicht hierauf kommt es an, sondern vielmehr darauf, daß in dieser Zeit, da meine Frau weder schwanger war noch nährte, das bis dahin in ihr schlummernde Gefühl weiblicher Gefallsucht mit ganz besonderer Stärke erwachte. Und in mir erwachten gleichzeitig mit ganz besonderer Stärke die Qualen der Eifersucht, die mich während meines ganzen Ehelebens gepeinigt haben, wie sie notwendig alle Ehemänner peinigen müssen, die mit ihren Frauen so, wie ich mit der meinigen, das heißt unsittlich gelebt haben.

XV.

Ich habe während meines ganzen Ehelebens unausgesetzt die Qualen der Eifersucht empfunden. Es gab jedoch Perioden, in denen diese Qualen sich ganz besonders steigerten. Eine dieser Perioden war die Zeit nach der ersten Entbindung, als die Ärzte meiner Frau das Nähren verboten hatten. Meine gesteigerte Eifersucht beruhte in jener Zeit zunächst wohl darauf, daß ich an meiner Frau jene Unruhe beobachtete, die einer Mutter eigen zu sein pflegt, wenn bei ihr eine Störung des regelmäßigen Lebensganges eingetreten ist; ferner beruhte sie darauf, daß es mir auffiel, wie leicht es ihr wurde, die sittliche Pflicht der Mutter von sich abzuschütteln, woraus ich, zwar

unbewußt, aber immerhin mit einigem Recht den Schluß zog, daß es ihr ebenso leicht sein würde, die eheliche Pflicht zu brechen, zumal sie vollkommen gesund war und trotz des Verbotes der Ärzte die folgenden Kinder mit ausgezeichnetem Erfolge nährte."

„Sie scheinen die Ärzte nicht zu lieben", sagte ich, durch den ganz besonders erbitterten Ausdruck seiner Stimme betroffen, mit dem er jedesmal von den Ärzten sprach.

„Hier handelt es sich nicht um Liebe oder Nichtliebe. Sie haben mein Leben zugrunde gerichtet, wie sie das Leben von Tausenden, ja von Hunderttausenden zugrunde gerichtet haben, und ich kann doch den Zusammenhang von Ursache und Wirkung nicht übersehen. Ich begreife wohl, daß sie ebenso wie die Advokaten und andere Leute Geld verdienen wollen, und ich würde ihnen gern die Hälfte meines Einkommens abtreten, auch jeder andere würde, wenn er ihr Treiben richtig durchschaute, ihnen gern die Hälfte seines Vermögens überlassen, wenn sie sich nur nicht in sein Familienleben einmischten und ihm so fern wie möglich vom Halse blieben. Ich habe nicht gerade statistisches Material gesammelt, kenne jedoch Dutzende der ungezählten Fälle, in denen sie entweder unter dem Vorwande, die Mutter sei zu schwach, um zu gebären, das Kind im Mutterleibe töteten, während die Mutter bei späteren Entbindungen mit größter Leichtigkeit gebar, oder die Mütter selbst bei Vornahme irgendeiner Operation ums Leben brachten. Niemand zählt eben diese Morde, wie man vorzeiten die Morde der Inquisition nicht zählte, weil man des Glaubens war, sie würden zum Heile der Menschheit begangen. Unzählbar sind die Verbrechen, die sie verübt haben. Alle diese Verbrechen sind jedoch nichts im Vergleich mit der sittlichen Fäulnis des Materialismus, die sie, insbesondere durch die Frauen, in die Welt tragen. Ich will schon gar nicht davon reden, daß, wenn die Menschen ausschließlich ihren Ratschlägen folgten, wegen der überall lauernden Ansteckungsgefahr, die sie predigen, nicht ein Zueinanderstreben, sondern ein Auseinanderstreben der Gesamtheit stattfinden müßte. Jeder muß nach ihrer Meinung isoliert dasitzen und am Munde den nach Karbolsäure duftenden Desinfektionsapparat halten, – der übrigens, wie man nachträglich festgestellt hat, auch nicht viel Nutzen stiftet. Doch dies allein hätte noch nichts zu besagen; das wahre Gift steckt in der Demoralisierung der Menschen, insbesondere der Frauen.

Heutzutage darf man niemandem mehr sagen: ‚Hör mal, du führst ein schlechtes Leben, bessere dich' – weder sich selbst, noch einem andern darf man das sagen. Führt man ein schlechtes Leben, so beruht dies angeblich auf einer anomalen Funktion der Nerven oder einer ähnlichen Ursache. Man geht dann zu ‚ihnen', sie verschreiben ein Mittel für 35 Kopeken, das man sich in der Apotheke besorgt und einnimmt. Wird's schlimmer danach, so versucht man es mit einem andern Mittel und einem andern Arzt. Eine ausgezeichnete Sache!

Aber auch das hat nichts weiter auf sich. Ich wollte nur erwähnen, daß sie ihre späteren Kinder vortrefflich genährt hat und daß ihre Schwangerschaft sowie der Umstand, daß sie selbst die Kinder nährte, mich für die betreffende Zeit wenigstens vor den Qualen der Eifersucht bewahrt hat. Andernfalls wäre alles schon früher so gekommen, wie es kam. Nur die Kinder haben mich und sie so lange vor dem Schlimmsten bewahrt. Innerhalb acht Jahren brachte sie fünf Kinder zur Welt, und alle bis auf das erste hat sie selbst genährt."

„Wo sind Ihre Kinder jetzt?" fragte ich.

„Die Kinder?" versetzte er seinerseits erschrocken.

„Verzeihen Sie die Frage, vielleicht ist Ihnen die Erinnerung peinlich?"

„Nein, durchaus nicht. Meine Schwägerin und ihr Bruder haben meine Kinder zu sich genommen. Sie wollten sie mir nicht lassen. Ich übergab ihnen mein Vermögen, sie aber wollten mir die Kinder nicht lassen. Ich gelte doch in gewissem Sinne als geistesgestört. Ich komme soeben von ihnen. Ich habe sie gesehen, doch will man sie mir nicht geben – ich könnte sie ja möglicherweise so erziehen, daß sie nicht so werden wie ihre Eltern. Und sie sollen doch durchaus ebenso werden. Nun, was ist da weiter zu machen! Ich kann's wohl begreifen, daß man sie mir nicht überläßt und zur Erziehung anvertraut. Ich weiß auch selbst nicht, ob ich imstande wäre, sie zu erziehen. Ich zweifle sehr daran, ich bin ja doch eine Ruine, ein Krüppel. Eines habe ich wohl vor den andern voraus: meine Erkenntnis. Es ist mein Glaube, daß ich etwas weiß, was alle andern nicht so bald wissen werden.

Ja, meine Kinder leben und wachsen ebenso wild auf, wie alle ihre Kameraden. Ich habe sie gesehen, dreimal bereits. Ich kann

nichts für sie tun, gar nichts. Ich fahre jetzt heim nach dem Süden, wo ich ein Häuschen und ein Gärtchen besitze.

Ja, nicht so bald werden die Menschen das erkennen, was ich weiß. Wieviel Eisen und sonstige Metalle in der Sonne und den Sternen enthalten sind, ist wohl leicht festzustellen; das Quantum von Schmutz jedoch, das unser Leben durchsetzt, das festzustellen – ist schwer, furchtbar schwer!

Nun, Sie haben wenigstens zugehört, schon dafür bin ich Ihnen dankbar. …

XVI.

Sie erwähnten soeben die Kinder. Auch die geben zu Lug und Heuchelei Anlaß. Kinder sind ein Segen Gottes, Kinder sind die Freude der Eltern! Alles das ist reine Lüge. Alles das war wohl früher einmal der Fall, hat aber längst aufgehört. Kinder sind eine Plage und weiter nichts. Die Mehrzahl der Mütter haben diese Empfindung und sprechen sie zuweilen unwillkürlich auch aus. Fragen Sie die Mehrzahl der Mütter unserer wohlhabenden Kreise – sie werden Ihnen sagen, daß sie vor lauter Angst, ihre Kinder könnten krank werden und sterben, keine Kinder haben wollen oder, wenn sie schon welche geboren haben, sie nicht nähren wollen, damit die Anhänglichkeit an sie ihr Herz nicht allzu fest kettet und sie darunter leiden. Die Freude, die ihnen das Kind durch seinen Liebreiz bereitet, durch die Anmut der Ärmchen und Beinchen und des ganzen kleinen Körpers, die Lust, die das Kind gewährt, ist geringer als das Leid, das sie zu bestehen haben, nicht nur, wenn das Kind wirklich krank wird oder stirbt, sondern schon, wenn die Angst sie peinigt, daß es krank werden könnte. Wenn sie Freud und Leid gegeneinander abwägen, ergibt sich, daß das Leid überwiegt, und darum ziehen sie es vor, keine Kinder zu haben. Sie sagen das ganz offen und ehrlich heraus und bilden sich ein, diese Gefühle hätten ihren Ursprung in ihrer Liebe zu den Kindern, seien also löbliche und edle Gefühle, auf die sie stolz sein dürften. Sie bemerken nicht, daß in einer solchen Auffassung geradezu eine Verleugnung der Liebe zu den Kindern und ein Beweis ihrer Selbstsucht liegt. Der Liebreiz des Kindes scheint ihnen nicht Freude genug zu bereiten, um das Leid

aufzuwiegen, welches die Sorge um das Kind verursacht, und daher wollen sie dieses Kind, das sie so maßlos lieben würden, gar nicht erst haben. Sie opfern nicht sich selber für das geliebte Wesen, sondern das künftige geliebte Wesen opfern sie dem Ich. Es ist klar, daß dies nicht Liebe, sondern Egoismus ist. Doch vermag niemand gegen diese Mütter der wohlhabenden Familien um ihrer egoistischen Regungen willen die Hand zu erheben, wenn man bedenkt, wie sie alles, dank jenen Ärzten, die in unseren Gesellschaftskreisen ihr Wesen treiben, mit den Krankheiten ihrer Kinder durchzumachen haben. Wenn ich so an das Leben und den Zustand meiner Frau in der ersten Zeit zurückdenke, als wir erst drei, vier Kinder hatten und sie ganz in der Sorge für sie aufging, dann ergreift mich ein wahrer Schrecken. Ein Leben war das nicht mehr zu nennen. Es war wie eine ewige Gefahr, wie die Flucht vor dieser Gefahr, die doch gleich wieder drohend vor uns hintrat und verzweifelte Anstrengungen und Rettungsversuche von uns erforderte – kurz eine Lage, wie auf einem Schiffe, das sicherem Untergange geweiht ist. Zuweilen kam es mir vor, als tue sie das alles absichtlich, als stelle sie sich so ängstlich um der Kinder willen, um mich auf diese Weise zu bezwingen. Es war dies eine Mutmaßung, die alles auf sehr einfache Weise, und zwar zu ihren Gunsten zu entscheiden schien. Andererseits jedoch quälte sie sich wirklich unablässig mit den Kindern, mit ihrer Gesundheit und ihren Krankheiten. Es war eine Folter für sie und auch für mich. Sie mußte eben diese Folterqualen erdulden, das war nun einmal unvermeidlich. Die Zuneigung zu den Kindern, der animalische Trieb, sie zu nähren, zu hätscheln, zu schützen, war bei ihr wie bei den meisten Frauen vorhanden. Eines jedoch besaß sie nicht, was die Tiere besitzen: sie war nicht, wie diese, frei von Phantasievorstellungen und Verstandesskrupeln. Die Henne fürchtet sich nicht vor all den Schrecknissen, die ihren Küchlein begegnen könnten, sie kennt all die Krankheiten nicht, denen sie verfallen könnten; sie kennt nicht alle die Mittel, mit denen die Menschen glauben, sich vor Krankheit und Tod zu bewahren. Die Küchlein sind für die Henne keine Plage. Sie tut für sie das, was zu tun ihr Freude macht und in ihrem Wesen liegt, die Kinder sind also für sie ein Quell der Freude. Sobald ein Hühnchen krank wird, weiß sie sehr wohl, wie sie für das Kranke zu sorgen hat: sie wärmt und füttert es, und wenn sie das tut, weiß sie, daß sie alles Nötige getan hat. Geht das Küch-

lein ein, so fragt sie sich nicht lange, warum es eingegangen und wohin es gegangen sei, sondern stößt ein kurzes Gackern aus und lebt in der alten Weise fort. Für unsere unglücklichen Frauen jedoch – auch bei meiner war es so – liegen die Dinge anders. Ich will nicht mehr von den Krankheiten reden und der Sorge, wie man sie heilen solle, noch von den verschiedenen Erziehungs- und Auffütterungsmethoden: von allen Seiten hatte sie darüber alles Erdenkliche gehört und alle möglichen einander widersprechenden Ratschläge gelesen. Nähren soll man die Kinder so und so; oder nein – nicht so und so, sondern so; über Kleidung, Trinken, Baden, Schlafenlegen, Spazierengehen, Lüften gab man uns, namentlich ihr, jede Woche neue Ratschläge; als wäre die Kunst des Kindergebärens erst seit gestern erfunden. Da hieß es, das Kind habe zur Unzeit seine Nahrung bekommen, es sei zur Unzeit gebadet worden und davon erkrankt, so daß die Schuld auf uns falle, weil wir nicht getan hätten, was wir hätten tun sollen.

So ging es, wenn die Kleinen gesund waren. Doch auch das war eine Quälerei. Wurde jedoch eines ernstlich krank, dann war alles aus. Dann wurde das Haus zur wahren Hölle. Es hieß doch, die Krankheit könne geheilt werden, und es gebe solch eine Wissenschaft und solche Menschen, Ärzte geheißen, die da Bescheid wüßten. Nicht alle wüßten es, aber doch die besten unter ihnen. Nun war das Kind erkrankt und nun galt es, einen dieser besten Ärzte zu finden, einen von denen, die das Kind zu retten vermögen, dann wäre es gerettet; fand man jedoch diesen besten Arzt nicht oder wohnte man nicht in demselben Orte wie er, dann gab man das Kind verloren. Und das war nicht etwa nur der Glaube meiner Frau allein, sondern das ist der Glaube aller Frauen ihres Kreises, und von allen Seiten hörte sie nur immer das gleiche: ‚Jekaterina Ssemjonowna hat zwei Kinder verloren, weil Iwan Sacharytsch nicht rechtzeitig gerufen wurde, und Maria Iwanowna verdankt ihm die Rettung ihres ältesten Mädchens; die Petrows haben auf den Rat des Arztes eine Reise gemacht und ihre Kinder gerettet, den anderen aber, die nicht umgesiedelt waren, sind die Kinder gestorben. Frau so und so hatte ein schwächliches Kind, fuhr auf den Rat des Arztes nach dem Süden und rettete es so.' Wie sollen alle diese Dinge einen nicht quälen und das ganze Leben lang beunruhigen? Wo doch das Leben der Kinder, denen die Mutter mit tierischer Anhänglichkeit zugetan ist,

angeblich davon abhängt, ob sie rechtzeitig erfährt, was Iwan Sacharytsch über den Fall denkt und kein Mensch eigentlich weiß, was Iwan Sacharytsch sagen wird, am wenigsten er selber, weil er sehr wohl weiß, daß er gar nichts weiß und nicht zu helfen vermag, sondern nur Winkelzüge macht, damit die Leute nicht aufhören, an sein Wissen zu glauben. Wäre sie ganz und gar Tier, dann würde sie sich nicht so sehr quälen. Wäre sie dagegen ganz und gar Mensch, dann würde sie den Glauben an Gott besitzen und würde denken und reden, wie die Gläubigen reden: ‚Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, Gott kann man nicht entgehen.'

Das ganze Leben mit den Kindern war für meine Frau – somit auch für mich – nicht eine Freude, sondern eine Plage. Sie quälte sich unaufhörlich mit ihnen. Kaum hatten wir uns zuweilen nach einer Eifersuchtsszene oder einem einfachen Zank beruhigt und nun daran gedacht, ein wenig Atem zu schöpfen, ein Buch zu lesen oder einen vernünftigen Gedanken zu fassen; kaum hatten wir irgendeine Arbeit vorgenommen, so kam auch schon die Nachricht, daß Wassja erbrechen mußte oder daß Mascha einen blutigen Stuhlgang gehabt, oder daß Andrjuscha einen Ausschlag bekäme. Nun war es natürlich wieder vorbei mit dem vernünftigen Leben. Wohin sollte man rennen, wo einen Arzt auftreiben, wie die gesunden Kinder abschließen? Und nun begann die Wirtschaft mit den Klystieren, dem Temperaturmessen, den Mixturen und den Ärzten. Kaum war der eine Fall erledigt, war schon ein neuer da. Ein regelmäßiges, geordnetes Familienleben gab es nicht. Es gab nur, wie ich Ihnen bereits sagte, eine beständige Flucht vor eingebildeten und wirklichen Gefahren. So ist es jetzt in den meisten Familien. In meiner Familie war es besonders schlimm, denn meine Frau war eine sehr zärtliche Mutter und sehr leichtgläubig.

Der Besitz von Kindern erleichterte uns also das Leben keinesfalls, sondern vergiftete es ganz und gar. Die Kinder gaben immer wieder Anlaß zu Zank und Hader. Seit wir Kinder hatten und diese heranwuchsen, wurden sie mehr und mehr die Veranlassung und der Gegenstand von Streit und Zwist. Ja nicht nur ein Gegenstand des Streites, sondern geradezu eine Waffe im Kampfe – wir lieferten uns gleichsam Schlachten mittels der Kinder. Jeder von uns hatte seinen Liebling, dessen er sich als Waffe im Kampfe bediente. Meine Waffe war später in der Regel Wassja, der Älteste, während sie sich

Lisas bediente. Als die Kinder herangewachsen und ihre Charaktere gereift waren, suchten wir sie als Bundesgenossen auf unsere Seite zu bringen. Die armen Wesen litten schwer darunter, aber in unserem unaufhörlichen Kriege dachten wir eben nicht an sie. Das Mädchen fand sich jetzt zumeist auf meiner Seite, während der älteste Knabe, der der Mutter ähnlich war, ihr Liebling wurde und oft von Haß gegen mich erglühte.

XVII.

Nun, so lebten wir denn dahin. Unsere Beziehungen wurden immer feindseliger. Schließlich kam es so weit, daß nicht mehr eine Meinungsverschiedenheit die Feindseligkeit hervorrief, sondern aus der Feindseligkeit die Meinungsverschiedenheit entsprang; was sie auch sagen mochte, ich war schon von vornherein anderer Meinung, und das gleiche war auch bei ihr der Fall.

Im vierten Jahre unserer Ehe waren wir beide fest davon überzeugt, daß wir einander nie verstehen, nie zu einer Übereinstimmung miteinander gelangen würden. Wir machten nicht mehr den Versuch, uns wieder einmal richtig auszusprechen. Bei den einfachsten Dingen, namentlich betreffs der Kinder, blieb jeder von uns unerschütterlich bei seiner Meinung. Soweit ich mich jetzt erinnere, waren die Meinungen, die ich vertrat, mir durchaus nicht so teuer, daß ich sie schließlich nicht hätte opfern können; aber ***sie*** war entgegengesetzter Meinung, und wenn ich nachgab, so hieß das ihr nachgeben. Und das konnte ich nicht, so wenig wie sie es konnte. Sie war jedenfalls mir gegenüber nach ihrer Ansicht immer im Recht, und ich war in meinen Augen natürlich ein Heiliger. Waren wir unter uns, so waren wir fast zum Schweigen verurteilt oder auf solche Gespräche angewiesen, wie sie vermutlich die Tiere untereinander führen mögen: ‚Wie spät ist es? – Es ist Zeit, daß man schlafen geht. – Was gibt's heute zum Mittagessen? – Wohin wollen wir fahren? – Was steht in der Zeitung? – Man muß zum Arzt schicken, Mascha hat Halsschmerzen.' Nur um ein Härchen brauchte dieser bis aufs äußerste beschränkte Stoffkreis überschritten werden, und schon platzten die Gegensätze aufeinander. Es gab Zank und bissige Worte beim Kaffee, wegen des Tischtuches, des Wagens, in dem wir

fuhren, des Ausspielens am Kartentisch, kurz, um jede Kleinigkeit, die weder für sie noch für mich von Bedeutung sein konnte. Ich wenigstens war häufig von einer wahren Wut gegen sie erfüllt. Zuweilen, wenn ich zusah, wie sie den Tee eingoß oder mit dem Bein schlenkerte oder den Löffel zum Munde führte und den Trank hinunterschlürfte, haßte ich sie um dieser Dinge willen, als handle es sich um irgendeine verächtliche Tat. Es fiel mir damals nicht auf, daß die Perioden der Bosheit in mir völlig regelmäßig und gleichmäßig auftauchten, und zwar entsprechend jenen Perioden, die wir Liebe nannten. Auf eine Periode der Liebe folgte jedesmal eine Periode des Hasses; war der Ausbruch der Liebe stark, so war die Periode des Hasses von langer Dauer; auf eine schwächere Bekundung der Liebe folgte eine kurze Äußerung des Hasses. Damals begriffen wir nicht, daß diese Liebe und dieser Haß Offenbarungen desselben animalischen Triebes, nur von verschiedenen Polen aus gesehen, waren. So zu leben, wäre schrecklich gewesen, wenn wir uns unserer Lage bewußt geworden wären; dies war jedoch nicht der Fall, wir begriffen unsere Lage nicht. Darin liegt zugleich die Rettung und die Strafe des Menschen, daß er, wenn er ein verkehrtes Leben führt, sich zu betäuben vermag, daß er die ganze Kläglichkeit seiner Lage nicht sieht. So hielten auch wir es jetzt. Sie suchte über allerhand nebensächlicher hastiger Beschäftigung in der Wirtschaft, im Haushalt, in ihrem Boudoir und der Kinderstube unsere gegenseitigen Beziehungen zu vergessen, während ich wieder meine eigene Domäne hatte – Zechgelage, Dienstverrichtungen, Jagd, Kartenspiel. Wir hatten beide beständig zu tun. Wir fühlten es: je beschäftigter wir beide waren, desto böser durften wir aufeinander sein. ‚Du hast gut launisch sein,' dachte ich, ‚die ganze Nacht hast du mich mit deinen Keifszenen gequält und nun soll ich in die Sitzung fahren!' – ‚Du hast es gut,' dachte nicht nur, sondern erklärte sie laut, ‚mich hat das Kind die ganze Nacht nicht schlafen lassen!' Die neuen Theorien des Hypnotismus, der Geisteskrankheiten sind eine Torheit, und zwar nicht bloß eine harmlose, sondern eine schädliche, widerwärtige Torheit. Meine Frau würde von Charcot zweifellos für hysterisch und ich für nicht normal erklärt worden sein, und er würde uns zweifellos in Behandlung genommen haben, obwohl an uns nicht das geringste herumzukurieren war.

So lebten wir in einem beständigen Nebel und übersahen die

Lage nicht, in der wir uns befanden. Und wäre nicht geschehen, was eben geschehen ist, so hätte ich bis in mein Greisenalter so weitergelebt und geglaubt, ein leidlich glückliches Leben durchlebt zu haben, kein besonders schönes zwar, aber auch kein besonders schlechtes, so wie es eben alle Menschen führen; ich wäre nie dahinter gekommen, in welchem Abgrund des Unglücks und der erbärmlichsten Lüge ich schwebte.

Dabei waren wir doch nichts anderes als zwei Sträflinge, die einander haßten, die an einer einzigen Kette ächzten, sich das Leben gegenseitig zu vergiften trachteten und bestrebt waren, nichts von allem zu sehen. Ich wußte damals noch nicht, daß neunundneunzig Prozent aller Ehepaare in derselben Hölle leben wie wir, und daß dies nicht anders sein kann. Damals wußte ich das noch nicht, weder von mir selbst, noch von den anderen.

Merkwürdig, was für Zufälle im Leben mitspielen, ob es nun regelmäßig oder unregelmäßig dahinfließt! Die Eltern können das Leben miteinander nicht mehr ertragen, sie sind sich ‚über' geworden, und zu gleicher Zeit stellt es sich heraus, daß die Erziehung der Kinder eine Übersiedelung nach der Stadt notwendig macht. ‚Nach der Stadt!' hieß also jetzt die Parole."

Er schwieg eine Weile und stieß wohl zweimal seinen seltsamen Laut aus, der jetzt schon völlig einem unterdrückten Schluchzen glich. Der Zug näherte sich der Station.

„Wie spät ist es?" fragte er.

Ich sah nach, es war zwei Uhr.

„Sind Sie nicht müde?" fragte ich ihn.

„Nein; aber Sie sind es?"

„Nein, nur ein wenig stickig kommt es mir hier vor. Ich will einen Augenblick hinausgehen und einen Schluck Wasser trinken."

Er ging mit schwankendem Schritt durch den Wagen. Ich saß da, sann über alles nach, was er mir erzählt hatte, und verfiel in so tiefes Sinnen, daß ich seinen Eintritt durch die andere Tür gar nicht bemerkte.

Ja, ich lasse mich gar zu leicht erregen“, begann er von neuem. „Ich habe vielerlei durchdacht. Viele Dinge sehe ich mit eigenen Augen an, und da möchte man denn seine Gedanken aussprechen. Nun, wir lebten also jetzt in der Stadt. In der Stadt kann der Mensch hundert Jahre leben, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er längst gestorben und verdorben ist. Man hat gar keine Zeit, einmal richtig mit sich selbst zu Rate zu gehen, ewig ist man beschäftigt.

Geschäfte, gesellschaftliche Verpflichtungen, die Gesundheit, die Künste, das Befinden der Kinder, ihre Erziehung – wieviel Sorgen schafft das alles! Da heißt es bald den, bald jenen empfangen, da und dort Besuche machen, bald diesen oder diese anhören. In der Stadt gibt es zu jeder Stunde eine, zwei oder auch drei berühmte Persönlichkeiten, die man gesehen haben muß. Bald muß man an sich, bald an dem einen oder anderen Hausgenossen herumkurieren, dann sind die Lehrer, die Erzieher, die Gouvernanten zu überwachen, und so vertrödelt man Stunde um Stunde des Lebens. Nun, so trieben wir es schließlich und empfanden die Qual unseres Zusammenlebens nicht so schmerzlich. Die erste Zeit brachte außerdem die wundervolle Beschäftigung, sich in dem neuen Wohnort und dem neuen Quartier einzurichten, von der Stadt aufs Land und vom Lande in die Stadt zu ziehen usw.

Den ersten Winter in der Stadt hatten wir hinter uns. Im zweiten Winter trat dann ein unauffälliger, kaum merklicher Umstand ein, von dem alle übrigen Vorgänge ihren Anfang nahmen.

Sie war krank, und die Ärzte verboten ihr wieder einmal das Gebären und belehrten sie über gewisse Mittel, um es zu verhindern.

Ich war darüber empört und kämpfte aufs schärfste dagegen an, sie bestand jedoch mit leichtfertigem Trotz auf ihrem Willen, und ich gab nach; der letzte Rechtfertigungsgrund für das widerliche Zusammenleben, das wir führten – die Erzeugung der Kinder – war weggefallen, und unsere eheliche Gemeinschaft nahm noch häßlichere Formen an.

Der Bauer braucht Kinder für die Arbeit; fällt es ihm auch schwer, sie großzuziehen, so braucht er sie doch eben, und daher haben seine ehelichen Beziehungen eine Rechtfertigung. Wir wohlhabenden Leute dagegen bedürfen der Kinder nicht, sie sind eine

überflüssige Sorge, verursachen Kosten, Schwierigkeiten bei der Erbschaftsteilung, kurzum: sie sind eine Last. Unser unlauteres Zusammenleben hat demnach überhaupt keine Rechtfertigung mehr. Wir verhindern entweder die Empfängnis auf künstliche Weise, oder wir betrachten die Kinder, wenn sie dennoch geboren werden, als ein Unglück, als eine Folge der Unvorsichtigkeit. Das letztere ist noch unsittlicher als das erstere, und es gibt keine Rechtfertigung dafür. Wir sind jedoch moralisch so gesunken, daß wir eine Rechtfertigung gar nicht mehr für notwendig halten. Die Mehrzahl unserer heutigen gebildeten Welt huldigt dieser Ausschweifung ohne die geringsten Gewissensbisse. Wozu auch Gewissensbisse? Gibt es doch in dem Leben, wie wir es führen, kein Gewissen, außer etwa jenen beiden Faktoren, die wir als öffentliche Meinung und als Scheu vor dem Strafgesetz bezeichnen. Hier kommt jedoch weder diese noch jene in Frage: vor der öffentlichen Meinung braucht man sein Gewissen nicht beschwert zu fühlen, weil doch alle sich so verhalten, ‚Maria Pawlowna so gut wie Iwan Sacharytsch – denn welchen Zweck hat es, Bettler in die Welt zu setzen oder sich der Annehmlichkeiten des geselligen Verkehrs zu berauben?' Scheu vor dem Strafgesetz oder Gewissensbisse nach dieser Richtung kamen gleichfalls nicht in Frage. Liederliche Dirnen und Soldatenweiber werfen ihre Kinder wohl in Teiche und Brunnen, die müssen dafür natürlich auch ins Gefängnis wandern, bei uns jedoch geht alles fein sauber und rechtzeitig vor sich.

So verlebten wir noch zwei weitere Jahre. Das Mittel, das die Schufte von Ärzten bei meiner Frau in Anwendung gebracht, begann augenscheinlich zu wirken, sie nahm körperlich zu und wurde schön – so schön wie die letzten Tage des Spätsommers. Sie fühlte das und begann sich mit sich selbst zu beschäftigen. Sie wurde zu einer Art prickelnder Schönheit, die die Männer reizt. Sie stand in der Kraftfülle einer dreißigjährigen, gut genährten, sinnlich erregten Frau, die sich des Gebärens enthält. Ihr Anblick hatte etwas Beunruhigendes; wenn sie in Männergesellschaft kam, waren aller Augen auf sie gerichtet. Sie war wie ein überfüttertes Pferd, das zu lange gestanden hat; nun hatte man es angeschirrt und ihm die Zügel freigegeben. Neunundneunzig Hundertstel unserer Frauen sind solche ungezügelte Pferde. Ich fühlte, daß auch sie zu ihnen gehörte, und mir wurde bange ums Herz."

XIX.

Er erhob sich plötzlich und setzte sich dicht ans Fenster. „Entschuldigen Sie mich“, sagte er, richtete die Augen auf das Fenster und saß so wohl drei Minuten lang. Dann seufzte er tief auf und setzte sich wieder mir gegenüber. Seine Miene hatte sich völlig verändert, die Augen hatten etwas Weiches, und ein seltsames Lächeln spielte um seine Lippen. – „Ich bin ein wenig müde geworden,“ fuhr er fort, „doch will ich weitererzählen. Es ist noch viel Zeit bis zum Morgengrauen. Ja,“ sagte er, sich eine Zigarette anzündend, „sie wurde also von der Zeit an, da sie aufhörte zu gebären, stark und üppig, und diese Krankheit, das ewige Leiden um die Kinder, war vorüber. Es war, als ob sie aus einem Rausche erwacht wäre und die ganze Gotteswelt mit ihren Freuden, die sie vergessen, vor sich sähe, eine Gotteswelt freilich, in der sie nicht zu leben verstand, und die sie nicht begriff. ‚Nur genießen, genießen! Die Zeit flieht dahin, und du hältst sie nicht zurück!‘ So muß sie gedacht oder vielmehr gefühlt haben, und sie konnte auch nicht anders denken und fühlen: war sie doch in der Vorstellung erzogen, daß es in der Welt nur eines gebe, das Beachtung verdiente: die Liebe. Sie hatte geheiratet, hatte etwas von dieser Liebe kennengelernt, aber lange nicht das, was sie sich versprochen, was sie erwartet hatte, sondern gar viele Enttäuschungen und Leiden und vor allem diese unerwartete Qual mit den vielen Kindern. Diese Qual hatte sie mürbe gemacht. Doch dank den diensteifrigen Doktoren war sie dahintergekommen, daß es auch ohne Kinder gehe. Ihre Freude war groß, sie fand die Richtigkeit der Sache bestätigt und lebte nun wieder auf für den einen Lebenszweck, den sie kannte: für die Liebe. Aber die Liebe zu einem Manne, der sein Gefühl durch Eifersucht und jähe Zornesausbrüche entwürdigt hatte, besaß für sie keinen Reiz mehr. Ihr schwebte eine andere, reine, neue Liebe vor, wenigstens glaubte ich das annehmen zu müssen. Und nun begann sie um sich zu schauen, als ob sie etwas erwartete. Ich sah das und konnte nicht umhin, unruhig zu werden. Ich hörte Äußerungen von ihr, die auf eine tiefe Wandlung schließen ließen. Sie sagte es ganz offen, halb im Scherz heraus, daß die mütterlich liebende Sorge eine Täuschung sei, daß es sich nicht lohne, sein Leben den Kindern zu opfern, daß man nur einmal jung sei und sein Leben genießen müsse. Sie beschäftigte sich jetzt mit den Kin-

dern weniger als früher und nicht mehr mit solcher Verzweiflung, dafür wandte sie, wenn auch zunächst unauffällig, ihre Aufmerksamkeit mehr dem eigenen Ich und ihrem Äußeren, ihren Vergnügungen und sogar ihrer Ausbildung zu. Sie nahm mit einiger Begeisterung wieder das Klavierspiel auf, das sie schon ganz vernachlässigt hatte. Und das war dann der Anfang der Katastrophe."

Er wandte sich wieder mit seinen müde blickenden Augen dem Fenster zu, fuhr dann jedoch, seine Müdigkeit überwindend, sogleich wieder fort:

„Ja, da erschien dieser Mensch auf der Bildfläche." – Er stockte und gab wohl zweimal seinen eigentümlichen Nasenlaut von sich.

Ich sah, daß es ihm peinlich war, den Namen jenes Mannes zu nennen, sich seiner zu erinnern, von ihm zu reden. Doch er machte eine heftige Anstrengung, überwand gleichsam das Hindernis, das ihm im Wege stand, und fuhr entschlossen fort:

„Er war in meinen Augen und nach meiner Meinung, kurz gesagt, ein Lump. Nicht in Anbetracht der Rolle, die er in meinem Leben gespielt hat, sondern weil er es wirklich war. Übrigens der Umstand, daß er ein schlechter Mensch war, dient mir nur zum Beweise dafür, wie wenig zurechnungsfähig ***sie*** war. Wenn nicht ***er***, so wäre es eben ein anderer gewesen, das war nun schon nicht mehr zu ändern." – Er schwieg wieder. – „Ja, es war ein Musiker; ein Geiger; nicht ein Musiker von Beruf, sondern halb Berufsmusiker, halb Salonmensch. Sein Vater, ein Gutsbesitzer, war der Nachbar meines Vaters gewesen. Er hatte sein Vermögen verloren, von seinen drei Söhnen hatten zwei ihr Glück gemacht, während der jüngste, eben der Musiker, bei seiner Patin in Paris untergebracht worden war. Da er musikalisches Talent besaß, ließ man ihn das Konservatorium besuchen, das er als Konzertgeiger verließ. Er war ein Mensch …", anscheinend wollte er irgend etwas Schlechtes über ihn sagen, doch unterdrückte er das tadelnde Wort und sagte nur rasch und scharf: „Nun, schließlich weiß ich ja nicht, was für ein Leben er früher geführt hatte, ich weiß nur, daß er in jenem Jahre in Rußland auftauchte und in mein Haus kam: mandelförmige, feuchte Augen, lächelnde rote Lippen, ein flott gedrehtes Schnurrbärtchen, letzte moderne Frisur, ein fades, hübsches Gesicht, was die Frauen so einen netten Jungen nennen, von schwächlicher, wenn auch nicht unvorteilhafter Statur, mit stark entwickeltem Hinterteil, wie es die Frauen

oder die Hottentotten besitzen, die ja auch sehr musikalisch sein sollen. Er wurde, wo es anging, rasch familiär, fühlte jedoch sogleich, wo das nicht angebracht war, und zog sich dann unter Wahrung seiner äußeren Würde zurück, wobei er sich jenen eigentümlichen Pariser Anstrich zu geben wußte, den Knöpfschuhe, bunte Krawatten und andere in Paris von den Fremden übernommene, auf unsere Frauen wirkende Modesachen verleihen. In seinen Manieren waltete eine gewisse gekünstelte, äußerliche Flottheit. Er sprach so von allem, verstehen Sie, in Anspielungen und halben Sätzen, als ob Sie schon alles wüßten, sich an alles erinnerten und alles selbst ergänzen könnten. Dieser Mensch mit seiner Musik war also an allem schuld. In der Gerichtsverhandlung wurde der Sachverhalt so dargestellt, als sei Eifersucht die ausschließliche Ursache von allem gewesen. Dies war jedoch durchaus nicht der Fall – das heißt, wenigstens nicht ausschließlich. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß ich der betrogene Gatte sei und daß ich sie getötet habe, um meine beleidigte Ehre zu rächen – so nennen sie das ja wohl in ihrer Ausdrucksweise. Aus diesem Grunde also sprachen sie mich frei. Ich wollte ihnen den tieferen Zusammenhang der Dinge klar machen, sie aber verstanden es so, als wollte ich die Ehre meiner Frau rehabilitieren.

Welcher Art ihre Beziehungen zu diesem Musikanten gewesen sind, hatte weder für mich noch für sie irgendeine tiefere Bedeutung. Bedeutung hatte nur das, was ich Ihnen dargelegt habe, nämlich mein unlauteres Leben. Alles kam davon, daß zwischen uns dieser entsetzliche Abgrund gähnte, den ich Ihnen beschrieb, diese furchtbare Spannung gegenseitigen Hasses, bei dem der geringste Anlaß genügte, um eine Krise herbeizuführen. Die Zänkereien zwischen uns waren in der letzten Zeit zu etwas Schrecklichem geworden, verheerend namentlich dadurch, daß sie sich gelegentlich in einer jähen, tierischen Leidenschaftlichkeit auslösten.

Wäre er nicht aufgetaucht, so wäre es eben ein anderer gewesen. Außer der Eifersucht hätte sich ein beliebiger anderer Vorwand finden lassen. Ich bin der Überzeugung, daß alle Männer, die so gelebt haben wie ich, entweder ganz und gar dem Laster verfallen oder zur Scheidung schreiten, entweder Selbstmord begehen oder, wie ich es getan, ihre Frau töten müssen. Wenn bei einem von ihnen keine dieser Möglichkeiten zutrifft, so bildet er eine seltene Ausnahme. Ich

hatte, bevor ich den Ausweg wählte, dem ich schließlich den Vorzug gab, mehrmals vor dem Selbstmorde gestanden, und auch sie hatte einige Male versucht, sich zu vergiften.

XX.

Ja, so lagen die Dinge in der letzten Zeit.

Wir lebten in einer Art Waffenstillstand und hatten keinen Anlaß, ihn zu verletzen. Plötzlich kommen wir in der Unterhaltung auf einen bestimmten Hund zu sprechen: ich sage, er habe auf der Ausstellung eine Medaille bekommen, und sie behauptet, nicht eine Medaille sei es gewesen, sondern eine ehrenvolle Erwähnung. Wir fangen an zu streiten, von einem Gegenstande geht's zum andern, ein Wort gibt das andere: ‚Na ja, wir wissen ja Bescheid, das ist ja immer so. Du sagtest' … – ‚Nein, ich habe nichts gesagt …' – ‚So, dann lüge ich also! …'

Es liegt so etwas in der Luft, als ob jeden Augenblick wieder eine der entsetzlichen Szenen ausbrechen sollte, bei der man am liebsten sie oder sich selbst töten möchte. Man weiß: jetzt gleich wird es losbrechen, man fürchtet sich davor wie vor dem Feuer und sucht sich zu beherrschen, doch die Wut packt dein ganzes inneres Wesen. Sie ist in derselben, wenn nicht in noch ärgerer Stimmung, verdreht absichtlich jedes deiner Worte und schiebt ihm einen erlogenen Sinn unter; alles aber, was ***sie*** sagt, ist von Gift durchtränkt und ihre Worte wissen mich gerade an den empfindlichsten Stellen zu treffen. Immer weiter geht's, immer toller. Ich schreie: ‚Schweig!' oder so etwas in der Art. Sie läuft aus dem Zimmer nach der Kinderstube. Ich will sie zurückhalten, um meine Rede und Beweisführung zu beenden, und fasse sie bei der Hand. Sie stellt sich, als hätte ich ihr wehgetan, und schreit: ‚Kinder, euer Vater schlägt mich!' Ich schreie meinerseits: ‚Lüg' nicht!' – Sie kreischt: ‚Es wäre ja nicht das erstemal!' – Die Kinder stürzen zu ihr hin und sie beruhigt sie. Ich sage: ‚Verstell' dich doch nicht!' Sie sagt: ‚Für dich ist alles Verstellung, du bist imstande, einen Menschen zu töten und zu behaupten, er verstelle sich. Jetzt habe ich dich durchschaut: auf meinen Tod hast du es abgesehen, weiter nichts!' – ‚Ach, wenn du doch krepieren wolltest!' schrei ich. Ich erinnere mich noch, wie ich bei diesen meinen

Worten erschrak: ich hatte nicht geglaubt, daß ich fähig wäre, so schreckliche, rohe Worte auszusprechen, und war erstaunt, daß sie meinen Lippen entfuhren. Ich stoße diese schrecklichen Worte aus, eile in mein Kabinett, setze mich hin und rauche. Ich höre, daß sie sich ins Vorzimmer begibt und sich zum Ausfahren bereitmacht. Ich frage sie: ‚Wohin?' – Sie antwortet mir nicht. Na, dann hol' sie der Teufel, denk' ich, kehre in mein Kabinett zurück, lege mich hin und rauche. Tausend verschiedene Pläne, wie ich mich an ihr rächen, mich von ihr befreien und das alles ungeschehen machen könnte, schwirren mir durch den Kopf. Gedanke um Gedanke taucht empor und ich rauche, rauche, rauche. Ich will nach Amerika entfliehen. So weit führen mich meine Gedanken, daß ich mir schon allen Ernstes ausmale, wie schön das sein wird, von ihr befreit zu sein und mit einer neuen, völlig anders gearteten, schönen Frau zusammenzuleben. Wie aber soll ich von ihr frei werden? Dadurch, daß sie stirbt, oder daß ich mich von ihr scheiden lasse – ja, aber wie soll das geschehen? Ich sehe, daß meine Gedanken wirr werden, daß mir lauter dummes Zeug durch den Kopf geht, und um zu vergessen, wie toll das alles ist, – rauche und rauche ich.

Zu Hause aber nimmt das gewöhnliche Leben seinen Fortgang. Die Gouvernante kommt und fragt, wo Madame sei, wann sie zurückkommen werde. Der Diener fragt, ob er den Tee servieren solle. Ich komme ins Eßzimmer; die Kinder, namentlich Lisa, die Älteste, die schon begreift, sieht mich fragend und mißbilligend an. Schweigend trinken wir den Tee. Sie kommt und kommt nicht. Der ganze Abend vergeht, ohne daß sie zurückkehrt, und zwei Gefühle wechseln in meiner Seele: der Zorn darüber, daß sie mich und die Kinder durch ihre Abwesenheit quält, die doch schließlich nur mit ihrer Rückkehr enden könne, und die Angst, daß sie am Ende doch nicht kommt und sich etwas antut. Ich möchte sie holen – doch wo soll ich sie suchen? Bei ihrer Schwester? Aber das sieht so dumm aus: man kommt hin und fragt nach ihr! Schließlich, Gott mit ihr: wenn sie andere quälen will, so soll sie sich auch selbst quälen! Das will sie ja nur, daß man sie hole. Das nächste Mal wird sie es dann nur um so toller treiben. Wie aber, wenn sie nicht bei der Schwester ist, wenn sie sich etwas antut oder schon angetan hat? … Elf Uhr, zwölf Uhr. Ich gehe nicht ins Schlafzimmer, es sieht so dumm aus, wenn man dort so allein herumliegt und wartet. Ich gehe überhaupt nicht

schlafen. Ich will mich lieber irgendwie beschäftigen, einen Brief schreiben, etwas lesen … ach, zu nichts hab' ich Lust! Ich sitze allein im Kabinett, quäle mich, ärgre mich und horche zum Zimmer hinaus. Drei, vier Uhr – sie ist noch immer nicht da. Gegen morgen schlafe ich ein. Nach einiger Zeit erwache ich – noch immer bin ich allein.

Alles im Hause geht seinen alten Gang, alles jedoch ist erstaunt und sieht mich vorwurfsvoll an, in der Meinung, daß ich an allem schuld sei.

In mir wütet immer noch der Kampf zwischen dem Zorne darüber, daß sie mich so martert und der Unruhe um ihr Verbleiben.

Gegen elf Uhr morgens erscheint ihre Schwester bei mir als ihre Abgesandte. Die gewohnte Unterhandlung beginnt: ‚Sie ist in einer schrecklichen Verfassung … Ja, aber wie denn? Es ist doch nichts geschehen!' Ich spreche von ihrem unerträglichen Charakter und sage, daß mich jedenfalls keine Schuld treffe.

‚Auf keinen Fall darf das so bleiben', sagt die Schwester.

‚Alles kommt auf ihr Konto, nicht auf meines', sage ich. ‚Ich werde jedenfalls den ersten Schritt nicht tun. Wenn sie sich scheiden lassen will – mir soll es recht sein.'

Der Besuch der Schwägerin war ergebnislos verlaufen. Ich hatte ihr ohne Umstände erklärt, daß ich den ersten Schritt nicht tun würde, kaum jedoch war sie fort, kaum war ich aus dem Zimmer getreten und hatte die verstörten, erschrockenen Gesichter der Kinder gesehen, als ich auch schon bereit war, dennoch den ersten Schritt zu tun. Wie aber soll ich es anfangen? Wieder gehe ich umher und rauche, trinke beim Frühstück Likör und Wein und erreiche damit, was ich unbewußt wünsche: daß ich das Törichte, Abgeschmackte meiner Lage nicht sehe.

Gegen drei Uhr kommt sie angefahren. Ohne ein Wort zu sagen, geht sie an mir vorüber. In der Meinung, daß sie sich beruhigt hat, beginne ich ihr auseinanderzusetzen, ihre Vorwürfe hätten mich gereizt. Mit abweisendem, bis zum äußersten abgespanntem Gesicht erklärt sie mir, wir könnten nicht miteinander weiterleben. Ich sage, mich träfe keine Schuld, sie hätte mich geradezu herausgefordert. Sie sieht mich ernst und feierlich an und sagt darauf: ‚Sprich nicht weiter, es wird dir leid tun.' Ich entgegne ihr, ich könne kein Komödienspiel leiden. Da schreit sie mir irgend etwas ins Gesicht, was ich

nicht verstehe, und läuft in ihr Zimmer. Der Schlüssel knarrt von innen; sie hat sich eingeschlossen. Ich klopfe, keine Antwort erfolgt, und ich entferne mich wütend. Eine halbe Stunde darauf kommt Lisa weinend herbeigelaufen. – ‚Was gibt es? Ist etwas vorgefallen?' – ‚In Mamas Zimmer ist es so still.' – ‚Komm schnell!' – Ich rüttle aus Leibeskräften an der Tür. Der Riegel schloß nicht dicht, und die beiden Flügel springen auf. Ich trete an ihr Bett heran. Sie liegt recht unbequem da, in Unterkleidern und hohe Stiefeletten. Auf dem Tische steht ein geleertes Opiumfläschchen. Wir bringen sie ins Bewußtsein zurück; Tränen – und schließlich Versöhnung. Doch nein, nicht Versöhnung: jeder von uns trägt in der Seele den alten Grimm, noch verstärkt durch den Schmerz, den die Erregung dieses neuen Streites hervorgerufen hat, und den natürlich jeder vollständig auf die Rechnung des andern setzt. Aber schließlich mußte doch alles das ein Ende nehmen, und das Leben kam wieder ins alte Geleise. Zank und Streit gab es unaufhörlich, bald einmal in der Woche, bald einmal im Monat, bald auch Tag für Tag. Und immer war es dasselbe Spiel. Einmal hatte ich bereits einen Auslandspaß genommen – der Zank hatte zwei Tage gedauert. Dann aber kam wieder eine halbe Erklärung, eine halbe Aussöhnung – und ich blieb.

XXI.

So also sah es in unserem ehelichen Leben aus, als jener Mensch auf der Bildfläche erschien. Er kam nach Moskau – Truchatschewskij hieß er – und machte mir seinen Besuch. Es war am Vormittag. Ich empfing ihn. Wir hatten uns einstmals geduzt. Er schwankte in der Unterhaltung zwischen dem ‚Sie' und dem ‚Du' hin und her und schien dem letzteren den Vorzug zu geben, ich betonte jedoch von vornherein das ‚Sie', und er gab sogleich nach.

Er mißfiel mir sehr, und zwar auf den ersten Blick. Seltsamerweise jedoch trieb mich eine verhängnisvolle Macht, ihn an mich zu ziehen, statt ihn von mir fernzuhalten. Was wäre schließlich einfacher gewesen, als daß ich nach einer kühlen Unterhaltung mich von ihm verabschiedet hätte, ohne ihn meiner Frau vorzustellen? Statt dessen jedoch kam ich wie absichtlich auf sein Spiel zu sprechen und

sagte, man habe mir erzählt, er habe sein Geigenspiel aufgegeben. Er sagte, er spiele im Gegenteil jetzt eifriger denn je, und erinnerte mich daran, daß auch ich früher gespielt hätte. Ich erklärte, daß ich nicht mehr spielte, daß jedoch meine Frau gut spiele. Ganz seltsamerweise gestalteten sich meine Beziehungen zu ihm gleich am ersten Tage, in der ersten Stunde unseres Wiedersehens so, als ob alles auf den Endzweck, der schließlich erzielt wurde, abgesehen gewesen wäre. Es war etwas Gespanntes in unseren Beziehungen: jedes Wort, jeder Ausdruck, der über seine oder meine Lippen kam, schien mir ein besonderes Gewicht zu haben.

Ich stellte ihm meine Frau vor. Sogleich entspann sich eine Unterhaltung über Musik, und er bot sich an, mit ihr zusammen zu spielen. Meine Frau war, wie stets in dieser letzten Zeit, sehr elegant und schick, ja von bestrickendem Reize. Er gefiel ihr anscheinend auf den ersten Blick. Vor allem war sie hocherfreut darüber, einen Geiger zum Zusammenspiel zu haben, was sie sehr gern hatte, so daß sie zu diesem Zweck auch öfters einen Violinisten vom Theater zu engagieren pflegte. Man sah ihr die Freude über die neue Bekanntschaft am Gesichte an, als sie mich jedoch anschaute, begriff sie sogleich mein Gefühl und änderte ihren Gesichtsausdruck. Und nun begann dieses Spiel des gegenseitigen Belügens. Ich lächelte zuvorkommend und tat, als ob mir das alles sehr angenehm wäre. Er sah meine Frau so an, wie alle sittenlosen Männer hübsche Frauen anzusehen pflegen, wobei er sich so anstellte, als ob für ihn nur der Gegenstand der Unterhaltung von Interesse sei, während gerade dieser ihn am wenigsten interessierte. Sie suchte gleichgültig zu erscheinen, aber das ihr wohlbekannte, künstlich lächelnde Mienenspiel meines von Eifersucht erregten Gesichtes und der lüsterne Blick des Gastes machten sie offenbar befangen. Ich sah, daß vom ersten Augenblick an ihre Augen in eigentümlicher Weise erglänzten, und meine Eifersucht bewirkte es wohl, daß zwischen ihm und ihr sozusagen ein elektrischer Strom entstand, der bei beiden den gleichen Ausdruck in Blick und Lächeln hervorrief. Sie errötete, er errötete. Sie lächelte, er lächelte. Wir plauderten von Musik, von Paris, von allen möglichen Bagatellen. Er erhob sich, um zu gehen, stand den Hut am zuckenden Schenkel, lächelnd da und sah bald sie, bald mich an, als wartete er, was wir wohl beginnen würden. Ich habe diesen Moment ganz besonders im Gedächtnis behalten: hätte

ich ihn nicht eingeladen, so wäre gar nichts geschehen. Doch ich sah ihn und sie an. ‚Glaube nicht etwa, ich sei deinetwegen eifersüchtig,' sprach ich in Gedanken zu ihr und fuhr dann, zu ihm gewandt, fort: ‚oder ich fürchtete deine Nebenbuhlerschaft', und ich lud ihn ein, gelegentlich am Abend seine Geige mitzubringen und mit meiner Frau zu musizieren. Sie sah mich erstaunt an, wurde rot, meinte erschrocken, sie spiele doch nicht gut genug, und weigerte sich, mit ihm zusammen zu spielen. Ihre Weigerung reizte mich noch mehr und ich bestand nun erst recht auf meinem Vorschlage. Ich erinnere mich des seltsamen Gefühls, das mich beschlich, als ich ihn mit seinem hüpfenden Vogelschritt hinausgehen sah und seinen weißen Nacken mit dem in der Mitte gescheitelten schwarzen Haar betrachtete. Ich sagte mir im stillen, daß die Anwesenheit dieses Menschen mir unbedingt peinvoll sei. Es hinge nur von mir ab, dachte ich, es so einzurichten, daß sie ihn niemals zu Gesichte bekäme – aber das hätte dann so ausgesehen, als ob ich Angst vor ihm habe. Nein, ich hatte keine Angst! Das wäre gar zu erniedrigend, redete ich mir ein. Und so lud ich ihn denn im Vorzimmer, wohl wissend, daß meine Frau es hörte, noch auf diesen Abend ein. Er nahm es an, versprach, seine Geige mitzubringen, und empfahl sich.

Am Abend erschien er mit der Geige, und sie spielten. Aber das Spiel klappte nicht recht: die Noten, die sie brauchten, waren nicht vorhanden, und was vorhanden war, konnte meine Frau ohne Vorbereitung nicht spielen. Ich war ein großer Musikfreund und verfolgte ihr Spiel mit Interesse, hatte für ihn ein Notenpult aufgestellt und wandte die Notenblätter um. Sie spielten einige Sachen, Lieder ohne Worte und eine Mozartsche Sonate. Er spielte ausgezeichnet: er besaß im höchsten Maße das, was man Tonfülle nennt, und außerdem einen zarten, edlen Geschmack, der im übrigen seinem Charakter zu widersprechen schien. Er spielte natürlich weit besser als meine Frau, half ihr, wo es ging, und lobte zugleich ihr Spiel in reservierter Weise. Er hielt sich sehr gut. Meine Frau schien sich nur für die Musik zu interessieren und gab sich sehr einfach und natürlich. Ich stellte mich, als sei ich ganz von der Musik in Anspruch genommen, in Wirklichkeit jedoch wurde ich den ganzen Abend von Eifersuchtsqualen gepeinigt.

Vom ersten Blick an, den sie miteinander gewechselt hatten, sah ich, daß das Tier, das in ihnen stak, ohne irgendwelche Rücksicht

auf die gesellschaftliche Situation bereits geforscht hatte: ‚Darf ich?' worauf die Antwort erfolgt war: ‚O ja – bitte sehr!' Ich sah es ihm an, daß er nicht erwartet hatte, in meiner Frau, einer schlichten Moskowiterin, eine so anziehende Dame zu finden, und daß er darüber sehr erfreut war – denn einen Zweifel an ihrer Zustimmung hielt er offenbar für ausgeschlossen. Die Frage war nur, ob nicht vielleicht der Gatte sich allzu unbequem erweisen würde. Wäre ich selbst rein gewesen, so hätte ich das nicht so klar durchschaut, aber ich hatte, wie die meisten Männer, als Junggeselle von den Frauen dieselbe Meinung gehabt und las deshalb in seiner Seele wie in einem offenen Buche.

Ganz besonders quälte mich die Erkenntnis, daß sie gegen mich kein anderes Gefühl hegte als diese beständige, nur durch die üblichen Sinnlichkeitsausbrüche unterbrochene Erregtheit, während dieser Mensch durch seine äußere Eleganz, durch die Neuheit seiner Erscheinung, durch sein unzweifelhaft großes musikalisches Talent und die intime Annäherung, die das Zusammenspiel, zumal bei Mitwirkung der Geige, bei empfänglichen Naturen hervorbringt, ihr nicht nur gefallen, sondern sie unbedingt beim ersten Angriff erobern, sie nach seinem Willen ummodeln und sich völlig gefügig machen mußte. Ich mußte das einsehen, und ich litt unsagbar unter dieser Erkenntnis. Gleichwohl oder vielleicht eben darum trieb mich eine geheime Macht wider Willen an, nicht nur besonders höflich, sondern geradezu zuvorkommend gegen ihn zu sein. Ob ich das um meiner Frau oder um seinetwillen tat, etwa um zu zeigen, daß ich ihn nicht fürchte, oder ob es um meinetwillen in der Absicht des Selbsttäuschung geschah, weiß ich nicht, jedenfalls vermochte ich vom ersten Augenblick an nicht einfach und natürlich gegen ihn zu sein. Ich mußte ihn streicheln, um nicht dem Wunsche nachzugeben, ihn sofort zu töten. Ich bewirtete ihn beim Abendessen mit teuren Weinen, schwärmte von seinem Spiel, setzte, wenn ich mit ihm sprach, das freundlichste Lächeln auf und lud ihn für den nächsten Sonntag zum Mittagessen ein. Sie sollten dann wieder zusammenspielen, und ich versprach, ein paar musikliebende Bekannte einzuladen, die ihn anhören sollten. Damit schieden wir voneinander."

In heftiger Erregung rückte er auf seinem Platze hin und her und ließ seinen eigentümlichen Laut vernehmen.

„Höchst seltsam," begann er wieder, sichtlich bemüht, seine

Ruhe zu bewahren, „wie die Anwesenheit dieses Menschen auf mich wirkte.

Zwei oder drei Tage darauf kam ich aus einer Ausstellung nach Hause. Ich betrete das Vorzimmer, verspüre einen Druck, wie wenn sich mir ein Stein schwer auf die Brust legte, und kann mir keine Rechenschaft geben, was das eigentlich bedeutet. Erst allmählich kam es mir zum Bewußtsein: ich hatte im Vorzimmer etwas bemerkt, was im Zusammenhang mit ihm stehen mußte. Im Kabinett angelangt, machte ich kehrt, um mir Klarheit über den Sachverhalt zu verschaffen. Ich ging ins Vorzimmer zurück und fand die Richtigkeit meiner Beobachtung bestätigt: nein, ich hatte mich nicht geirrt – dort hing sein Mantel. Solch ein moderner, geckenhafter Mantel, wissen Sie? Alles, was sich auf ihn bezog, erregte immer meine besondere Aufmerksamkeit, wenn ich mir auch nicht sofort volle Rechenschaft darüber gab. Ich frage nach ihm: ja, er ist da. Ich gehe nicht durch das Besuchszimmer, sondern durch das Unterrichtszimmer der Kinder nach dem Salon. Lisa, meine Tochter, sitzt mit einem Buche in der Hand da, und die Kinderfrau mit der Kleinsten am Tische läßt einen Deckel tanzen. Die Salontür ist geschlossen. Ich höre von dort her ein gleichmäßiges Arpeggio und seine und ihre Stimme; ich horche, vermag jedoch nichts von ihrem Gespräch zu unterscheiden, offenbar sollte das Klavier ihre Worte, oder ihre Küsse – wer weiß? – übertönen. Mein Gott, was sich da in mir aufbäumte! Wenn ich nur an die reißende Bestie denke, die damals in mir lebte, packt mich das Entsetzen. Das Herz krampfte sich mir plötzlich zusammen, es blieb stehen und begann dann wie mit Hammerschlägen zu pochen. Das vorwiegende Gefühl, das ich empfand, war wie bei allen meinen Zorneswallungen, Mitleid mit mir selbst. ‚In Gegenwart der Kinder, der Kinderfrau!' dachte ich. Ich muß schrecklich ausgesehen haben, denn Lisa sah mich mit ganz verängstigten Augen an. ‚Was soll ich tun?' fragte ich mich, ‚hineingehen kann ich nicht, ich richte Gott weiß was an. Doch ich kann auch nicht fortgehen. Die Kinderfrau sieht mich gerade so an, als ob sie alles erriete.'

‚Ja, ich muß hineingehen,' sprach ich zu mir selbst und öffnete rasch die Tür. Er saß am Klavier, spielte mit seinen gebogenen, langen, weißen Fingern diese Arpeggien, und sie stand an der Ecke des Flügels über den aufgeschlagenen Noten. Sie hatte mich zuerst er-

blickt oder gehört und schaute mich an. Ob sie erschrocken war und sich nur so stellte, als sei sie nicht erschrocken, oder ob sie tatsächlich nicht erschrocken war – jedenfalls zuckte und bewegte sie sich nicht, sondern errötete nur, und zwar erst nachträglich.

‚Wie freue ich mich, daß du gekommen bist – wir haben uns noch nicht entschlossen, was wir am Sonntag spielen sollen', sprach sie in einem Tone, in welchem sie nicht mit mir gesprochen hätte, wenn wir allein gewesen wären. Dieser Ton sowie der Umstand, daß sie sich und ihn in dem Worte ‚wir' zusammenfaßte, beunruhigte mich. Ich begrüßte ihn schweigend. Er drückte mir die Hand und begann mir mit einem Lächeln, worin von vornherein eine gewisse Ironie zu liegen schien, zu erklären, er habe die Noten für die sonntägliche Musikunterhaltung mitgebracht, sie seien noch nicht einig, was sie spielen sollten, eine schwierigere klassische Sache, etwa eine Beethovensche Sonate für Violine oder einige kleinere Stücke? Alles war so natürlich und einfach, daß man an nichts Anstoß nehmen konnte; dennoch war ich überzeugt, daß alles erlogen war, daß es ihnen nur darauf ankam, sich zu verabreden, wie sie mich hintergehen könnten.

Eine der quälendsten Eigentümlichkeiten unseres gesellschaftlichen Verkehrs ist für eifersüchtige Leute – und das sind wohl alle, die unsere Salons bevölkern – die allzu freie, gefährliche Annäherung, die zwischen Männern und Frauen möglich ist. Man macht sich einfach lächerlich, wenn man auf Bällen, im Verkehr des Arztes mit seiner Patientin, im Bereich der Künste, der Malerei, besonders aber der Musik, diese Annäherung verhindern wollte. Die Leutchen widmen sich zu zweien der edelsten aller Künste, der Musik; zu diesem Zweck muß ein gewisses Näherrücken stattfinden, das nichts Verdächtiges hat: nur der dumme, eifersüchtige Ehemann kann darin etwas Unerwünschtes sehen. Und dabei wissen doch alle nur zu gut, daß gerade die erwähnten Beschäftigungen, zumal mit der Musik, zu den meisten Ehebrüchen in unseren Gesellschaftskreisen Anlaß geben.

Ich hatte sie augenscheinlich durch die Verwirrung, die sich in meinen Zügen malte, gleichfalls in Verwirrung gebracht. Ich konnte eine ganze Weile kein Wort sagen und war wie eine umgestülpte Flasche, aus der das Wasser nicht herausquillt, weil sie zu voll ist. Ich brannte darauf, ihn auszuschelten und hinauszuwerfen, doch

ich fühlte, daß ich wieder freundlich und zuvorkommend gegen ihn sein müßte. Ich stellte mich, als hieße ich alles gut, versicherte ihm, daß ich mich ganz auf seinen guten Geschmack verlasse, und riet ihr, sich ebenso zu verhalten. Er blieb noch so lange, als notwendig war, um den peinlichen Eindruck zu verwischen, als ich plötzlich mit erschrockenem Gesicht ins Zimmer trat und schweigend stehen blieb, und er empfahl sich, nachdem er angeblich mit ihr darüber einig geworden, was sie morgen spielen würden. Ich war meinerseits fest davon überzeugt, daß im Vergleich zu dem, was sie tiefinnerlich beschäftigte, die Frage, was sie spielen sollten, ihnen höchst gleichgültig war. Ich begleitete ihn mit ganz besonderer Höflichkeit ins Vorzimmer – wie sollte ich das nicht bei einem Menschen, der erschienen war, um die Ruhe einer ganzen Familie zu stören und ihr Glück zu vernichten? Mit ausnehmender Freundlichkeit drückte ich seine weiße, weiche Hand.

XXII.

An diesem ganzen Tage sprach ich nicht mit ihr, ich war dazu nicht imstande. Ihre Nähe rief in mir eine solche Wut hervor, daß ich mich vor mir selbst fürchtete. Bei Tisch fragte sie mich in Gegenwart der Kinder, wann ich verreise. Ich hatte in der nächsten Woche vor, zu einer Kreisversammlung zu fahren. Ich gab ihr Bescheid. Sie fragte mich, ob ich nicht irgend etwas für die Fahrt mitnehmen möchte. Ich antwortete ihr nicht und begab mich schweigend in mein Kabinett. In letzter Zeit war sie nie in mein Zimmer gekommen, namentlich nicht um diese Zeit. Ich lag im Kabinett und war im höchsten Maße aufgebracht. Da vernehme ich einen bekannten Schritt. Und plötzlich kommt mir der furchtbare, tolle Gedanke in den Kopf, daß sie, wie die Frau des Urias, ihre bereits begangene Sünde verbergen wolle und daß sie deshalb zu so ungewohnter Stunde zu mir komme. ‚Kommt sie denn wirklich zu mir?' dachte ich und horchte auf die sich nahenden Schritte. ‚Wenn sie zu mir kommt, dann ist meine Vermutung richtig' … Und in meiner Seele erhebt sich eine unaussprechliche Wut gegen sie. Die Schritte kommen näher und näher – vielleicht geht sie doch vorüber, in den Salon? Nein, die Tür knarrte, und in der Türöffnung erschien ihre hohe, schöne Gestalt;

aus ihren Mienen und Blicken spricht Scheu und Schmeichelei, die sie verbergen möchte, die mir jedoch nicht entgehen, und deren Bedeutung ich wohl begreife. Ich war fast dem Ersticken nahe, so lange hatte ich meinen Atem angehalten, und ohne ein Auge von ihr zu wenden, griff ich nach meiner Zigarettentasche und zündete mir eine Zigarette an.

‚Sieh doch! Man kommt zu dir, um zu plaudern, und du steckst dir eine Zigarette an?' sagte sie, setzte sich neben mich auf den Diwan und wollte sich an mich lehnen.

Ich rückte fort, um ihrer Berührung auszuweichen.

‚Ich sehe, es paßt dir nicht, daß ich am Sonntag spielen will?' sagte sie.

‚O, doch, doch, es paßt mir sehr gut', erwiderte ich.

‚Ja, aber ich sehe doch …'

‚Freut mich sehr, daß du es siehst. Ich sehe nur das eine, daß du dich wie ein kokettes Weib benimmst … Du schwärmst eben für alles Gemeine, während ich es verabscheue.'

‚Wenn du schimpfen willst wie ein Kutscher, dann geh' ich lieber.'

‚Geh' – aber merk' es dir: wenn dir an der Familienehre nichts liegt, so werde ich sie zu schützen wissen, dich aber … dich … mag der Teufel holen!'

‚Ja, was … was denn?'

‚Pack' dich – um Gottes willen, pack' dich!'

Ob sie sich nur so stellte, als verstände sie meine Worte nicht, oder ob sie sie wirklich nicht verstand – kurzum, sie wurde böse, ging jedoch nicht hinaus, sondern blieb beleidigt mitten im Zimmer stehen.

‚Du bist wirklich ganz unmöglich geworden', begann sie, ‚du hast eine Art, an die auch ein Engel sich nicht zu gewöhnen vermöchte' – und wie immer, suchte sie mich an einer möglichst schmerzlichen Stelle zu treffen, indem sie mich an einen Zusammenstoß mit meiner Schwester erinnerte, der ich damals im Ärger einige Grobheiten gesagt hatte. Sie wußte, daß mir dieser Streit sehr peinlich gewesen war, und darum spielte sie gerade jetzt auf ihn an.

‚Nach jenem Vorfall wundere ich mich über nichts mehr', sagte sie.

‚Ja, mich beleidigen, erniedrigen, mich mit Schmach und Schuld

bedecken …', sagte ich mir im stillen – und plötzlich erfaßte mich eine so entsetzliche Wut gegen sie, wie ich sie noch niemals empfunden hatte. Zum erstenmal verspürte ich das Verlangen, diese Wut physisch zum Ausdruck zu bringen. Ich sprang auf und drang auf sie ein, im Augenblick jedoch, da ich aufsprang, kam mir mein Wutzustand zum Bewußtsein, und ich fragte mich, ob ich recht daran täte, mich diesem Zustande zu überlassen. Und alsbald gab ich mir zur Antwort: ‚Ja, ja, du tust recht daran, denn das wird sie einschüchtern', und statt die Flamme zu löschen, begann ich sie vielmehr zu schüren und empfand eine wahre Lust, wie sie mehr und mehr in mir emporloderte.

‚Scher dich hinaus oder ich schlage dich tot!' schrie ich, auf sie zutretend, und erfaßte ihre Hand. Ich verstärkte dabei absichtlich den wütenden Ausdruck meiner Stimme. Und ich muß wohl furchtbar ausgesehen haben, denn sie war so eingeschüchtert, daß sie nicht einmal mehr die Kraft fand, sich zu entfernen, und nur die Worte hervorbrachte:

‚Wassja, was ist denn mit dir? Was ist dir?'

‚Hinaus mit dir!' brüllte ich noch lauter, ‚du bringst mich, weiß Gott, zum äußersten! Ich stehe für mich nicht mehr ein!'

Ich überließ mich ganz meiner Wut, berauschte mich förmlich an ihr und verspürte nicht übel Lust, noch irgend etwas ganz Außergewöhnliches zu vollbringen, das den Grad meiner Raserei zum Ausdruck bringen könnte. Ich brannte vor Verlangen, sie zu schlagen, zu töten, doch sagte ich mir, daß das doch nicht so ohne weiteres gehe, und um meinem Jähzorn wenigstens ***einen*** Ausweg zu schaffen, ergriff ich den Briefbeschwerer vom Tische, schrie noch einmal: ‚Hinaus mit dir!' und schleuderte den Briefbeschwerer neben ihr auf den Fußboden. Dann ging sie aus dem Zimmer, blieb jedoch in der Tür stehen. Und da, während sie noch nach mir hinsah – ich tat es bloß damit sie es sähe – nahm ich auch den Leuchter und das Tintenfaß vom Schreibtische, warf beides auf den Boden und schrie: ‚Geh, pack dich, ich stehe nicht für mich ein!'

Sie ging, und ich beruhigte mich sogleich. Eine Stunde später kam die Kinderfrau und sagte mir, daß meine Frau einen hysterischen Anfall habe. Ich ging in ihr Zimmer: sie schluchzte, lachte, konnte nicht sprechen und zuckte am ganzen Leibe. Sie verstellte sich nicht, sondern war wirklich krank.

Am Morgen, nachdem wir uns versöhnt und ich ihr eingestanden hatte, daß ich auf Truchatschewskij eifersüchtig gewesen, war sie nicht im geringsten verlegen, sondern lachte auf die natürlichste Weise; schon die Möglichkeit, sagte sie, sich in einen solchen Menschen zu verlieben, käme ihr sonderbar vor.

‚Kann eine anständige Frau wohl für einen solchen Menschen eine andere Empfindung hegen, als eben jene, die die Musik hervorruft?' sagte sie. ‚Wenn es dir recht ist, will ich ihn niemals wiedersehen. Auch an diesem Sonntag nicht, obgleich schon alle eingeladen sind; schreib ihm, daß ich unpäßlich sei und damit Schluß. Unangenehm ist nur, daß jemand – womöglich er selbst – denken könnte, er sei gefährlich. Ich bin jedenfalls viel zu stolz, um einen solchen Gedanken aufkommen zu lassen!'

Und sie log damals wirklich nicht, sie glaubte an das, was sie sagte, sie hoffte, Geringschätzung gegen ihn durch diese Worte in sich hervorzurufen und sich so gegen ihn zu schützen, was ihr freilich nicht gelang. Alles hatte sich gegen sie verschworen, insbesondere diese fluchwürdige Musik. So endete alles – am Sonntag versammelten sich die Gäste, und sie spielten wieder zusammen.

XXIII.

Ich halte es für überflüssig zu sagen, daß ich sehr ehrgeizig war. Wenn man in unserem gewöhnlichen Durchschnittsleben nicht ehrgeizig ist, fehlt es einem eigentlich an einem Lebenszweck. Nun, so machte ich mich denn am Sonntag mit all dem Geschmack, den ich besaß, an das Arrangement des Diners nebst anschließender musikalischer Abendunterhaltung. Ich selbst besorgte die meisten Einkäufe zum Essen und lud die Gäste ein. Um sechs Uhr versammelten sich die Gäste, und auch er erschien im Frack, mit brillantenen Manschettenknöpfen von schlechtem Geschmack. Er benahm sich ganz ungezwungen, gab seine Antworten rasch, mit einem Lächeln der Zustimmung und des Einverständnisses – jenem besonderen Lächeln, verstehen Sie, welches besagt, daß alles, was Sie tun oder reden mögen, gerade das ist, was er erwartet. Alles Unvornehme, das mir jetzt an ihm auffiel, vermerkte ich mit besonderem Wohlgefallen, da es mich beruhigen und mir zum Beweis dafür werden mußte,

daß er für meine Frau auf einer viel zu niedrigen Stufe stand, auf die sie, wie sie sagte, sich nie herablassen könnte. Ich gestattete mir nun nicht mehr, den Eifersüchtigen zu spielen. Erstens hatte ich die Qualen dieser Leidenschaft schon zur Genüge kennen gelernt, so daß ich der Ruhe bedurfte, und zweitens wollte ich den Versicherungen meiner Frau Glauben schenken und glaubte ihnen in der Tat. Aber obschon ich nicht eifersüchtig sein wollte, war mein Benehmen beiden gegenüber doch recht unnatürlich, und während des Mittagessens wie auch während der ersten darauf folgenden Stunde, bevor noch die Vorträge begannen, hörte ich nicht auf, ihre Bewegungen und Blicke zu verfolgen.

Das Mittagessen hatte als solches etwas Langweiliges, Gespreiztes. Die musikalischen Vorträge begannen ziemlich früh. Ach, wie lebhaft mir die Einzelheiten dieses Abends noch vor Augen stehen! Ich erinnere mich, wie er die Geige hereinbrachte, den Geigenkasten abstäubte, die Decke mit Stickereien von Damenhand abnahm, das Instrument hervorholte und zu stimmen anfing. Ich erinnere mich, wie meine Frau mit erkünstelt-gleichgültiger Miene, hinter der sich, wie ich wohl merkte, eine große Ängstlichkeit wegen ihres geringen Könnens verbarg, am Klavier Platz nahm, wie vom Klavier die üblichen Pas und von der Geige das Pizzicato sich vernehmen ließen und die Noten verteilt wurden. Ich erinnere mich, wie sie dann einander ansahen und wie das Spiel begann. Er griff die ersten Akkorde. Sein Gesicht nahm einen ersten, strengen, sympathischen Ausdruck an, mit vorsichtigen Fingern tastete er über die Saiten. Das Klavier gab ihm Antwort. Und das Spiel fing an."

Posdnyschew hielt inne und stieß ein paarmal hintereinander seinen Laut aus, wollte von neuem zu reden beginnen, brachte es jedoch nur zu einem Nasenschnauben und hielt wieder inne.

„Sie spielten Beethovens Kreutzersonate", fuhr er dann fort. „Kennen Sie das erste Presto? Kennen Sie es? Oh!" schrie er auf. „Oh, oh! Was für ein furchtbares Ding, diese Sonate, und zwar gerade dieser Teil! Und überhaupt die Musik – was für eine entsetzliche Sache! Was tut sie? Und warum tut sie eben das, was sie tut? Es heißt, die Musik erhebe die Seele – Unsinn, Lüge! Sie wirkt überaus stark, gewiß – ich spreche von mir – doch von einer seelischen Erhebung ist bei ihrer Wirkung nicht im geringsten die Rede; sie wirkt auf die Seele weder erhebend noch niederdrückend, sondern erregend. Wie

soll ich es Ihnen sagen? Die Musik zwingt mich, mich selbst und das, was meine Wirklichkeit ist, zu vergessen, sie versetzt mich in eine andere Wirklichkeit, die nicht die meine ist; ich habe unter dem Einflusse der Musik den Eindruck, daß ich etwas fühle, was ich im Grunde genommen gar nicht fühle, etwas begreife, was ich nicht begreife, etwas vermag, was ich nicht vermag. Ich erkläre das damit, daß die Musik wie das Gähnen oder das Lachen wirkt: ich bin nicht schläfrig, doch ich gähne, wenn ich andere gähnen sehe; ich habe keinen Grund zum Lachen, doch ich lache, wenn ich andere lachen höre. Die Musik versetzt mich plötzlich, unmittelbar, in jenen seelischen Zustand, in dem sich der Urheber der Musik befunden hat. Unsere Seelen verschmelzen, und ich schwebe mit ihm zusammen aus dem einen Zustande in den andern hinüber. Warum ich das tue, weiß ich freilich nicht. Wer beispielsweise die Kreutzersonate geschrieben hat, Beethoven also – der wußte wohl, warum er sich in einen solchen veränderten Seelenzustand versetzte, er löste gewisse Handlungen bei ihm aus, und daher hatte dieser Zustandswechsel für ihn einen Sinn, für mich jedoch hat er keinen Sinn. So wirkt denn diese Musik zwar erregend, ohne aber zu einem Ergebnis zu führen. Ein Militärmarsch – nun ja, nach dem marschieren die Soldaten, damit hat diese Musik ihren Zweck erfüllt; eine Tanzmelodie – ich tanze danach, das Ergebnis ist da; der kirchliche Meßgesang – ich nehme das Abendmahl, auch hier dient die Musik einem Zweck; bei der bloßen Musik aber läuft alles nur auf die Erregung hinaus, und was in dieser Erregung getan werden soll, bleibt ungetan. Daher wirkt die Musik zuweilen so grausig, so entsetzlich. In China ist die Musik eine Staatsangelegenheit. Und das soll sie auch sein. Wie kann man zulassen, daß jeder beliebige Mensch seinen Nächsten – oder auch eine ganze Gesellschaft – hypnotisiert, um dann mit ihnen zu machen, was er will? Wie kann man vor allem zulassen, daß jeder beliebige unsittliche Mensch sich so als Hypnotiseur betätige?

Und dieses schreckliche Mittel befindet sich nun in jedermanns Händen. Nehmen wir beispielsweise eben diese Kreutzersonate, das erste Presto – darf man von Rechts wegen dieses Presto im Salon inmitten dekolletierter Damen spielen, die hinterher Beifall klatschen, Gefrorenes essen und über die letzte Skandalgeschichte plaudern? Solche Stücke sollten nur bei gewissen wichtigen, bedeutsamen Gelegenheiten gespielt werden, um gewisse, der Musik ent-

sprechende, wichtige Handlungen auszulösen. Dem Spiel hat die Tat zu folgen, zu der die Musik begeistert hat. Die Erregung einer Gefühlsenergie jedoch, die sozusagen gegenstandslos bleibt und weder der Zeit noch dem Ort entspricht, kann nur verderblich wirken.

Auf mich wenigstens übte dieses Stück eine furchtbare Wirkung aus: es war mir, als ob sich mir neue Gefühlswelten, neue Möglichkeiten eröffneten, von denen ich bisher keine Ahnung gehabt. ‚So also soll es sein – keineswegs so, wie ich bisher gedacht und gelebt, sondern so!' sprach gleichsam eine Stimme in meiner Seele. Was das Neue war, das ich erkannt hatte, davon vermochte ich mir noch keine Rechenschaft zu geben; doch das Bewußtsein dieses neuen Zustandes war von außerordentlich freudiger Art. Alle die Menschen ringsum, darunter auch meine Frau und er, erschienen mir in völlig neuem Lichte.

Nach diesem Presto spielten sie noch das schöne, aber nicht ungewöhnliche und nicht neue Andante mit den abgeschmackten Variationen und das ganz schwache Finale. Dann spielten sie noch auf Bitten der Gäste eine Elegie von Ernst und verschiedene andere kleine Sachen; alles das war hübsch, doch machte es auf mich nicht den hundertsten Teil des Eindrucks, den die erste Nummer des Programms hervorgebracht hatte. Alles das errang seinen Erfolg schon gleichsam auf dem Hintergrunde des Eindrucks, den das erste Stück hervorgerufen hatte. Ich war den ganzen Abend leicht und heiter gestimmt. Meine Frau hatte ich noch niemals so gesehen, wie sie an jenem Abend war: diese strahlenden Augen, dieser Ernst, dieser bedeutsame Ausdruck während des Spiels, die völlige Hingabe und das reiche, schmachtende, selige Lächeln am Ende des Spiels. Ich sah das alles, doch schrieb ich diese Wirkung derselben Ursache zu, die auch mich in ihren Bann gezogen hatte, und glaubte, daß auch ihr, wie mir, sich, gleichsam aus der Erinnerung wiedererstehend, eine Welt von neuen Gefühlen eröffnet hatte. Der Abend nahm ein gutes Ende, und die Gäste begaben sich nach Hause. Truchatschewskij wußte, daß ich zwei Tage später zur Kreisversammlung fahren mußte. Beim Abschied sagte er, daß er bei seinem nächsten Besuche in Moskau abermals das Vergnügen des heutigen Abends zu haben hoffe. Aus seinen Worten konnte ich schließen, daß er einen Besuch in meiner Abwesenheit für ausgeschlossen halte, was mir sehr er-

wünscht war. Da ich bis zu seiner Abreise von der Kreisversammlung nicht zurück sein konnte, sollten wir uns somit vorläufig nicht mehr sehen. Zum erstenmal drückte ich ihm mit aufrichtigem Vergnügen die Hand und dankte ihm für den mir bereiteten Genuß. Auch von meiner Frau nahm er endgültig Abschied, und ihr Abschied erschien mir als durchaus natürlich und jeder Zweideutigkeit bar. Alles war in bester Ordnung. Meine Frau war gleich mir von dem Abend sehr befriedigt.

XXIV.

Zwei Tage darauf fuhr ich, nachdem ich in der besten, ruhigsten Stimmung von meiner Frau Abschied genommen, nach der Kreisstadt. Dort gab es stets sehr viel zu tun, ein Leben ganz besonderer Art, eine kleine Welt für sich. Zehn Stunden täglich brachte ich an den beiden Tagen in den verschiedenen Sitzungen zu. Am zweiten Tage brachte man mir in das Amtslokal einen Brief von meiner Frau. Ich las ihn sogleich – sie schrieb von den Kindern, von einem Onkel, von der Kinderfrau, von allerhand Einkäufen und beiläufig, wie von einer ganz alltäglichen Sache, daß Truchatschewskij dagewesen sei und die versprochenen Noten mitgebracht habe, daß er sich erboten habe, noch zu spielen, sie ihm jedoch abgesagt habe. Ich wußte mich nicht zu erinnern, daß er versprochen hätte, uns Noten zu bringen; ich hatte den Eindruck, daß er damals für die Dauer Abschied genommen hatte, und darum berührte mich die Sache eigentümlich. Ich hatte jedoch so viel zu tun, daß ich nicht lange nachdenken konnte, und erst am Abend, in meinem Quartier, las ich den Brief zum zweitenmal mit Aufmerksamkeit durch. Abgesehen davon, daß Truchatschewskij nochmals in meiner Abwesenheit einen Besuch gemacht hatte, erschien mir der ganze Ton des Briefes unverständlich. Das wilde Tier der Eifersucht begann in seinem Käfig zu toben und wollte herausspringen, doch ich hatte Angst vor diesem Tier und sperrte es schleunigst ein. ‚Was für ein abscheuliches Gefühl, diese Eifersucht,' sagte ich mir, ‚und was kann natürlicher sein als das, was sie da schreibt!' Und ich legte mich zu Bett und begann über die Amtsgeschäfte nachzudenken, die für morgen vorlagen. Ich hatte immer einen schlechten Schlaf, wenn ich solch eine Sitzung

an einem fremden Orte mitzumachen hatte, diesmal jedoch schlief ich sehr bald ein. Da – Sie wissen, wie das so zu sein pflegt: plötzlich geht's wie ein elektrischer Schlag durch den ganzen Menschen, und man erwacht. So erwachte auch ich, mit dem Gedanken an sie, an meine sinnliche Liebe zu ihr, an Truchatschewskij und daran, daß sie beide einig wären. Wut und Entsetzen preßten mir das Herz zusammen. Ich suchte jedoch Vernunft anzunehmen. ‚Wie töricht', sagte ich mir, ‚es liegt doch gar kein Grund vor, gar nichts ist da und gar nichts ist gewesen. Wie kann ich überhaupt sie und mich selbst so tief erniedrigen, indem ich so schreckliche Vermutungen zulasse! Ein hergelaufener Geiger, eine Art Mietling, der allgemein als ein Mensch von schlechten Sitten gilt, und eine geachtete und geschätzte Frau, eine Familienmutter, meine Gattin! Was für ein Unsinn! sagte ich mir auf der einen Seite. ‚Und doch – warum sollte es nicht sein?' klang es mir von der anderen Seite ins Ohr. ‚Warum sollte nicht dasselbe einfache, leicht begreifliche Prinzip, auf Grund dessen ich sie geheiratet und mit ihr zusammengelebt habe, auch hier wirksam gewesen sein? Was ich einzig und allein bei ihr suchte – warum sollten das nicht auch andere, wie zum Beispiel dieser Musikant, bei ihr suchen? Er ist unverheiratet, ist gesund – ich erinnere mich, wie er knirschend in sein Kotelett einhieb und mit den roten Lippen gierig das Weinglas umfing – er ist wohlgenährt, von glatten Manieren und keineswegs ohne Grundsätze, sondern dem ***einen*** Grundsatze ergeben: jeden Genuß, der sich ihm darbietet, auszukosten. Das Band, das sie verknüpfte, war die Musik, die raffinierteste Gefühlsvermittlerin. Was sollte ihn zurückhalten? Nichts. Alles muß ihn im Gegenteil zu ihr hinziehen. Und sie? Wer ist sie? Sie war stets ein Rätsel und ist es geblieben. Ich kenne sie nicht. Ich kenne sie nur als Tier. Und für ein Tier gibt es keine Hemmung, darf es keine Hemmung geben.' Nun erst erinnerte ich mich ihrer Gesichter an jenem Abend, als sie nach der Kreutzersonate irgendeine leidenschaftliche kleine Sache, ich weiß nicht von wem, spielten, ein Stück von geradezu gemeiner Sinnlichkeit. ‚Wie konnte ich nur abreisen?' sagte ich mir, als ich mich ihrer Gesichter erinnerte; war es nicht klar, daß an jenem Abend bereits alles zwischen ihnen abgemacht war, und war es nicht zu sehen, daß es schon an jenem Abend nicht nur zwischen ihnen keine Scheidewand mehr gab, sondern daß sie beide, vor allem sie, nach dem, was zwischen ihnen geschehen, ein

gewisses Schamgefühl empfanden? Ich erinnerte mich, wie sie sanft, selig und schmachtend lächelte und sich den Schweiß von dem geröteten Gesichte wischte, als ich an das Klavier herantrat. Schon da vermieden sie es, einander anzusehen, und erst beim Abendessen, als er ihr Wasser eingoß, sahen sie einander mit kaum merklichem Lächeln an. Mit Entsetzen erinnerte ich mich jetzt ihres Blickes mit dem kaum merklichen Lächeln. ‚Ja, alles ist zu Ende', sagte mir eine Stimme, doch sogleich widersprach eine andere Stimme: ‚Nicht doch, was fällt dir ein? Das kann ja nicht sein', sagte diese zweite Stimme. Es schauerte mich, so im Dunkeln dazuliegen, ich zündete ein Licht an, und es wurde mir seltsam bang zumute in dem kleinen Zimmer mit den gelben Tapeten. Ich zündete mir eine Zigarette an und rauchte, wie man immer zu tun pflegt, wenn man sich in einem Kreise unlöslicher Widersprüche bewegt, rauchte eine Zigarette nach der andern, um mich zu betäuben und die Widersprüche nicht zu sehen. Die ganze Nacht konnte ich nicht einschlafen und um fünf Uhr, nachdem ich zu dem Entschlusse gekommen, daß ich nicht länger in diesem Zustande nervöser Spannung bleiben könne, erhob ich mich, weckte den Kellner, der mich bediente, und schickte ihn nach einem Wagen, da ich sogleich abfahren müsse. In die Kreisversammlung sandte ich eine Zuschrift, ich wäre in einer eiligen Sache nach Moskau berufen und bäte um Vertretung. Um acht Uhr war ich bereits in meinem Reisewagen unterwegs."

XXV.

Der Schaffner kam in unsern Wagen, und als er bemerkte, daß unser Licht fast heruntergebrannt war, löschte er es aus, ohne ein neues anzuzünden. Draußen dämmerte es bereits. Während der Anwesenheit des Schaffners schwieg Posdnyschew und seufzte nur schwer. Erst als jener gegangen war, und man in dem halbdunklen Kupee nur das Klirren der Fensterscheiben und das gleichmäßige Schnarchen des Handlungsgehilfen vernahm, setzte Posdnyschew seine Erzählung fort. Im Zwielicht des Morgengrauens konnte ich Posdnyschew gar nicht mehr sehen. Ich vernahm nur seine Stimme, aus der mehr und mehr Leid und Erregung hervorklangen.

„Ich hatte 35 Werst zu Wagen und 8 Stunden mit der Bahn zu

fahren. Die Wagenfahrt war wundervoll. Es war ein sonniger Herbsttag mit leichtem Frost – so die Zeit, wissen Sie, wo die Radschienen sich im halbharten Straßenschmutz abdrücken. Die Wege waren glatt, das Licht grell und die Luft erfrischend. Die Fahrt im Reisewagen war wirklich ein Genuß. Als es hell geworden war und ich so dahinfuhr, wurde mir leichter ums Herz. Ich sah die Pferde, die Felder, die Leute, die des Weges daher kamen, und vergaß, wohin ich fuhr. Zuweilen schien es mir, daß ich einfach nur so fuhr, daß nichts von alledem, was meinen Geist beschäftigte, in Wirklichkeit existierte. Dieses Selbstvergessen stimmte mein Gemüt ganz besonders freudig. Wenn ich mich dann erinnerte, wohin ich fuhr, sprach ich zu mir selbst: ‚Du wirst schon weitersehen, denk nicht darüber nach.' Unterwegs hatte ich überdies ein kleines Erlebnis, das mich stark aufhielt und zugleich zerstreute: die Wagenachse zerbrach und mußte ausgebessert werden. Der Achsenbruch war insofern von Bedeutung, als ich nicht um fünf Uhr, wie ich gedacht, sondern erst um zwölf Uhr in Moskau und um ein Uhr in meiner Wohnung sein konnte, da ich den Kurierzug verpaßte und den Personenzug benutzen mußte. Die Wagenfahrt mit Hindernissen, die Reparatur, die Abrechnung in der Herberge, die Unterhaltung mit den Herbergsleuten – alles das gab mannigfache Zerstreuung. Als die Dämmerung hereinbrach, war alles fertig und ich fuhr weiter. Die Abendfahrt war noch schöner als die Fahrt am Tage. Es war Neumond und der Weg ausgezeichnet; der leichte Frost, die Pferde, der muntere Kutscher – alles war dazu angetan, meine Stimmung zu heben und mich vergessen zu machen, was mich erwartete, oder vielleicht auch mich diese Stimmung auskosten zu lassen, weil ich wußte, was mich erwartete, und daß es sich nun um den Abschied von den Freuden des Lebens handelte. Doch diese ruhige Gemütsverfassung samt der Möglichkeit, meine Gefühle zu bezwingen, fand mit der Wagenfahrt ein Ende. Sobald ich im Zuge saß, nahm alles sogleich ein verändertes Aussehen an. Diese achtstündige Bahnfahrt war für mich etwas Entsetzliches, was ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Ob ich mir vielleicht im Zuge lebhafter vorstellte, ich sei bereits zu Hause angekommen, oder ob die Eisenbahnfahrt überhaupt so aufregend auf die Menschen wirkt, jedenfalls war ich von dem Augenblick an, da ich im Zuge saß, nicht mehr Herr meiner Einbildungskraft. Sie begann mir ununterbrochen, mit

auffallender Grellheit ganze Reihen von Szenen vorzugaukeln, die meine Eifersucht schürten, Serien von Bildern, eines immer zynischer als das andere, sie alle schilderten den Verrat, den sie dort in meiner Abwesenheit an mir beging. Ich verzehrte mich vor Unwillen, Zorn und einer besonderen Art Lustgefühl angesichts meiner Demütigung bei der Vertiefung in jene Szenen, von denen ich mich nicht loßreißen, nicht befreien, und die ich nicht hervorzaubern konnte. Ja noch mehr: je tiefer ich mich in diese Phantasieszenen versenkte, desto mehr glaubte ich an ihre Wirklichkeit. Die grelle Deutlichkeit, in der ich die Szenen sah, dienten mir gleichsam zum Beweise, daß das, was ich sah, der Wirklichkeit entsprach. Irgendein Teufel ersann da gleichsam wider meinen Willen die scheußlichsten Bilder und schob sie meiner Vorstellung unter. Eine frühere Unterhaltung mit einem Bruder Truchatschewskijs fiel mir ein, und mit wahrer Begeisterung zerriß ich mein Herz in der Erinnerung an jene Unterhaltung, indem ich diese auf Truchatschewskijs Beziehungen zu meiner Gattin übertrug. Es war schon lange her, aber ich hatte mir die Sache wohl gemerkt. Auf meine Frage, ob er öffentliche Häuser besuche, hatte Truchatschewskijs Bruder mir erwidert, daß ein ordentlicher Mensch dies nicht tue, da er dort leicht krank werden könne und Schmutz und Ekel mit in den Kauf nehmen müsse, während er stets eine anständige Frau als Geliebte finden könne. Nun hatte sein Bruder – meine Frau gefunden. Sie stand allerdings nicht mehr in der ersten Jugendblüte, ein Seitenzahn fehlte ihr schon, und die Statur war ein bißchen zu rund, aber schließlich – was blieb einem übrig? Man muß nehmen, was man findet. Es ist am Ende noch ganz schmeichelhaft für sie, daß er ihr die Ehre antut, sie zu seiner Geliebten zu wählen; jedenfalls war sie ungefährlich für seine kostbare Gesundheit. Nein, das ist unmöglich, sprach ich voll Entsetzen zu mir selbst. Es kann, es kann einfach nichts Derartiges geben! Es liegt auch nicht der geringste Anlaß vor, etwas Derartiges anzunehmen. Sagte sie mir nicht, der Gedanke, ich könnte ihretwegen auf den andern eifersüchtig sein, habe für sie etwas Demütigendes? ‚Ja, aber sie lügt in einem fort, lügt in einem fort', schrie es in mir auf, und die Aufregung begann von neuem. Außer mir waren nur noch zwei Reisende im Wagen, eine alte Frau mit ihrem Gatten, ein mürrisches Paar, das auf einer der nächsten Stationen ausstieg, so daß ich ganz allein im Kupee blieb. Ich saß wie ein wildes Tier im Käfig;

bald sprang ich auf, um ans Fenster zu treten, bald begann ich schwankend auf und ab zu gehen, als wollte ich den Waggon zur Eile antreiben – der aber rüttelte und zitterte mit seinen Bänken und Fenstern ganz so wie unserer hier."

Posdnyschew sprang auf und machte ein paar Schritte, um sich dann wieder zu setzen.

„Ach, diese Eisenbahnwagen!" fuhr er auf – „ich fürchte mich förmlich vor ihnen. Ein Grauen überfällt mich, wenn ich darin sitze. Ich sagte mir: ich will an etwas anderes denken – vielleicht an den Herbergswirt, bei dem ich Tee getrunken hatte. Die Gestalt des langbärtigen Herbergsknechtes und seines Enkels, der in gleichem Alter mit meinem Wassja stehen mochte, tauchte vor mir auf. Mein Wassja! Er muß es nun mit ansehen, wie der Musikant seine Mutter küßt. Was muß in seiner armen Seele vorgehen? Doch was fragt sie danach? Sie liebt … Und wieder bäumt sich alles in mir auf. Nein, nein! Ich will lieber an die Besichtigung des Krankenhauses in der Kreisstadt denken – wie der eine Patient sich gestern über den Arzt beklagte, – den Arzt, der den Schnurrbart so trägt wie Truchatschewskij. Wie frech er doch log, als er sagte, daß er von Moskau abreise – überhaupt, wie frech sie mich beide betrogen! Und wieder begann es von vorn. Alles, woran ich nur dachte, hing mit ihm zusammen. Ich litt ganz entsetzlich. Das Schlimmste war, daß ich nicht wußte, woran ich mich halten sollte, daß Zweifel und Ungewißheit, ob ich sie lieben oder hassen sollte, mir die Seele zerrissen. Ich litt so furchtbar, daß mir sogar der Gedanke kam, aus dem Zuge zu springen, mich auf die Schienen zu legen und allem ein Ende zu machen. Dann gab es wenigstens keine Zweifel mehr für mich. Das einzige, was mich abhielt es zu tun, war das Mitleid mit mir selbst, das sogleich wieder durch den Haß, den ich ihr gegenüber empfand, abgelöst wurde. ***Ihm*** gegenüber empfand ich ein eigenartiges Gefühl des Neides, ein Bewußtsein meiner Unterlegenheit und seines Sieges, für sie aber hatte ich nichts als einen grenzenlosen Haß. Es geht nicht an, daß ich mit mir ein Ende mache und sie am Leben lasse; sie soll leiden, wenigstens so viel, daß sie begreift, wie furchtbar ich gelitten habe, sagte ich mir. Auf allen Stationen stieg ich aus, um mich zu zerstreuen. Auf einer Station sah ich am Büfett, daß die Leute tranken, und alsbald trank auch ich ein Glas Branntwein. Neben mir stand ein Jude, der gleichfalls trank. Er redete mich an, und um nicht

allein in meinem Wagen zu bleiben, stieg ich mit ihm in seinen schmutzigen, verräucherten Wagen dritter Klasse ein, dessen Fußboden ganz von den Schalen zerkauter Sonnenblumenkerne bedeckt war. Dort nahm ich neben ihm Platz, und er begann allerhand Anekdoten zu erzählen. Ich hörte zu, verstand jedoch nicht, was er sagte, da ich in Gedanken stets bei meinen eignen Angelegenheiten verweilte. Er bemerkte das und verlangte von mir mehr Aufmerksamkeit, worauf ich mich erhob und wieder in meinen Wagen zurückging. Ich muß es doch einmal gründlich überlegen, sagte ich mir, ob ich mit meinen Gedanken auch wirklich auf dem richtigen Wege bin und überhaupt einen Grund habe, mich so zu quälen. Ich setzte mich, um ruhig nachzudenken, alsbald jedoch begann statt des ruhigen Nachdenkens wieder die alte Litanei: statt klarer Gedanken – wüste Szenen und Vorstellungen.

‚Wie oft habe ich mir schon diese Qualen bereitet', sagte ich mir und dachte dabei an die vielen früheren Eifersuchtsanfälle – und schließlich kam nichts dabei heraus. So werde ich sie vielleicht, ja sogar bestimmt, ruhig schlafend antreffen: sie wird erwachen, wird sich freuen, daß ich da bin, und an ihren Worten und ihrem Blicke werde ich fühlen, daß nichts vorgefallen ist und alle meine Vermutungen töricht waren. Oh, wie herrlich wäre das! Doch nein, das ist zu oft gewesen, es kann nicht noch einmal sein, sagte mir irgendeine Stimme, und wieder begann es von neuem. Das ist die wahre Höllenqual! Nicht in ein Syphilishospital würde ich einen jungen Menschen führen, um ihm die Lust am Weibe zu benehmen, sondern in meine eigne Seele in ihrem damaligen Zustande, damit er die Teufel sähe, die sie zerfleischt haben. Empörend war es schon, daß ich mir ein zweifelloses Recht auf ihren Körper anmaßte, als ob es mein Körper wäre, während ich auf der andern Seite fühlte, daß mir ein Eigentum an diesem Körper durchaus nicht zustand, daß er keineswegs mir gehörte, daß sie darüber verfügen dürfe, wie sie will, und wenn sie darüber nicht so verfügt, wie ich es will, so darf ich eben weder ihm noch ihr etwas antun. Er singt, wie Hans der Schließer unterm Galgen, sein Lied – wie er sie auf den süßen Mund geküßt usw., und er hat gewonnenes Spiel. Und gegen sie kann ich noch weniger ausrichten. Wenn sie noch nichts getan hat, aber die böse Absicht hegt, und ich weiß, daß dies der Fall ist: um so schlimmer; dann wäre es schon besser, sie hätte es wirklich getan und ich wüßte

es, damit endlich die Ungewißheit aufhöre. Ich hätte nicht sagen können, was ich eigentlich wünschte. Ich wünschte, sie möchte das nicht wollen, was sie ihrerseits wiederum wollen mußte. Es war schon der reine Wahnsinn.

XXVI.

Auf der vorletzten Station, als der Schaffner hereinkam, um die Fahrkarten abzunehmen, suchte ich meine Sachen zusammen und trat auf die Plattform hinaus. Das Bewußtsein der bevorstehenden Entscheidung hatte meine Aufregung immer mehr gesteigert. Ich fror, und meine Kiefer bebten so heftig, daß die Zähne aneinanderschlugen. Mechanisch verließ ich mit der Menge das Stationsgebäude, nahm eine Droschke, stieg ein und fuhr heim. Unterwegs beobachtete ich die wenigen Fußgänger und die Hausknechte, die Schatten, die die Straßenlaternen und die Laternen meiner Droschke bald vorn, bald hinten warfen, und dachte an nichts weiter. Als ich eine halbe Werst gefahren war, wurde mir kalt in den Füßen, und es fiel mir ein, daß ich meine Wollstrümpfe im Zuge ausgezogen und in die Reisetasche gelegt hatte. Wo war die Tasche? Hatte ich sie bei mir? Ja, da ist sie; aber wo ist der Korb? Ich sah, daß ich mein Gepäck ganz und gar vergessen hatte; ich holte den Gepäckschein hervor, überlegte einen Augenblick, und nachdem ich zu dem Entschluß gekommen, daß es sich nicht verlohne, deshalb zurückzufahren, fuhr ich weiter. So sehr ich mir jetzt auch Mühe gebe, mir meinen damaligen Zustand, was ich dachte, was ich wollte, ins Gedächtnis zu rufen – es will mir nicht gelingen. Ich erinnere mich nur, daß ich das Bewußtsein hatte, irgendeinem furchtbaren, ungemein wichtigen Ereignisse meines Lebens gegenüberzustehen. Ob dieses Ereignis eintrat, weil ich so und so dachte, oder das und das wollte, weiß ich nicht. Vielleicht ist nach dem, was nun geschah, auf all die vorhergehenden Minuten in meiner Erinnerung ein trübender Schatten gefallen.

Ich fuhr an meinem Hause vor. Es war in der ersten Stunde nach Mitternacht, es schlug eben ein Uhr. Ein paar Droschken hielten vor dem Hause; sie sahen an der Hausfront erleuchtete Fenster – es waren die Fenster des Saales und des Empfangszimmers unserer Woh-

nung und sie rechneten auf Fahrgäste. Ohne mir lange Rechenschaft davon abzulegen, warum unsere Fenster noch so spät erleuchtet sind, stieg ich in dem gleichen Zustande der Erwartung irgendeines schrecklichen Ereignisses die Treppe hinan und klingelte.

Der Diener, der gutmütige, fleißige und sehr beschränkte Jegor, öffnete. Das erste, was mir im Vorzimmer in die Augen fiel, war – sein Mantel, der neben anderen Garderobenstücken am Riegel hing. Ich hätte mich eigentlich wundern sollen, wunderte mich jedoch nicht, da ich es ja erwartet hatte. ‚Es stimmt also', sagte ich mir im stillen, nachdem ich Jegor gefragt hatte, wer da sei und er mir Truchatschewskij genannt hatte. Ich fragte, ob noch sonst jemand da sei. Er antwortete: ‚Nein, niemand.' Ich erinnere mich, daß er mir in einem Tone antwortete, als wollte er mir eine Freude machen und meine Zweifel zerstreuen, daß vielleicht doch noch jemand da sein könnte. ‚So, so', sprach ich gleichsam zu mir selbst. ‚Und die Kinder?' – ‚Sind, Gott sei Dank, gesund. Sie schlafen schon lange.'

Ich konnte weder Atem schöpfen noch die bebenden Kiefer zum Stillstand bringen. Es war also nicht so, wie ich es gedacht hatte: daß ich erst ein Unglück befürchten, es sich aber dann herausstellen würde, daß alles in Ordnung, alles beim alten sei. Nun war aber doch nicht alles beim alten, und alles das, was ich in meiner Phantasie gesehen und für bloße Einbildung gehalten – alles das war Wirklichkeit, leibhaftige Wirklichkeit.

Ich wollte schon in Schluchzen ausbrechen, aber der Teufel flüsterte mir flugs ins Ohr: ‚Immer flenne du und gib dich deiner weinerlichen Stimmung hin und sie werden inzwischen in aller Ruhe auseinandergehen, du wirst keine Beweise in der Hand haben und wirst dein Leben lang zweifeln und Qualen leiden.' Und sogleich entschwand jede Spur von weichem Mitleid mit mir selbst, und an seine Stelle trat – Sie werden es nicht glauben – ein seltsames Gefühl, nämlich die Freude, daß meine Qual nun ein Ende finden, daß ich ***sie*** nun strafen, mich von ihr befreien und meiner Wut freien Lauf lassen würde. Und ich ließ meiner Wut freien Lauf und wurde zum reißenden Tier. ‚Nicht doch, nicht doch', sagte ich zu Jegor, der ins Gastzimmer gehen wollte –, ‚kümmre dich um nichts weiter, sondern nimm rasch eine Droschke, und hier hast du meinen Gepäckschein, hol' rasch meine Sachen von der Bahn ab. Beeil' dich!' Er ging durch den Korridor, um seinen Paletot zu holen. Ich fürchtete, daß

er sie aufscheuchen könnte, begleitete ihn nach seiner Kammer und wartete, bis er sich angezogen hatte. Vom Gastzimmer her vernahm man durch einen Zwischenraum ihr Gespräch und das Klirren von Messern und Tellern. Sie aßen und hatten mein Klingeln überhört. ‚Daß sie nur jetzt nicht herauskommen!' dachte ich. Jegor hatte seinen Paletot angezogen und ging hinaus. Ich ließ ihn hinaus und schloß die Tür hinter ihm; ein unheimliches Gefühl überkam mich, als ich mich allein wußte und mir sagte, daß ich nun sogleich handeln müsse. Wie? – wußte ich noch nicht. Ich wußte nur, daß nun alles zu Ende sei, daß es einen Zweifel an ihrer Schuld nicht geben könne, und daß ich sie nun sogleich bestrafen und meinen Beziehungen zu ihr ein Ende machen würde. Bisher hatte ich immer noch geschwankt und hatte mir gesagt: ‚Vielleicht ist alles nicht wahr, vielleicht ist alles doch nur Täuschung.' Jetzt war jede Möglichkeit dieser Art ausgeschlossen. Alles war für immer entschieden. Da saß sie nun mit ihm mitten in der Nacht, während sie mich abwesend glaubte. Das hieß wirklich schon alle Scham vergessen! Oder noch schlimmer: vielleicht sollte diese offene Frechheit, diese Kühnheit des Verbrechens gar als Beweis ihrer Unschuld gelten. Jedenfalls war alles klar und jeder Zweifel ausgeschlossen. Ich fürchtete jetzt nur, daß sie sich trennen, daß sie einen neuen Betrug ersinnen und mich um den augenscheinlichen Beweis und die Möglichkeit der Überführung bringen könnten.

Um sie möglichst sicher zu ertappen, schlich ich mich auf den Zehenspitzen näher zum Speisesaal, in dem sie saßen, nicht durch das Empfangszimmer, sondern durch den Korridor und die Kinderzimmer. Im ersten Kinderzimmer schliefen die Knaben. Als ich ins zweite Zimmer trat, bewegte sich die Kinderfrau, als wollte sie erwachen. Ich stellte mir vor, was sie denken würde, wenn sie alles erführe, und ein solches Mitleid mit mir selbst ergriff mich bei diesem Gedanken, daß mir die Tränen in die Augen traten. Um die Kinder nicht zu wecken, schlich ich auf den Fußspitzen wieder in den Korridor zurück und begab mich in mein Kabinett, wo ich mich auf den Diwan warf und zu schluchzen begann.

Ich, ein ehrenhafter Mensch, der Sohn meiner Eltern, der ich mein Leben lang von einem reinen Familienleben geträumt hatte, ich, ein Mann, der seiner Frau nie untreu geworden war, stand vor diesem furchtbaren Bilde! Hier schliefen unsere fünf Kinder, und

dort umarmte ***sie*** einen Musikanten, nur weil er rote Lippen hatte. Nein, das war kein Mensch, das war eine Hündin, eine räudige Hündin … Neben dem Zimmer der Kinder, denen sie ihr Leben lang Liebe vorgeheuchelt hatte! Und mir einen solchen Brief zu schreiben! Und sich dann dem ersten besten so frech an den Hals zu werfen! Ach, was weiß ich überhaupt! Vielleicht ist es immer so gewesen. Vielleicht stammen alle diese Kinder, die als die meinigen gelten, von meinen Lakaien. Und morgen wäre ich heimgekehrt und sie wäre mir entgegengekommen mit ihrer Frisur, ihrer Taille, ihren lässigen, graziösen Bewegungen – die ganze reizvolle, verhaßte Gestalt sah ich vor mir aufsteigen – und dieses reißende Tier der Eifersucht würde sich für immer in meinem Herzen eingenistet und meine Seele zermürbt haben. Die Kinderfrau … und Jegor … was werden die denken? Und die arme Lisotschka? Sie hatte schon einiges Verständnis für die Dinge ringsum. Und diese Frechheit! Diese Lüge! Diese tierische Sinnlichkeit, die mir so wohl bekannt ist, sagte ich mir.

Ich wollte mich erheben, vermochte es jedoch nicht. Mein Herz schlug so heftig, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte. Ja, ein Schlaganfall wird mich töten. Sie ist mein Tod. Das würde ihr so recht sein! Doch nein, das hieße doch, es ihr zu bequem machen. Dieses Vergnügen will ich ihr nicht bereiten … Hier sitze ich nun – und sie schmausen und lachen dort, und? … Warum habe ich sie damals nicht erwürgt, sagte ich mir, als ich sie vor acht Tagen aus meinem Kabinett warf und ihr die Sachen nachschleuderte? Ich vergegenwärtigte mir lebhaft den Zustand, in dem ich mich damals befunden; und nicht nur das – ich fühlte auch dasselbe Bedürfnis, zuzuschlagen und zu zerstören, das ich damals empfunden hatte. Ich erinnere mich, wie ich auf einmal den Drang verspürte zu handeln, wie alle Vorstellungen außer jenen, die diesem Drange dienten, in meinem Hirn zurückwichen und ich in den Zustand eines reißenden Tieres verfiel oder eines Menschen, der unter dem Einflusse physischer Erregung steht, im Augenblick der Gefahr etwa, wenn er folgerichtig und ohne Übereilung handelt, doch auch ohne einen Augenblick zu verlieren, alles im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel.

XXVII.

Das erste, was ich tat, war, daß ich die Stiefel auszog und in bloßen Strümpfen zu der Wand über dem Diwan hintrat, wo meine Schußwaffen und Dolche hingen. Ich nahm einen noch nie gebrauchten, sehr scharfen Damaszenerdolch von der Wand und zog ihn aus der Scheide, die, wie ich mich erinnere, hinter den Diwan fiel. ‚Später will ich sie dort hervorholen,' sagte ich mir noch, ‚sonst geht sie verloren.' Dann zog ich den Paletot aus, den ich die ganze Zeit über angehabt hatte, und ging, leise auftretend, in bloßen Strümpfen nach dem Salon zu. Als ich mich sacht herangeschlichen hatte, öffnete ich plötzlich die Tür.

Ich sehe noch den Ausdruck ihrer Gesichter. Ich erinnere mich dieses Ausdrucks deshalb, weil er mir eine qualvolle Wonne bereitete. Es war der Ausdruck des Entsetzens. Das war es, was ich brauchte. Niemals werde ich den Ausdruck verzweifelten Entsetzens vergessen, der im ersten Augenblick auf den Gesichtern der beiden hervortrat, als sie mich erblickten. Er saß, glaube ich, am Tische, sobald er mich jedoch sah oder hörte, sprang er auf und blieb mit dem Rücken gegen das Büfett stehen. In seinen Zügen malte sich einzig und unverhohlen der Ausdruck des Entsetzens. In ihrem Gesichte lag derselbe Ausdruck, doch war noch ein zweiter ihm beigemengt. Wäre nur der Ausdruck des Entsetzens darauf zu lesen gewesen, dann wäre vielleicht das nicht geschehen, was schließlich geschehen ist, doch prägte sich in ihrem Gesichte, wie mir wenigstens schien, im ersten Augenblick noch der Unwille und die Empörung darüber aus, daß man ihren Liebesrausch und ihr Glück an seiner Seite zu stören wage. Sie hatte jetzt sozusagen kein anderes Bedürfnis, als daß man sie in ihrem Glück nicht störe. Doch der Ausdruck ihrer Gesichter blieb nur einen Augenblick unverändert. Der Ausdruck des Entsetzens in seinem Gesichte wechselte sogleich mit dem fragenden Ausdruck: ‚Kann ich leugnen oder nicht? Wenn Leugnen noch einen Zweck hat, dann heißt es sofort beginnen. Sonst heißt es die Sache anders anfangen. Doch wie ?' Und er sah sie fragend an. Der Ausdruck des Unwillens und der Empörung in ihrem Gesichte schien mir gewichen zu sein, nachdem sie ihm einen besorgten Blick zugeworfen hatte. Ich war, den Dolch im Rücken haltend,

einen Augenblick in der Tür stehengeblieben. In diesem Moment lächelte ***er*** und begann in einem bis zur Lächerlichkeit gleichgültigen Tone: ‚Wir hatten gerade musiziert …' – ‚Ich hatte nicht erwartet …', bemerkte sie, sich seinem Tone anpassend. Keiner von beiden sprach seinen Satz zu Ende. Dieselbe Wut, die mich damals, vor einer Woche, überkam, bemächtigte sich meiner auch jetzt. Wiederum empfand ich diesen Drang des Zerstörens, des gewaltsamen Austobens, der Freude an der Raserei und gab mich ihr hin.

Keiner von beiden hatte seinen Satz beendet. Es begann nun jenes andere, das er fürchtete und das ihre Worte mit einemmal gegenstandslos machte. Ich stürzte mich auf sie, immer noch den Dolch verbergend, damit er mir nicht in den Arm fiele, wenn ich nach der Stelle stechen würde, die ich von Anfang an zum Angriff ausgewählt hatte – nämlich nach ihrer linken Brust unterhalb der Rippen. Im Augenblick, da ich mich auf sie stürzte, sah er, was ich vorhatte, faßte, was ich nie von ihm erwartet hätte, nach meiner Hand und schrie: ‚Kommen Sie zu sich! Was haben Sie vor? Zu Hilfe!'

Ich entriß ihm meine Hand und stürzte mich schweigend auf ihn. Seine Blicke kreuzten sich mit meinen. Er wurde plötzlich bleich wie ein Linnen, die Augen glänzten ganz seltsam, und er schlüpfte, was ich gleichfalls nicht erwartet hätte, unter dem Flügel hindurch zur Tür hinaus. Ich stürzte ihm nach, verspürte jedoch eine schwere Last an meinem linken Arm. Es war meine Gattin. Ich wollte mich losreißen, sie hängte sich jedoch noch schwerer an mich und ließ mich nicht los. Das unerwartete Hindernis, ihr Gewicht und ihre mir widerwärtige Berührung erregten mich noch mehr. Ich fühlte, daß ich ganz toll war vor Raserei und furchtbar aussehen mußte, und ich freute mich darüber. Ich holte aus voller Kraft mit dem linken Arme aus und versetzte ihr mit dem Ellbogen einen Stoß mitten ins Gesicht. Sie schrie auf und ließ meinen Arm los. Ich wollte ihm nacheilen, sagte mir jedoch, daß es lächerlich sein würde, dem Liebhaber seiner Frau in Strümpfen nachzulaufen, und ich wollte nicht lächerlich, sondern furchtbar sein. In all meiner Wut dachte ich die ganze Zeit über doch auch daran, welchen Eindruck ich auf die anderen machte, und dieser Eindruck war zum Teil sogar bestimmend für mein Handeln. Ich wandte mich nach ihr um. Sie war auf das Sofa gefallen, hielt die Hand vor die Augen, in die mein Stoß sie getrof-

fen, und sah mich an. In ihrem Gesicht waren Angst und Haß gegen mich, ihren Feind, zu lesen – derselbe Haß, der aus den Augen der Ratte spricht, wenn man die Falle emporhebt, in die sie geraten ist. Ich konnte wenigstens nichts anderes an ihr wahrnehmen, als Angst und Haß gegen mich, den die Liebe zu dem anderen in ihr hervorrief. Aber ich hätte mich vielleicht noch bezwungen und meine Tat nicht vollbracht, wenn sie geschwiegen hätte. Doch sie begann plötzlich zu sprechen und nach meiner Hand, die den Dolch hielt, zu fassen. ‚Komm doch zur Besinnung! Was tust du denn? Was ist mit dir? Nichts ist geschehen, nichts, nichts! Ich schwöre es dir!' Ich hätte noch gezögert, aber diese ihre letzten Worte, aus denen ich auf das Gegenteil schloß – nämlich, daß alles geschehen sei, forderten eine Antwort heraus. Und die Antwort mußte der Seelenstimmung entsprechen, in die ich mich versetzt hatte, und die sich in einem ständigen *crescendo* befand. Auch die Wut hat ihr Gesetz. – ‚Lüge nicht, Elende!' rief ich und faßte mit der Linken nach ihrer Hand, die sie mir jedoch entriß. Da packte ich sie, ohne den Dolch loszulassen, mit der linken Hand an der Kehle, warf sie hinten über und begann sie zu würgen. Was für einen feisten Hals hatte sie doch! Sie faßte mit beiden Händen nach meinen Händen, suchte ihren Hals zu befreien, und als wenn ich das erwartet hätte, stach ich sie aus aller Macht mit dem Dolche unterhalb der Rippen in die linke Seite …

Wenn die Leute behaupten, daß sie in einem Wutanfall nicht wissen, was sie tun, so ist das unsinnig und unwahr. Ich wußte alles, nicht für einen Augenblick verlor ich das klare Bewußtsein. Je stärker ich selbst in mir meine Wut anfachte, desto greller leuchtete das Licht des Bewußtseins in mir auf, das mich alles das deutlich sehen ließ, was ich tat. Ich kann nicht sagen, daß ich alles voraus wußte, was ich tun würde, in dem Augenblick jedoch, da ich handelte, ja vielleicht noch ganz kurz vorher, wußte ich, was ich tun würde, und hatte gar noch, im Falle des Bereuens, die Möglichkeit, einzuhalten. Ich wußte, daß ich sie unterhalb der Rippen treffen und daß der Dolch dort eindringen würde. Im Augenblick, da ich es tat, wußte ich, daß ich etwas Entsetzliches tue, etwas, das ich noch nie getan und das noch furchtbarere Folgen haben würde. Aber dieses Bewußtsein fuhr nur wie ein Blitz durch mein Hirn, und diesem Blitz folgte sogleich die Tat. Die Tat selbst spiegelte sich im Bewußtsein mit ungewohnter Grellheit. Ich spürte den jähen Widerstand des

Korsetts und noch irgendeines Gegenstandes, hörte irgendeinen Laut und fühlte dann das Eindringen der Klinge ins Weiche. Sie griff mit den Händen nach dem Dolche, schnitt sich dabei und ließ los. Ich habe später im Gefängnis, nachdem die sittliche Wandlung sich in mir vollzogen hatte, lange über diesen Augenblick nachgedacht und mir davon ins Gedächtnis zurückzurufen versucht, was ich nur irgend konnte. Ich erinnere mich eines Augenblicks, nur eben ***eines*** Augenblicks, der der Tat vorausging, in dem ich das furchtbare Bewußtsein hatte, eine Frau, meine Gattin, getötet zu haben. Das Entsetzen dieses Bewußtseins ist mir noch im Gedächtnis, und ich nehme an und entsinne mich sogar dunkel, daß, nachdem ich ihr den Dolch in die Brust gestoßen, ich ihn sogleich wieder herauszog in dem Wunsche, das Geschehene wieder gutzumachen und einzuhalten. Eine Sekunde lang stand ich unbeweglich in der Erwartung, was wohl geschehen würde: ob es wohl möglich sei, hier noch etwas gutzumachen. Sie sprang auf und schrie: ‚Amme, er hat mich getötet!'

Die Kinderfrau, die den Lärm gehört hatte, stand in der Tür. Ich stand da und wartete und wollte noch immer nicht recht an das Geschehene glauben. Doch da strömte das Blut schon unter ihrem Korsett hervor. Und da begriff ich, daß nichts mehr gutzumachen sei, und entschied mich auch gleich dahin, daß das gar nicht nötig sei, daß ich es so gewollt und daß ich das, was geschehen, auch habe tun müssen. Ich wartete, bis sie hinfiel und die Kinderfrau mit dem Rufe: ‚Um Gottes willen!' zu ihr hineilte – dann erst warf ich den Dolch fort und verließ das Zimmer. ‚Ich darf mich nicht aufregen, ich muß wissen, was ich tue', sprach ich zu mir selbst, ohne nach ihr und der Kinderfrau hinzublicken. Die Kinderfrau schrie und rief das Mädchen.

Ich ging den Korridor entlang, schickte das Mädchen hinein und begab mich in mein Zimmer. ‚Was soll ich nun tun?' fragte ich mich und begriff sogleich, was ich zu tun hätte. Ich trat an die Wand in meinem Kabinett, nahm einen Revolver herunter, untersuchte ihn – er war geladen – und legte ihn auf den Tisch. Dann holte ich die Dolchscheide hinter dem Diwan hervor und setzte mich auf diesen. Lange saß ich da, ohne an etwas zu denken oder mich an etwas zu erinnern. Ich hörte, daß draußen irgendwelches Getriebe war. Ich hörte, wie dort jemand kam und dann noch jemand. Dann hörte und

sah ich, wie Jegor meinen Reisekorb ins Kabinett trug. Als ob ihn jetzt noch jemand hätte brauchen können!

‚Hast du gehört, was geschehen ist?' sprach ich zu ihm. ‚Sag' dem Hauswart, man solle es der Polizei melden.' Er erwiderte nichts und ging hinaus. Ich erhob mich, schloß die Tür, zog eine Zigarette und Zündhölzer heraus und begann zu rauchen. Ich hatte die Zigarette noch nicht zu Ende geraucht, als ich in einen dumpfen, schweren Schlaf verfiel. Ich schlief wohl an die zwei Stunden. Mir träumte, wir hätten uns vertragen und seien beinahe wieder Freunde, nur eine Kleinigkeit stehe noch zwischen uns, doch sonst sei alles in Ordnung. Ein Klopfen an der Tür weckte mich. ‚Das ist die Polizei,' dachte ich beim Erwachen, ‚ich habe ja wohl jemanden getötet. Aber vielleicht ist sie es auch, die da klopft, vielleicht ist gar nichts geschehen.' Noch einmal klopfte es an der Tür. Ich öffnete nicht und beschäftigte mich mit der Frage: ‚Ist es Wirklichkeit oder nicht?' Ja, es ist Wirklichkeit. Ich dachte an den Widerstand des Korsetts, an das Eindringen der Klinge in den Körper, und ein Schauer lief mir über den Rücken … Ja, es ist wahr; es ist wahr. ‚Nun muß ich auch mich töten', sprach ich zu mir selbst. Aber ich sprach es – und wußte doch, daß ich mich nicht töten würde. Dennoch erhob ich mich und nahm den Revolver wieder zur Hand. Aber, wie seltsam: so nahe ich auch früher oft dem Selbstmord gewesen war und so lebhaft ich noch kürzlich während der Bahnfahrt an diese Möglichkeit, durch die ich sie erschrecken wollte, gedacht hatte – jetzt lag mir der Gedanke, mich zu töten, völlig fern. ‚Warum sollte ich das tun?' fragte ich mich. Und ich fand keine Antwort auf die Frage. Wieder wurde an die Tür geklopft. Jedenfalls muß ich erst einmal nachsehen, wer da klopft. Das andere eilt noch nicht. Ich legte den Revolver auf den Tisch und deckte ein Zeitungsblatt darüber. Dann ging ich nach der Tür und schob den Riegel zurück. Es war die Schwester meiner Frau, eine gutmütige, beschränkte Witwe. ‚Wassja, was hast du da angerichtet?' und ihre stets bereitgehaltenen Tränen begannen zu fließen. – ‚Was wünschst du?' fragte ich sie grob. Ich sah sehr wohl, daß gar kein Grund vorlag, gegen sie grob zu sein, doch ich konnte keinen anderen Ton für unsere Unterhaltung finden. – ‚Wassja, sie stirbt. Iwan Sacharytsch hat es gesagt.' Iwan Sacharytsch war der Hausarzt, ihr Arzt und Berater. – ‚Ist er denn hier?' fragte ich, und der ganze Zorn, den ich gegen sie gehegt, kam wieder zum Durch-

bruch. ‚Nun also – was soll ich?' – ‚Wassja, geh doch zu ihr! Ach, wie entsetzlich ist das doch!' sagte sie. – ‚Zu ihr gehen?' fragte ich mich selbst und gab mir alsbald zur Antwort, das müsse ich wohl tun, das sei wahrscheinlich immer so, daß, wenn ein Gatte seine Frau getötet hat wie ich, er dann unbedingt zu ihr hingeht. Wenn das so üblich ist, so muß auch ich hingehen, sagte ich mir. Und was das andere betrifft – ich dachte an meine Absicht, mich zu erschießen – so werde ich, falls es notwendig sein sollte, immer noch Zeit dazu haben. Und so ging ich denn zu ihr. ‚Jetzt wird es Phrasen geben und Grimassen,' sprach ich zu mir selbst, ‚aber ich lasse mich nicht von ihr unterkriegen.' ‚Halt,' sagte ich zu ihrer Schwester, ‚es sieht dumm aus, wenn ich ohne Stiefel hineingehe, laß mich wenigstens die Pantoffel anziehen.'

XXVIII.

Und, wie seltsam: als ich das Zimmer verließ und die gewohnten Räume durchschritt, da lebte in mir von neuem die Hoffnung auf, daß nichts gewesen sei, aber der Geruch dieses ekelhaften Zeugs – Jodoform oder Karbol – schlug mir gar zu penetrant entgegen. Ja, es ist doch alles gewesen. Als ich durch den Korridor am Kinderzimmer vorüberschritt, erblickte ich Lisanjka. Sie sah mich mit erschrockenen Augen an. Es war mir sogar, als ob alle fünf Kinder da wären und mich ansähen. Ich ging zu der Tür, und das Dienstmädchen öffnete mir von innen und kam heraus. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ihr hellgraues Kleid auf dem Stuhle, das von Blut ganz schwarz war. Sie lag mit hochgestreckten Knien auf unserem zweischläfrigen Bett, zum Teil sogar auf meinem Bett, zu dem der Zutritt leichter war. Sie lag ganz schräg, auf den bloßen Kissen, in offener Nachtjacke. Dort, wo die Wunde sein mußte, war irgend etwas aufgelegt. Im Zimmer herrschte ein durchdringender Jodoformgeruch. Vor allem erschreckte mich ihr gedunsenes, blau angelaufenes Gesicht, das in der Nasengegend und unter den Augen dunkle Flecke aufwies. Sie rührten von dem Stoße mit dem Ellbogen her, der sie getroffen hatte. Von ihrer Schönheit war keine Spur vorhanden; sie erschien mir vielmehr häßlich. Ich blieb an der Schwelle stehen.

‚Tritt doch näher, tritt doch näher heran', sprach die Schwester zu mir. – ‚Vielleicht will sie bereuen?' dachte ich. ‚Soll ich verzeihen? Ja, sie stirbt, da kann ich ihr verzeihen', dachte ich – ich will recht großmütig sein. Ich trat ganz dicht heran. Sie richtete mit Mühe ihre Augen, von denen das eine ganz verschwollen war, auf mich und sprach mühsam und stockend: ‚Nun hast du dein Ziel erreicht, hast mich getötet!' – und in ihrem Gesichte spiegelte sich durch die physischen Leiden und die Nähe des Todes hindurch der mir wohlbekannte, kalte, tierische Haß. ‚Die Kinder … lasse ich dir … aber nicht. Sie – die Schwester – wird sie zu sich nehmen!' Das, worauf es mir vor allem ankam, ihre Schuld, ihren Verrat, erwähnte sie überhaupt nicht, als ob es sich nicht verlohne, davon zu reden. ‚Ja, weide dich an deinem Werke', sagte sie, sah nach der Tür und schluchzte auf. In der Tür stand die Schwester mit den Kindern. ‚Sieh, was du angerichtet hast!' Ich sah auf die Kinder und auf ihr entstelltes Gesicht und vergaß zum erstenmal mich selbst, mein Recht und meinen Stolz und sah zum erstenmal in ihr den Menschen. Und so klein und erbärmlich erschien mir meine Eifersucht und alles das, was mich gekränkt hatte, und für so bedeutsam und furchtbar erachtete ich das, was ich getan, daß ich mein Gesicht zu ihren Händen niedersenken und sie um Verzeihung bitten wollte. Indessen ich wagte es nicht. Sie hatte die Augen geschlossen und schwieg, offenbar war sie nicht mehr imstande zu sprechen. Dann erbebte ihr entstelltes Gesicht und legte sich in Falten. Sie stieß mich leise von sich. ‚Warum war das alles? Warum?' – ‚Verzeih mir!' sagte ich, ‚verzeih, alles ist Torheit!' – ‚Wenn ich nur nicht sterbe!' schrie sie, richtete sich auf und sah mich mit den fieberhaft glänzenden Augen durchdringend an. ‚Du hast dein Ziel erreicht! Ich hasse dich! Oh! Oh!' rief sie offenbar im Fieber, vor irgend etwas erschreckend. – ‚Nun, töte nur, töte, ich habe keine Angst! … Aber töte uns alle, alle, auch ihn. Er ist entflohen, entflohen!' Die Fieberphantasien hörten die ganze Zeit nicht auf. Sie erkannte niemanden mehr. Um die Mittagsstunde war sie tot.

Mich hatte man schon vorher, um acht Uhr morgens, auf die Wache und von dort ins Gefängnis gebracht. Dort saß ich, mein Urteil erwartend, elf Monate lang, dachte über mich und meine Vergangenheit nach und begriff beides. Vom dritten Tage an begann ich beides zu begreifen: am dritten Tage führte man mich ‚dahin'."

Er wollte etwas sagen, hielt jedoch inne, da er sich des Schluchzens nicht enthalten konnte. Als er seine Kräfte wieder gesammelt hatte, fuhr er fort:

„Ich begann erst dann zu begreifen, als ich sie im Sarge erblickte.“

Er schluchzte auf, fuhr jedoch hastig fort:

„Erst als ich ihr totes Antlitz sah, begriff ich alles, was ich getan hatte. Ich begriff, daß ich, ich sie getötet hatte, daß es durch mich geschehen war, daß sie, die bisher gelebt und sich bewegt hatte und voll Wärme gewesen war, nun unbeweglich, wächsern und kalt da lag und daß dies niemals, nirgends und durch kein Mittel geändert werden könne. Wer das nicht selbst erlebt hat, kann es nicht begreifen … Oh! oh! oh!“ rief er wehklagend aus und verstummte. – –

Wir saßen lange schweigend da. Er schluchzte und saß bebend, ohne ein Wort zu sprechen, vor mir da.

„Nun, verzeihen Sie.“ – Er wandte sich von mir ab, streckte sich auf der Bank aus und deckte sich mit seinem Plaid zu.

Auf der Station, auf der ich aussteigen mußte – es war gegen acht Uhr morgens – trat ich an ihn heran, um von ihm Abschied zu nehmen. Ob er schlief oder sich nur schlafend stellte – jedenfalls bewegte er sich nicht. Ich berührte ihn mit der Hand und sah, daß er nicht geschlafen hatte.

„Leben Sie wohl“, sagte ich und reichte ihm die Hand.

Er reichte mir seine Hand und lächelte, jedoch so traurig, daß ich nahe daran war, zu weinen.

„Ja, verzeihen Sie“, wiederholte er nochmals das Wort, mit dem er seine Erzählung geschlossen hatte.

———

[26. August 1889]

[Illustrationsseite]

Zur den fünf ermittelten Ganzübersetzungen der Tolstoi-‚Anthologie‘ „Die sexuelle Frage“ (O polovom voprosě) aus den Jahren 1901-1905 gehört auch diese Ausgabe mit dem abweichenden Titel „Über die Ehe“.

Anhang II

Bibliographische Übersicht zum Sammelband О половом вопросе | O polovom voprose (Die sexuelle Frage, 1901)

1.
Zugänge zum russischen Text der Kompilation „O polovom voprose“ (*Die sexuelle Frage*, 1901)

Frühe Gesamtausgabe | Lew N. TOLSTOJ: О половом вопросе = O polovom voprosě [mysli L. N. Tolstogo. Sobrannyja Vladimirom Čertkovym: Sammelband ‚Über die sexuelle Frage‘; Herausgeber V. G. Čertkov]. Berlin: Hugo Steinitz [G. Štejnic] 1901. [Kyrillische Schrift; 156 Seiten] [Als digitale Online-Ressource der Bayerischen Staatsbibliothek, München: urn:nbn:de:bvb:12-bsb10931319-5].

Einzeltext | Lew N. TOLSTOI: Posleslowije k „Kreizerowoi Sonate“ (Nachwort zur Kreutzersonate, April 1890). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranije sočinenij]. Band 27. Moskau 1936, S. 79-92.

Einzeltext | Lew N. TOLSTOI: Ob otnošenijach meždu polami (Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, 1890). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranije sočinenij]. Band 27. Moskau 1936, S. 286-289.

2.
Deutsche Übersetzungen der von Wladimir Tschertkoff (*Čertkov*) *zusammengestellten Tolstoi-‚Anthologie‘ „O polovom voprose“* (*Die sexuelle Frage*, 1901)

Frühe Übersetzung von zwei Einzeltexten der späteren ‚Anthologie‘ (1894) | Leo N. TOLSTOI: Lasterhafte Genüsse. Aus dem Russischen von L. A[lbert] Hauff. Zweite [veränderte, kürzere] Auflage. Berlin: Verlag von Otto Janke [1894], S. 39-58: „Von den Beziehungen der Geschlechter zu einander“ = Zusammenstellung des Nachwortes zu Kreuzersonate und des Textes „Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern“ in sieben Abschnitten. [Gesamtumfang des Bandes 92 Seiten;

als digitale Online-Ressource ETH-Bibliothek Zürich: https://doi.org/10.3931/e-rara-104867].

Janke-Verlag 1901 | Leo N. TOLSTOI: Die sexuelle Frage. Gesammelt von Wladimir Tschertkoff. Vollständige Übersetzung der vielfach ergänzten und erweiterten Ausgabe des russischen Originals. Berlin: Verlag Otto Janke 1901. [131 Seiten; keine Namensangabe zur Urheberschaft der Übersetzung].

Carlawitz 1901/1933 | Leo TOLSTOI: Ueber die sexuelle Frage. Deutsch von H. von Carlawitz. Dresden: Verlag von Max Fischer 1901. [110 Seiten]. – Neuauflage der Übersetzung v. Carlawitz | Lorch: Renatus Verlag 1933; 144 Seiten. [Anmerkung: antiquarisch wird derzeit ohne Nennung eines Übersetzernamens aus dem Verlag Renatus noch angeboten: TOLSTOI, Die sexuelle Frage. Hg. W. Tschertkow. Lorch um 1915, 125 Seiten].

Feofanoff 1901/1911 | Leo N. TOLSTOJ: Über die sexuelle Frage. Übersetzt von M[ichail] Feofanoff, Vorwort von W. Tschertkow. Erste Auflage. Leipzig: Eugen Diederichs Verlag 1901. [135 Seiten; diese Übersetzung zugleich in: Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. I. Serie, Band 12. Leipzig: Eugen Diederichs 1911.] – Neuauflage | Leo N. TOLSTOJ: Über die sexuelle Frage. Übersetzt von M[ichail] Feofanoff. In: Leo N. Tolstoj: Religiös-ethische Flugschriften, Band II. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. II. Serie, Band 11. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld). 1. und 2. Tausend. Jena: Eugen Diederichs 1911. [135 Seiten; jede Flugschrift im Band mit eigener Paginierung]. – Im vorliegenden Band der Tolstoi-Friedensbibliothek →S. 25-121.

Syrkin 1902 | Leo N. TOLSTOI: Die sexuelle Frage. Deutsch von Dr. N[achman] Syrkin. Berlin: Hugo Steinitz Verlag 1902. [117 Seiten; mehrere Auflagen; mit gleichem Satzbild, aber ohne Nennung des Übersetzernamens und Erscheinungsjahres (vermutlich 1903) auch im Globus Verlag, Berlin]. – Im vorliegenden Band der Tolstoi-Friedensbibliothek →S. 123-196.

Holm 1905 | Leo N. TOLSTOI: Über die Ehe. Übersetzt von Korfiz Holm. München: Albert Langen - Verlag für Litteratur und Kunst 1905. [134 Seiten; enthält alle Teile der ‚Anthologie': „Ein Nachwort zur Kreuzersonate – Von den Beziehungen der Geschlechter – Auszüge aus Tagebüchern und Privatbriefen"].

Tagebuchbezüge zur ‚Anthologie' | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 407, 408: Über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern; S. 378, 379, 389, 383, 384, 385, 395, 843: Nachwort zur ‚Kreutzersonate' [Seitenangaben nach Register].

Verwandte Texte Tolstois | Leo N. TOLSTOI: Bruchstücke aus einem Privatbrief aus Anlaß einer Entgegnung auf den Artikel „An die Frauen". In: Leo N. Tolstoi: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023, S. 333-336. – Lew TOLSTOI: *Für alle Tage*. Ein Lebensbuch. Mit einem Geleitwort von Volker Schlöndorf und einem Nachwort von Ulrich Schmid. Auf Grundlage der russischen Ausgabe letzter

Hand von Christiane Körner revidierte und ergänzte Übersetzung von E. Schmitt und A. Škarvan. München: C. H. Beck 2010, siehe Register unter ‚Ehe': 11. März; ‚Enthaltsamkeit': 4., 29. März, 23. Mai; ‚Familie': 28. Juni; ‚Frau': 2. Juni, 1. Dezember. / Als Lizenzausgabe, Berlin: Fröhlich & Kaufmann Verlag 2018. [= Übertragung der zweiten, erweiterten Ausgabe von: Krug čtenija]. – Leo N. TOLSTOI: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. Mit einer Hinführung von Holger Kuße. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe A, Band 14). Norderstedt: BoD 2023, S. 129-142 (‚Geschlechtsbegierde'), S. 146.

3.
Übersetzungen von Tolstois Novelle „Die Kreuzersonate"
(Крейцерова соната, Kreizerowa sonata | 1889)

Erstübersetzungen 1890 | Leo TOLSTOI: Die Kreutzer-Sonate. Aus dem Russischen übersetzt [keine Namensangabe z. Übers.]. Berlin: Verlag von A. Deubner 1890. – Leo TOLSTOI: Die Kreutzer-Sonate. Ausgabe mit Nachwort. Aus dem russischen Manuskript übersetzt [keine Namensangabe]. Berlin: Norddeutsches Verlags-Institut, J. Jolowicz [1890]. – Leo N. TOLSTOI: Die Kreutzersonate. Übersetzt vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Mit einer Einleitung von Raphael Löwenfeld. Deutsche Ausgabe. Vierte Auflage. Berlin: B. Behr's Buchhandlung 1890. [R. Löwenfeld hier nicht als Übersetzer der Novelle nachgewiesen].

Dargebotene Übersetzung | Leo TOLSTOI: Die Kreutzersonate / Herr und Knecht. Aus dem Russischen von August Scholz. Berlin: Paul Franke Verlag [ca. 1920].

*Übersetzer*innen der ‚Kreutzersonate'* | Hermann Asemissen; Ena von Baer; Alexander Eliasberg; Alfred Alexander Fiedler; Johannes von Guenther; Josef Hahn; L. Albert Hauff; Adam Kotulski; Raphael Löwenfeld [nur als Herausgeber sicher ermittelt]; H[ertha] Lorenz; Arthur Luther [→S. 199-289]; Olga Radetzkaja; Hermann Roskoschny; August Scholz; Marie Stellzig (ermittelt anhand von Katalogen, Bibliographien & Antiquariatsangeboten zu deutschen Übersetzungen).

Tagebuch- und Briefbezüge zur „Kreutzersonate" | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 332, 340, 343, 345, 346, 348, 349, 359, 351, 352, 353, 355, 356, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 372, 373, 375, 377, 378, 379, 380, 383, 389, 390, 395, 400, 402, 415, 436, 449, 624: ‚Kreutzersonate'; S. 378, 379, 389, 383, 384, 385, 395, 843: Nachwort zur ‚Kreutzersonate' [Seitenangaben nach Register]. – Lew TOLSTOI: Briefe. Zweiter Band: 1886-1910. Übersetzt von Günter Dalitz aus dem Russischen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 17). Berlin: Rütten & Loening 1971, S. 55, 59, 60, 76, 77, 80, 81, 82: ‚Die Kreutzersonate'; S. 81: Nachwort zur ‚Kreutzersonate' [Seitenangaben nach Register].

Literarische Antwort der Gattin des Dichters | Sofja TOLSTAJA: Eine Frage der Schuld.

Anläßlich der „Kreutzersonate“ von Lew Tolstoi. Roman. – Kurze Autobiographie der Gräfin Sofja Andrejewna Tolstaja. Aus dem Russischen von Alfred Frank und Ursula Keller. Nachwort von Ursula Keller. Zweite Auflage, Taschenbuch. München: btb Verlag 2010. [Erstauflage dieser Übersetzung im Manesse Verlag, Zürich 2008; Titel der russischen Ausgabe: „Tschja wina? Po powodu ‚Krejzerowoi sonaty‘ Lwe Tolstowo“, 1893 / veröffentlicht 1994].

Ausgewählte Sekundärliteratur zur Sicht der Gattin | Ursula KELLER / Natalja SHARANDAK: Sofja Adrejewna Tolstoja. Ein Leben an der Seite Tolstojs. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2010. [Umfassendes Literaturverzeichnis im Anhang]. – Simone MEIER: Tolstoi begeht literarischen Femizid an seiner Frau. Sie rächt sich virtuos. In: Wats*on*-Online, 09.01.2023. https://www.watson.ch/leben/frauen%20der%20geschichte/466012277-tolstoi-begeht-literarischen-femizid-an-seiner-frau-sie-raecht-sich

4.
Einige zeitgenössische Rezensionen & Antworten zu Tolstois Schriften über Geschlecht, Ehe und Sexualität

ALTENBERG 1911 = Peter Altenberg: „Frau Tolstoi“. In: Pan. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Wilh. Herzog und Paul Cassirer. Berlin. Jg. 1 (1910/11), S. 419-420.

ANONYM 1890 = „Die Kreutzer-Sonate“ [Rezension zu Tolstoi: Die Kreutzer-Sonate. (5. Auflage). Berlin 1890]. In: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Bd. 106 (1890), S. 791-800.

ANONYM 1890 = „Frauengedanken über Tolstojs „Kreutzersonate“ [Rezension]. In: Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben. Berlin. Jg. 1 (1889/90), Nr. 35 (31.05. 1890), S. 585-588.

ANONYM 1890 = „Leo Tolstoj. Die Kreutzersonate“. [Rezension zu Tolstoi: „Kreutzersonate. Berlin: B. Behrs Buchhandlung“]. In: Die Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur und Kunst. Herausgegeben von M. G. Conrad. Leipzig. Jg. 6 (1890), 2. Quartal, S. 751.

ANONYM 1896 = [C.B.]: „Zu dem Artikel über Tolstois Kreutzersonate“ [Betr. Artikel von Wilh. Bode: „Neuere Werke Tolstois. 5. Die Kreutzersonate“; Die christliche Welt Jg. 10 (1896), Sp. 377-381]. In: Die christliche Welt. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. Leipzig. Jg. 10 (1896), Sp. 421-424.

ANONYM 1902 = „Tolstoj in der Ehe“ [= indirekte Wiedergabe eines Artikels von Th. Bentzon aus der Revue des Deux Mondes]. In: Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgegeben von J. E. Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart. Jg. 5 (1902/03), Bd. 1, Heft 1 (Okt. 1902), S. 98-99.

BÄUMER 1911 = Getrud Bäumer: „Leo Tolstoi - der grosse Unbedingte.“ In: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Herausgegeben von Helene Lange. Berlin. Jg. 18 (1910/11), Heft 4 (Jan. 1911), S. 216-222.

BÄUMER 1913 = Getrud Bäumer: „Tolstoibriefe“ [Rezension zu Tolstoi: Briefwech-

sel mit der Gräfin A. A. Tolstoi 1857-1903. München: Georg Müller 1913]. In: Die Hilfe. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Friedrich Naumann. Berlin. Jg. 19 (1913), Nr. 39 vom 25.09.1913, S. 615-616.

BECK 1898 = [Dr. med.] H. Beck: Des Grafen Leo Tolstoi Kreutzersonate vom Standpunkte des Irrenarztes. Leipzig: H. W. Theodor Dieter 1898.

BERG 1890 = Leo Berg: „Tolstoi's Kreutzersonate" und „Tolstoi's Nachwort zur Kreutzersonate" [Rezension]. In: Moderne Dichtung. Monatsschrift für Literatur und Kritik. Brünn/Leipzig/Wien (1890), S. 579-580, 720-721.

BODE 1896 = [Wilhelm] B[o]de: „Neuere Werke Tolstois" [Artikelserie]. „5. Die Kreutzersonate". In: Die christliche Welt. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. Leipzig. Jg. 10 (1896), Nr. 16, Sp. 377-381.

GARBORG 1890 = Arne Garborg: „Tolstoi und das Keuschheitsproblem" [Rezension zu Tolstois „Kreutzersonate"]. In: Freie Bühne für modernes Leben. Herausgegeben von Otto Brahm. Berlin. Jg. 1 (1890), 3. und 4. Quartal, S. 1041-1044, 1076-1079, 1097-1099.

GEROLD 1913 = Sabine Gerold: „Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin Alexandra Tolstoi" [Rezension zu Tolstoi: Briefwechsel mit Gräfin A. A. Tolstoi 1857-1903. München: Georg Müller 1913]. In: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Herausgegeben von Helene Lange. Berlin. 21 (1913/14), Heft 1 (Okt. 1913), S. 44-49.

GROEGER 1926 = Wolfgang E. Groeger: Zwei Frauen. Die Gräfin Tolstoj und Frau Dostojewski. Berlin: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1926.

GYURKOVECHKY 1892 = [Dr.] Victor Gyurkovechky: Warum Tolstoj Liebe verachtet und Aerzte hasst? Wien/Leipzig: Max Merlin 1892.

HALPERINE-KAMINSKY 1913 = „Tolstois erste Braut. Mit ungedruckten Briefen des Dichters. Mitgeteilt von E. Halperine-Kaminsky". In: Der Merker. Österreichische Zeitschrift für Musik und Theater. Jg. 4 (1913), 4. Quartal, Heft 19, S. 744-751.

HANSSON 1890 = Ola Hansson: „Die Kreutzersonate von Tolstoi" [Rezension]. In: Freie Bühne für modernes Leben. Herausgegeben von Otto Brahm. Berlin. Jg. 1 (1890), S. 447-449.

HERZFELD 1890 = Marie Herzfeld: „Tolstois Kreutzer-Sonate und die moderne Mönchsmoral". In: Die Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur und Kunst. Herausgegeben von M. G. Conrad. Leipzig. Jg. 6 (1890), 3. Quartal, S. 1502-1508.

HOPFEN 1901/02 = [Dr.] Otto Helmut Hopfen: „Tolstoi und die Keuschheit" [Rezension zu Tolstois „Über die sexuelle Frage". Hg. v. Tschertkow]. In: Der Lotse. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur. Jg. 2 (1901/02), Bd. 2, Heft 30, S. 110-115.

KANA 1890 = Heinrich Kana: „Der „Kreutzer-Sonate" zweiter Teil" [Persiflage auf die „Kreutzersonate"]. In: Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben. Berlin. Jg. 1 (1889/90), Nr. 33 (17.05. 1890), S. 556-559.

KNIEPF 1891 = Albert Kniepf: „Tolstoi – Kreutzersonate mit Nachwort". In: Die

Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur und Kunst. Herausgegeben von M. G. Conrad. Leipzig. Jg. 7 (1891), 1. Quartal, S. 284-285.

LÖWENFELD 1890a = Raphael Löwenfeld: „Leo Tolstoi's neuestes Werk" [Rezension zu Tolstoi: Kreutzersonate. Übers. vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Berlin: B. Behr (Walter Zimmermann)]. In: Die Gegenwart. Berlin. Jg. 19 (1890), Bd. 37, Nr. 16 vom 19.04.1890, S. 251-252.

LÖWENFELD 1890b = Raphael Löwenfeld: „Leo Tolstojs „Nachwort zur Kreutzersonate" [Rezension zu Tolstoi: Nachwort zur Kreutzersonate. Übers. v. R. Löwenfeld. Berlin: Trautweinsche Buchhandlung]. In: Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben. Berlin. Jg. 1 (1889/90), Nr. 49 vom 06.09.1890, S. 789-790.

MAUTHNER 1890 = F[ritz] M[authner]: „„Die Kreutzersonate" [Rezension zu der Ausgabe von R. Löwenfeld. Berlin: B. Behrs 1890]. In: Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben. Berlin. Jg. 1 (1889/90), Nr. 29 vom 19.04.1890, S.494-495.

POLNER 1928 = Tichon POLNER: Tolstoi und seine Frau. Die Geschichte einer Liebe. Übersetzt von Klara Brauner. Berlin: Hensel 1928.

RAICH 1908 = [Dr.] Maria Raich: „Die Frau in der Weltanschauung Tolstois". In: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Herausgegeben von Helene Lange. Berlin. Hg. 16 (1908/09), Heft 2 (Nov. 1908), S. 75-82; Heft 3 (Dezember 1908), S. 159-168.

RAUBER 1896 = [Prof. Dr.] A[ugust] Rauber: Die Lehren von Victor Hugo, Leo Tolstoj und Emile Zola über die Aufgaben des Lebens vom biologischen Standpunkte aus betrachtet. Zugleich ein Beitrag zur Frauenfrage. (= Vortrag, in etwas kürzerer Form gehalten in der Aula der Kaiserlichen Universität Jurjeff [Dorpat] am 8. |20.| December 1895 zum Vorteil des Hilfsvereins für Studierende). Leipzig: Eduard Besold 1896.

SCHAPIRE-NEURATH 1909 = [Dr.] Anna Schapire-Neurath: Leo Tolstoi. (= Kultur und Fortschritt. Neue Folge der Sammlung „Sozialer Fortschritt". Hefte für Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Frauenfrage, Rechtspflege und Kulturinteressen, Nr. 235). Berlin: Gentzsch 1909.

SCHWEICHEL 1890 = Robert Schweichel: „Tolstoi's Kreutzersonate" [Rezension]. In: Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens. Stuttgart. Jg. 9 (1890/91), Bd. 1, Nr. 10, S. 305-313.

SERVAES 1890 = [Dr.] Franz Servaes: „Leo Tolstoj, Die Kreutzersonate […]" [Rezension zu Tolstoi: Die Kreutzersonate. Übers. v. Bibliographischen Bureau Berlin. Eingel. v. R. Löwenfeld. Berlin: Behr 1890; und zu Tolstoi: Nachwort zur Kreutzersonate. Übers. von Raphael Löwenfeld. Berlin: Trautwein 1890]. In: Deutsche Litteraturzeitung. Jg. 11 (1890), Nr. 45 vom 08.11.1890, Sp. 1662-1664.

SEURON 1895 = Anna Seuron: Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin: Siegfried Cronbach 1895.

TOLSTOIA 1928 = Sophia Andrejewna Tolstoi[a]: Meine Ehe mit Leo Tolstoi. Deutsch von B. Hirschberg-Schrader. Leipzig/Wien: C. Weller & Co. 1928.

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe A

TFb_A001 | Leo N. Tolstoi: *Meine Beichte*. Das Bekenntnisbuch in den Übersetzungen von H. von Samson-Himmelstjerna (1879) und Raphael Löwenfeld (1901). Mit einem Hintergrundtext von Pavel Birjukov. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A002 | Leo N. Tolstoi: *Vernunft und Dogma*. Eine Kritik der Glaubenslehre, übersetzt von L. Albert Hauff, 1891. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A003 | Leo N. Tolstoi: *Kritik der dogmatischen Theologie*. Gesamtausgabe, übersetzt von Carl Ritter, 1904. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A004 | Leo N. Tolstoi: *Kurze Darlegung des Evangelium*. Aus dem Russischen von Paul Lauterbach, 1892. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A005 | Leo N. Tolstoi: *Das Evangelium*. Aus der Bibelarbeit, übersetzt von Nachman Syrkin u. a., nebst Begleittexten von Käte Gaede, Nikolay Milkov und Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A006 | Leo N. Tolstoi: *Worin besteht mein Glaube*? Übersetzungen von Sophie Behr (1885) und Raphael Löwenfeld (1902). Mit einer Einleitung von Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A007 | Leo N. Tolstoi: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A008 | Leo N. Tolstoi: *Über das Leben*. Übersetzungen von Raphael Löwenfeld und Willy Lüdtke, 1902/1929. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A009 | Leo N. Tolstoi: *Das Reich Gottes ist in Euch*, oder: Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht). Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A010 | Leo N. Tolstoi: *Die Christliche Lehre*. Katechetische Schriften für Erwachsene und Kinder. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A011 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Kunst*? Aus dem Russischen von Michail Feofanov (1902). Eingeleitet von Dr. Marco A. Sorace. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A012 | Leo N. Tolstoi: *An den Synod*. Texte zur Exkommunikation, Brief an den Klerus und Zeugnisse zum eigenen Glaubensweg. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A013 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Religion*? Die Übersetzungen von Nachman Syrkin und Iwan Ostrow (1902), nebst weiteren Texten. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A014 | Leo N. Tolstoi: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. (Bearbeitung: Ingrid von Heiseler, P. Bürger). Mit einer Hinführung von Holger Kuße. Norderstedt: BoD 2023.

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe B

TFb_B001 | Leo N. Tolstoi: *Texte gegen die Todesstrafe*. Über die Unmöglichkeit des Gerichtes und der Bestrafung der Menschen untereinander. Mit einem Geleitwort von Eugen Drewermann. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 1). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B002 | Leo N. Tolstoi: *Staat – Kirche – Krieg*. Texte über den Pakt mit der Macht und das Herrschaftsinstrument Patriotismus. Ausgewählt und neu ediert von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 2). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B003 | Leo N. Tolstoi: *Das Töten verweigern.* Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. Neu ediert v. P. Bürger & K. Warnatzsch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B004 | Leo N. Tolstoi: *Wider den Krieg*. Ausgewählte pazifistische Betrachtungen und Aufrufe 1899 – 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 4). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B005 | Leo N. Tolstoi: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. Ausgewählt und neu ediert von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B006 | Leo N. Tolstoi: *Bei den Armen.* Texte über die Lebenswirklichkeit der Beherrschten (in Vorbereitung für Anfang 2024)

TFb_B007 | Leo N. Tolstoi: *Soziale Sünde und Revolution.* Texte über die moderne Sklaverei, Wege der Befreiung und den Irrweg des Blutvergießens (in Vorbereitung für Anfang 2024)

TFb_B008 | Leo N. Tolstoi: *Über Nichtstun, Moral, Recht und Wissenschaft*. Vier kleine Schriften aus den Jahren 1893 und 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 8). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B009 | Leo N. Tolstoi: *Vier Auswahlbände und Breviere 1901/1928*. Sinn des Lebens – Gott und Unsterblichkeit – Aufruf zur Bruderschaft. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 9). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B010 | Leo N. Tolstoi: *Briefe 1848-1910*. Gesammelt von P. A. Sergejenko – vollständige Ausgabe (1911), mit einem Vorwort des Übersetzers Dr. Adolf Heß (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 10). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B011 | Leo N. Tolstoi: *Religiöse Briefe.* Übersetzt von Karl Nötzel – Neuedition der Ausgabe von 1922. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 11). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B012 | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Orient*. Briefe und sonstige Zeugnisse über die Beziehungen des Dichters zu den Vertretern orientalischer Religionen – bearbeitet von Pavel Birjukov, 1925. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 12). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B013 | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Judentum* (Briefe und andere Zeugnisse; in Vorbereitung)

TFb_B014 | Leo N. Tolstoi: *Grausame Genüsse*. Texte über das Leiden der Tiere, die Ernährung ohne Töten und Betäubungsmittelgebrauch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 14). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B015 | Leo N. Tolstoi: *Die sexuelle Frage*. Eine Anthologie des Jahres 1901 – Anhang: Die Kreutzersonate; Übersetzungen von Michail Feofanov, Nachman Syrkin und August Scholz. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B015 | Leo N. Tolstoi: *Pädagogische Schriften*. Gesamtausgabe von Raphael Löwenfeld (1907/1911), zwei Teile in einem Band. Übersetzungen von Otto Buek (in Vorbereitung für Winter 2023)

Dieser Band erscheint in der Reihe B des Editionsprojekts
‚Tolstoi-Friedensbibliothek' zur (Neu-)Erschließung
gemeinfreier Übersetzungen von ‚religionsphilosophischen
(theologischen) und sozialethischen Schriften'
sowie Selbstzeugnissen Leo N. Tolstois.
Über weiterführende Literatur, zu unseren Angeboten
in den einzelnen Editionsreihen A – C
sowie zum Kreis der Beteiligten (Konzeption
und Herausgeberschaft, Bearbeitung, Beratung,
Kooperationspartner*innen) informiert die Projektseite:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de